ENTLEGENE CULTUREN: SKIZZEN UND BILDER

Wilhelm Goldbaum

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

GROSSHERZOG KARL ALEXANDER

von Sachsen.

PROTECTORAT:

Se. Kön. Hoheit

PRINZ GEORG

von Preussen.

STATUT:

§ 1. Jeder Literaturfreund, welcher dem *Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur* als Mitglied beizutreten gedenkt, hat seine desfallsige Erklärung an die nächstgelegene Buchhandlung oder an Herrn Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin zu richten.

§ 2. Jedes Mitglied verpflichtet sich zur Zahlung eines Jahresbeitrags von *Dreissig Mark* R. W. (10 Thlr., 17 Gulden 30 Xr. rhein.*). Die Einzahlung hat, falls Vollzahlung nicht vorgezogen wird, in zwei Raten zu geschehen: die erste von 15 Mark (5 Thalern) bei Empfang der ersten Vereins-Publication einer jeden Serie und der Mitgliedskarte, die letzte Rate von 15 Mark bei Empfang des vierten Werks der betreffenden Serie.

§ 3. Jedes Mitglied erhält in der Serie sieben Werke aus der Feder hervorragender und beliebter Autoren. Jedes dieser Werke 20—23 Bogen umfassend, in gefälliger Druckausstattung und elegantem Einbande. Nur bei poetischen Werken wird nicht immer der festgesetzte Umfang der Vereins-Publicationen innezuhalten sein, dafür jedoch diesen Werken eine besonders elegante Ausstattung zugewendet werden.

§ 4. Ein etwaiges Austretenwollen ist spätestens bei Empfang des sechsten Bandes einer jeden Serie dem Bureau des Vereins anzuzeigen.

§ 5. Die Geschäftsführung des Vereins leitet Herr Verlagsbuchhändler A. HOFMANN in Berlin selbstständig, sowie ihm auch die Vertretung des Vereins nach innen und aussen obliegt.

§ 6. Den Mittheilungen des Vereins über dessen weitere Entwickelung und eventuell noch engere Organisation wird später ein Verzeichniss der Mitglieder des Vereins beigefügt werden.

---

* In *Oesterreich-Ungarn* nach Cours; in der *Schweiz* 40 Frcs.; in *Italien* 40 Lire Gold; in *England* 1 Pfd. 15 sh.; in *Holland* 20 Gulden; in *Frankreich* und *Belgien* 40 Frcs.; in *Russland* 15 Rubel; in *Amerika, Afrika* und *Australien* 15 Dollar.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes sowie das Bureau des Vereins in Berlin, Kronenstrasse 17, nehmen Beitritts-Erklärungen entgegen.

In der ersten Serie (1874/75) kamen nachstehende Werke

zur Vertheilung:

Fr. Bodenstedt,
Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's.

H. v. Sybel,
Vorträge und Aufsätze.

Adolf Schmidt,
Historische Epochen und Katastrophen.

Ed. Osenbrüggen,
Die Schweizer, Daheim u. in der Fremde.

Edm. Reitlinger,
Freie Blicke.
Populär-wissenschaftliche Aufsätze.

Franz v. Löher,
Kampf um Paderborn 1597—1604.

Prof. Dr. Ed. Hanslick,
Die moderne Oper.

In der zweiten Serie (1875/76) erschienen:

Berthold Auerbach,
Tausend Gedanken des Collaborators.

Carl Gutzkow,
Rückblicke auf mein Leben.

Hoyns, Dr. G.,
Die alte Welt.

H. M. Richter,
Geistesströmungen.

Paul Heyse,
Giuseppe Giusti, Gedichte.

Fr. Bodenstedt,
Shakespeare's Frauencharaktere.

Karl Frenzel,
Renaissance- und Rococo-Studien.

Der Inhalt der **dritten** Serie (1876/77) besteht aus:

H. Vambéry,
Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Hieronymus Lorm,
Philosophie der Jahreszeiten.

Louis Büchner,
Aus dem Geistesleben der Thiere.

Paul Lindau,
Alfred de Musset.

W. Goldbaum,
Entlegene Culturen.

Reclam, Professor C.,
Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Fr. Bodenstedt,
Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

Das Curatorium:

Dr. R. Gneist
Ordentl. Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Dr. K. Werder
Geh. Rath und Professor an der Königl. Universität zu Berlin.

Graf Usedom
Königl. Preuss. Wirkl. Geh. Rath und General-Intendant der Königlichen Museen zu Berlin.

C. v. Dachröden
Königl. Kämmerer und Schlosshauptmann zu Berlin.

Adolf Hagen
Stadtrath.

Geschäftsführende Leitung: **A. Hofmann,** Verlagsbuchhändler in Berlin.

Dr. L. Lenz, Schriftführer.

Entlegene Culturen.

Entlegene Culturen.

Skizzen und Bilder

von

Wilhelm Goldbaum.

Berlin 1877.
A. Hofmann & Co.

Vorwort.

Es ist mir ein Bedürfniß, das Buch, welches ich hiemit der Oeffentlichkeit übergebe, mit einem kurzen Geleitbrief zu versehen. Dasselbe ist mitten in dem Drange journalistischer Tagesarbeit gediehen. Den Staub des profanen Gewühls habe ich ihm nicht fernhalten können und, offen gesprochen, auch nicht fernhalten wollen. Ich wünschte, daß ihm Etwas wie der Widerschein der bewegten Zeit, in der wir leben, anzumerken sei. In Form und Inhalt wird man hoffentlich nicht ungern den Spuren dessen begegnen, was wir Journalisten mit einem Zunftausdrucke die Actualität nennen. Was ich biete, sind Eindrücke, auf Reisen und aus der Lectüre empfangen, Betrachtungen, welche unmittelbar an Tagesbegebnisse anknüpfen, Erinnerungen aus halbverschollener Jugendzeit. Einzelne von ihnen habe ich in anderer Form und aus anderen Gesichtspunkten, zumal im Feuilleton der „Neuen Freien Presse", bereits niedergelegt. Um das Merkmal, welches ihnen gemeinsam ist, anzudeuten, faßte ich sie unter dem Gesammttitel „Entlegene Culturen" zusammen. Ich hätte einen anspruchsloseren und präciseren finden mögen; aber es gelang mir nicht, die wechselnden Bilder aus dem russischen, polnischen und jüdischen Geistesleben in einen anderen Rahmen passend einzufügen.

Den Anspruch, irgend ein abschließendes culturhistorisches Ergebniß geliefert zu haben, erhebe ich nicht; ich hatte ihn von Anfang

her nicht im Auge. Mein Zweck ist erreicht, wenn es mir gelungen sein sollte, einige specifische Züge in den Physiognomien, welche ich vorführe, deutlicher herauszuarbeiten und zu allgemeinerer Wahrnehmung zu bringen. So möchte ich Culturhistorikern und Publicisten immerhin behilflich geworden sein, ihre Beobachtungen nationaler Auf- und Niedergänge durch passende Beispiele zu stützen. Da ich mich redlich bestrebte, des auserlesenen Kreises von Autoren, welche der „Verein für deutsche Literatur" mit dem deutschen Publicum vermittelt, würdig zu sein, so hoffe ich, daß auch das letztere mich nicht zu leicht befinden werde.

Wien, 22. März 1877.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Russisch.

Zweite Abtheilung.

Polnisch.

Dritte Abtheilung.

Jüdisch.

Erste Abtheilung.

Russisch.

An der Grenze.

Der russische Capitän, welcher mich einst verhaften ließ, weil ich ihn zu grüßen verabsäumt hatte, wird mir unvergeßlich bleiben.

Ich habe mein Lebtag dem Cultus äußerlicher Höflichkeit nur sehr bescheidentlich gefröhnt, und die Krämpe meines Hutes bildete mir von jeher einen solideren Besitz, als die gelegentlich aufgelesene Bekanntschaft irgend eines gleichgiltigen Pflastertreters. Daß aber gerade ein Compagnieführer der großen moskowitischen Armee ausersehen sein sollte, mir eine praktische Lection der Höflichkeit durch das denkbar drastischeste Mittel des Wachstuben-Arrestes beizubringen, das war mir nicht im Traume eingefallen, als ich meinen Koffer zu einem ersten Ausfluge ins Russische gepackt hatte.

Sie galten damals im Allgemeinen nicht für empfindlich, die edlen Ritter von der Knute. Man hatte mir noch immer erzählt, daß sie „für Geld und gute Worte" weniger zugänglich seien, als — für Geld allein. Schon beim Uebergange über die Grenze hatte vom Amtssecretär, welcher das Paßvisa prüfte, bis herab zum Kofferträger Jeder mit automatenhafter Ausdauer nur immer die rechte Handfläche dem Reisenden entgegengehalten, und wehe demjenigen, welcher diese zarte Andeutung nicht verstand. Keine Plackerei war unverschämt genug, daß man sich ihr nicht hätte unterziehen müssen.

Mir sollte überdies mein etwas über das Maß des Gewöhnlichen hinausgesproßter Vollbart zu Quälereien von ganz besonderem Raffinement verhelfen. Ich war in das Grenzamt getreten und hatte arglos meinen Paß überreicht, der Richtigkeit desselben durch ein paar sanft vorgeschobene Kopeken Nachdruck verleihend. Zugleich

aber hatte ich unglückselig=naives Menschenkind meine stattlich gefüllte Cigarrentasche hervorgezogen, um während der unvermeidlichen Warte=zeit allerlei Gedanken in Rauch aufgehen zu lassen. Das war die Peripetie, welche die anfangs nur lästige zu einer tragischen Lage hinüberleitete. Ueber meinen Paß hinweg meinen Cigarrenvorrath erblicken und von unbändiger Lüsternheit nach einem preußischen Rauchstengel erfaßt werden, war der Seelenvorgang einer Secunde, deren Nachfolgerin schon in meinem Peiniger den schwarzen Plan ausbrütete, um jeden Preis die Beute zu erlangen.

Ich hatte selbstverständlich keine Ahnung, was die höflich hin=geworfene Bemerkung: „Sie rauchen ein feines Blatt", bedeuten sollte. Auch dann noch versagte mir das Licht der Erkenntniß, als nach einer Weile der volkswirthschaftliche Stoßseufzer an mein Ohr drang: „Ja, leider verwehrt uns das Monopol den Genuß einer feinen Cigarre, und wir sind auf die Höflichkeit der Passanten ange=wiesen, die uns zuweilen mit einer „Ausländischen" regaliren." Wo war nur mein Verstand hin, daß mir die mehr als durchsichtige Anspielung entging? Ach, wen die Götter verderben wollen, den blenden sie!

Seitdem — die Geschichte vom Kinde und dem Brunnen — gilt in ähnlichen Fällen meine erste Handbewegung dem Cigarren=Etui. Damals aber stand ich so dumm wie die Memnonssäule, die den Sonnenstrahl erwartet, inmitten der Zollstube und — kein Gott hatte Erbarmen. Der Paßvisitator natürlich erst recht nicht. Er hüllte sich in hartnäckiges Schweigen, kramte in allerhand Pa=pieren herum und kümmerte sich um mich etwa wie der Bär um eine Schneeflocke.

Eine Stunde war allmälig verronnen, draußen vor der Thür scharrten meine Pferde in heller Ungeduld, und was am schlimmsten war, der Zeiger an der Uhr kroch unaufhaltsam der Minute zu, in welcher das Amt und zugleich der Grenzübergang gesperrt zu werden pflegt. Zahllose „Hms!" und „Ohs!" waren an der Un=durchdringlichkeit dieses Zollamts=Krokodils abgeprallt, zu fluchen hatte ich den Muth nicht; so ermannte ich mich denn zu der schüch=ternen Frage: „Bin ich abgefertigt?" Ein barsches „Nein" war die Antwort. Welch' ein Wechsel der Tonart von jenem Compliment

für meine Cigarren bis zu dieser kategorischen Replik! Ich war in Verzweiflung. „Ich muß fort!“ — „Das wird sich finden; mich dünkt, Sie stehen im schwarzen Buch!“

Wie ein Donnerschlag zerstörte dieser Verdacht meine Harmlosigkeit. Was ist unmöglich in dem Lande, wo der Himmel hoch und der Czar weit ist? Niemals noch hatte ich russischen Boden anders als in Gedanken betreten, und nun sollte ich gar zu jenen hochnothpeinlichen Deserteuren zählen, welche moskowitische Barmherzigkeit nach Sibirien begnadigt! Im schwarzen Buche! Vielleicht gar hart neben Langiewicz, Taczanowski, Callier! Vielleicht war ich selber Langiewicz, oder Netschajeff, oder weiß der Himmel wer sonst! Dem Herrn Grenzamts-Expedienten war's schon zuzutrauen, daß er mich sogar für Henriette Pustowojtoff ansah, wenn sechs Cigarren seinen armseligen Horizont verengten. Und Reclamationen! Was nützen sie? Der Himmel ist hoch und der General-Consul ist weit! Mein Hirn zermarterte sich schon in eiskalten Phantasien; ich sah mich in den Bergwerken von Nertschinsk tief unter der Erde übermenschlichen Anstrengungen ausgesetzt oder in der Citadelle von Tomsk bei vierzig Grad Kälte im Freien Holz spaltend, während hinter mir, Eiszapfen an der Nase, mit gefrierendem Hauche der stupide Aufseher die Knute schwang. Deportirt! murmelte mein bebender Mund, und in meiner Todesangst verlegte ich mich aufs Bitten.

Der pfiffige Russe erkannte seinen Vortheil. „Haben Sie nicht mehr Cigarren bei sich, als die sich da in Ihrem Etui befinden?“ fragte er rauh.

„Nein, nicht eine einzige.“

Er durchsuchte alle meine Taschen mit der Gewandtheit eines professionirten Langfingers. „So werden Sie unser Schicksal theilen und schlechtes Kraut rauchen müssen.“ Der Ton war wieder um eine Nuance weicher geworden.

„O, ich verzichte auf alle Cigarren der Welt!“ und dabei streckte ich pathetisch mein Etui weit vor mich hin. Ein Griff und es war verschwunden; eine Secunde später saß der Herr Expedient an seinem Pult, und ein sieghaftes Lächeln umschwebte seine dünnen blutlosen Lippen. Noch drei Minuten und mein Paß war visirt.

„Sie können fahren."

Das war mein Willkommen in dem Reiche des Czars.

Die kleinen polnischen Pferde, dürr und beweglich wie Katzen, aber mit Sehnen wie von Eisen, griffen aus, und hinein in die öde, gottverlassene Landschaft trug mich die schütternde „Britschka", deren unregelmäßige Stöße meine Gedanken über das, was die Russen „Lapowe", civilisirte Menschen aber Bestechung nennen, unsanft unterbrachen.

Einen Zug, und zwar einen viel verbreiteten im National-Charakter der Russen hatte ich also bereits kennen gelernt. „Lapowe!" Man hat in Deutschland keine Ahnung davon, welche Rolle damals diese „Lapowe" im russischen Staats- und Volksleben, in Hof und Haus, Civil und Militär, in Kirche und Familie spielte. Eine Decke über ganz Rußland gezogen und darauf mit weithin sichtbaren Lettern „Lapowe" geschrieben — kein Völker-Psycholog der Welt hätte so wie dieses Bild das Wesen des damaligen Moskowitismus veranschaulichen können. Wolltest du einen Proceß gewinnen — du gabst „Lapowe"; ein Todesurtheil hintertreiben — „Lapowe", ja bis an die Schwelle des Czaren-Palastes konntest du vordringen, so du nur dieses Zaubermittel in der gehörigen Dosis zu verwenden verstandest. „Ich werde mich beim Fürsten Paskiewitsch beschweren!" donnerte in den fünfziger Jahren ein deutscher Kaufmann, welcher in Warschau einen Proceß führte, dem Richter zu, der eine unverschämt hohe „Lapowe" beanspruchte. „Paskiewitsch nimmt auch", war die lakonische Antwort.

Ja wohl, sie „nahmen" Alle; die Schildwache Kopeken, der Officier Rubel, der General Ducaten; die vierzehnsprossige Stufenleiter der „Tschinowniks" (Beamten) in Justiz und Verwaltung hatte sogar ein wohlorganisirtes System; Einer arbeitete dem Andern in die Hände; es war ein großes Compagniegeschäft in dem Artikel „Lapowe", dessen Usance in dem Satze „manus manum lavat" wurzelte.

Am unverschämtesten trieben es in Rußland wie anderswo auch die Mischlinge, welche die Circulation ihres polnischen Blutes durch den Zufluß russischen Geldes regulirten. Sie hatten weder von Gesinnung noch von Ehrgefühl eine Ahnung und paktirten mit ihrer

politischen nicht weniger als mit ihrer menschlichen Ueberzeugung. Niedrigeres als diese russischen Beamten polnischen Geblüts gab es gewiß in Gottes weiter Welt nichts.

Nur Einen lernte ich kennen, der — nicht „nahm", und das war besagter Capitän, dem ich eine genaue Kenntniß des russischen Wachstubenlebens verdanke. Er war aber auch ein halber Deutscher, der Sohn eines russischen Vaters und einer kurischen Mutter. Woher ich das weiß? O, wir wurden nachträglich die besten Freunde. Der Arrest ist in Rußland kein Grund zu Haß und Verstimmung. Wer niemals eingesperrt war, ist kein braver Mann. Daß ich zwölf Stunden lang in dem penetrantesten Pechgeruche, mit Ungeziefer aller Art und mit gemeinen russischen Soldaten in trauter Gesellschaft auf einem Raum von beiläufig sechs Quadratfuß campiren mußte, dafür hatte der edle Hauptmann nicht die leiseste Theilnahme. Nach seiner Meinung war mein Vergehen dadurch nicht einmal voll gesühnt.

„Sie haben mich nicht gegrüßt, trotzdem ich der Hauptcommandirende in dieser Garnison bin; Sie haben einen großen Bart und wichen zur Seite, also waren Sie in meinen Augen ein „Buntownik" (Insurgent)."

„Pardon, bei uns zu Lande grüßt man nur, wen man kennt!"

„Mag sein, aber hier habe ich zu befehlen, und ich will von Jedem gegrüßt sein!"

Ich beschied mich; der Mann war eben ein Russe. Bei mir im Gemüthe aber dachte ich der Qualen der verflossenen Nacht und beklagte, daß mir Moser bereits mit der vielsagenden Frage: „Wie denken Sie über Rußland?" zuvorgekommen war. Auch „Wachstuben-Abenteuer im Frieden" waren bereits überwunden; ich hätte wohl schwerlich unter den Kameraden meines letzten Nachtlagers Einen ausfindig gemacht, der, wie der Unterofficier Dose, die Verse in der Anfangssylbe reimte, denn sie thaten nichts als abwechselnd schnarchen, fluchen oder trinken. Letzteres am meisten. Unglaubliche Spiritus-Quantitäten sah ich vor meinen Augen vertilgen; ein Wasserglas nach dem andern, bis zum Rande mit solchem Stoff gefüllt, der nur durch ein paar Tropfen Wassers verdünnt war, leerten diese hoffnungsvollen Vorkämpfer der panslawistischen Zukunfts-Civilisation. Endlich, endlich war der Tag angebrochen, dann war

der Herr Capitän gekommen, hatte einen Blick in meine Legitimations-Papiere geworfen und mich zum Frühstück eingeladen. Asiatische Liebenswürdigkeit!

Tags zuvor hatte er das Patent als Capitän ersten Ranges erhalten, und — ich war das Freuden- und Dankopfer gewesen, das er auf den Altar der russischen Militärehre niedergelegt hatte. Jetzt bestellte er Champagner und goß mir ein Glas nach dem andern voll. An mir hatte er ein Exempel statuiren wollen, wie er es mit seiner Capitäns-Autorität zu halten gedenke. Es war ihm gelungen. Ich wenigstens werde mein Lebtag nicht vergessen, daß man in Rußland einen Capitän grüßen muß', gleichviel ob man ihn kennt oder nicht.

Und noch ein anderes Menschenkind, däucht mir, wird den Tag im Gedächtniß behalten haben, an welchem der gestrenge Kriegsmann vom Porutschnik (Lieutenant) zum Capitän aufstieg. Ein schmächtiges Judenbüblein nämlich war uns neugierig nachgeschlichen, als es den Capitän, meine Wenigkeit im Arme, in die ebenerdige Weinschenke eintreten sah. Der Fremde mit dem großen Barte und mit dem modischen „deutschen" Anzuge mochte ihm interessant sein. Und so stand es denn, mit weitgeöffneten Augen durch die Scheiben lugend und arglos den breiten Mund öffnend, während drin mein Gastgeber eine Flasche Champagner entkorkte und mit mir auf „deutsch-russische" Brüderlichkeit anstieß. Das Bild war gar nicht unschön, und Meister Knaus hätte ohne Zweifel ein Kunstwerk daraus gemacht. Dem Capitän aber wurde das Büblein plötzlich lästig. Unwirsch rief er es herein. Es kam, halb zitternd und halb erwartungsvoll; seine schwarzen Löckchen an den beiden Schläfen waren vor Schreck in schwingende Bewegung gerathen.

„Tritt näher, Judenbrut!" donnerte ihm der Capitän zu. Es gehorchte und schlotterte vorwärts.

„Weißt Du, was ich gestern war?"

„Nein."

„Gestern war ich Porutschnik" — und eine schallende Ohrfeige klatschte dem Büblein auf die linke Wange.

Ich war bestürzt und sprang auf; aber der saubere Kriegsmann ließ sich dadurch nicht beirren. „Es ist nur ein Judenkind,"

brummte er mir zu, während das letztere jämmerlich zu heulen begann. Dann setzte er fort:

„Jetzt weißt Du, was ich gestern war. Was bin ich heute?"

„Ich weiß nicht," winselte der Kleine.

„Heute bin ich Capitän" — und dabei kam die rechte Wange an die Reihe.

„Das Gesindel soll wissen, mit wem es zu thun hat," brummte er wieder, zu mir gewendet, der ich sprachlos in die widerwärtige Scene hineinstarrte.

„Hol Deinen Vater, paschol!"

Das Büblein lief, wie von Peitschen verfolgt, davon, und bald trat, mit Zeichen klappernder Angst in den Mienen und tiefgebogenem Rücken, ein ältlicher Hebräer in die Stube.

„Der Herr Capitän hat befohlen."

„Erzieh Deine Kinder besser!" brüllte er dem Eintretenden entgegen. Der Jude ward vor Furcht um etliche Zoll kleiner.

„Nun, Spitzbube, was stehst Du da wie ein altes Weib? Du willst Geld haben, he? Geld für Deinen Buben, daß er sich's auf die Wangen auflege. Hier hast Du Geld!" Er griff in die Tasche und zog einen Zehnrubelschein hervor. Den riß er mitten entzwei und warf die beiden Fetzen dem Juden vor die Füße.

Ein jäher Glanz zuckte dem armen Teufel über die Augen, der mit verhaltenem Grinsen, geschwind wie ein Affe, sich zur Erde bückte.

„Und jetzt fort! Stupaj!" herrschte der Capitän, mit der Hand nach der Thüre weisend. Mit zwanzig Kratzfüßen, rücklings hinausgleitend, entwich der Hebräer. Der Held meines Abenteuers tanzte auf einem Bein, wie ein Besessener, durch das Zimmer.

„Ich bin Capitän! Capitän!" jubelte er, halb schreiend und halb brüllend. „Alle Welt soll es wissen, Jude und Christ, Russe und Pole! Ich bin Capitän, Capitän! Ura, ura! Die Welt soll es wissen!"

„Und Ihr sollt meine Freudenfackel brennen," variirte ich murmelnd aus dem Monolog Solimans in der Tragödie Theodor Körner's.

Er blinzelte mich mißtrauisch an. Doch die Gebelaune hatte die Oberhand. Während ich von meinem Glase hin und wieder und nur mit innerem Ekel nippte, schüttete er ohne Aufhör das arg

verwässerte Getränk in seine Kehle hinunter. Fromme Lieder wechselten mit ausgelassenen, die „schöne Minka" mit einer russischen Parodie auf das polnische „Boze coś Polske", Kriegsanekdoten aus dem Kaukasus mit lasciven Berichten eigenen Erlebnisses. Diese neue Tortur war mir fast noch unerträglicher als die überstandene der verflossenen Nacht. In der Wachstube war es die Gesellschaft gemeiner Soldaten gewesen, die sich kratzten, weil es sie juckte, hier war es diejenige eines Officiers, der ungestraft die andern kratzte, wenn es ihn selber juckte. Und ich durfte nicht einmal mein Mißbehagen zeigen, wenn ich nicht Gefahr laufen wollte, neuerdings die Wonnen eines russischen Arrestes zu kosten.

Als schließlich der neugebackene Capitän, mich unter den Arm fassend, auf die Gasse wankte, beugten alle Insassen des elenden Nestes ehrfurchtsvoll vor ihm ihre Häupter. Am tiefsten die Juden, deren aufdringliche Blicke ihn wie präsentirte Wechsel anstarrten. Sie hatten erfahren, was sich mit ihrem Glaubensgenossen vor Stundenfrist zugetragen, und mancher von ihnen hielt sein Büblein an der Hand, vermuthlich in der Hoffnung, die Geschichte mit den Ohrfeigen und dem Zehnrubelschein würde sich nun zu seinen eigenen Gunsten wiederholen. Der Capitän aber taumelte majestätisch an ihnen vorüber; er deutete blos auf sie, als ob er sagen wollte: „Dies Alles ist mir unterthänig!" Ich zweifle, ob der Neid der Götter ihm etwas angethan hat.

In meinem Tagebuche steht dieses Erlebniß unter der Aufschrift: „Mein erster Tag in Rußland."

Idylle.

Der einzige Pope, den ich persönlich gekannt, war Vater Nataniel, der Seelsorger unseres Nachbardorfes.

Von seinem Charakter war mit Ausnahme dreier Leidenschaften, die ihn beherrschten, wenig zu sagen. Er spielte wie eine Ratte, trank wie ein Rinnsal und rauchte wie eine Feueresse. Das Letztere jedoch that er insgeheim, denn es ist den Popen nicht gestattet, dem Genusse des Tabaks zu fröhnen. Im Uebrigen aber war er ein harmloser Mensch und hätte auch hin und wieder nach einem Buche gegriffen, wenn er nicht im Laufe der Jahre das Lesen verlernt hätte. So behalf er sich denn mit einer Art pessimistischer Naturphilosophie, die sich indeß, der Ausdehnung seines Horizonts entsprechend, ängstlich auf die Probleme des Trinkens beschränkte.

Eines Tages begegnete ich ihm auf der Landstraße. Er war dazumal noch ein verhältnißmäßig schöner Mann mit lang herabwallendem Bart- und Haupthaar von tiefstem Schwarzblau und klugen grauen Augen; nur sein Körper bewegte sich, anstatt in verticaler Linie, in den bedenklichen Windungen der Spirale.

„Was mißfällt Ihnen an Gott?" lallte er mir entgegen. Ich starrte ihn verdutzt an; er pflegte sonst arglosere Fragen zu stellen. „Daß er neben dem Schnaps auch den Wein erschaffen hat", kicherte er pfiffig. „Man kann bei dieser Reichhaltigkeit nicht bestehen, und wenn man mischt, so werden die Beine schwer." Damit ließ er mich stehen und schwankte trällernd seines Weges weiter.

Drei Jahre später klapperte er wie ein Skelett in seinem weiten Kaftan umher; der Säuferwahnsinn hatte ihn gepackt. Er wollte nur immer ins Wasser, um die innere Gluth zu kühlen,

brachte es aber blos bis zu der bekannten schmalen Grube, in der jedes Delirium tremens seinen endlichen Abschluß findet.

Hinter seinem Sarge schritt der vornehmste unter den Tschinowniks seiner Bekanntschaft, der Kreisexecutor Boris Martinoff einher. Er hielt sich ein großgeblumtes Sacktuch vor die geschlitzten Augen, aus denen ihm wirklich und wahrhaftig die Thränen quollen. Denn Boris war Nataniel's treuester Spielcumpan gewesen und hatte an ihn im Préférence nicht selten die Beträge verspielt, die er von amtswegen bei den Muschiks eingetrieben hatte. Aber gutmüthig wie er war und wie es im Grunde jeder Russe ist, trug er dem todten Freunde diese Verluste nicht etwa nach; im Gegentheil, er gedachte ihrer wie verdienter Tribute, mit denen er die geistige Ueberlegenheit des Gottesmannes wie billig bezahlt hatte.

Unter den übrigen Leidtragenden lenkte das Weib des Popen nur vorübergehend die Aufmerksamkeit auf sich; es war eine hagere, aufgereckte Gestalt mit einem gelben runzligen Gesichte, dem der zahnlose Mund einen furienhaften Ausdruck verlieh; ihre Kleider waren zerlumpt, und die Haare hingen ihr in wirren grauen Strähnen über die Schulter herab. Sie weinte nicht, denn Nataniel war ein wenig liebevoller Gatte gewesen. Nur wenn er dem Worte Gottes bis auf den Grund des achten oder zehnten Glases nachgegangen war, hatte er ihr bisweilen einen Handkuß in Form eines Schemels oder eines Stuhlbeins zugeworfen. Sie hatte sich bei Zeiten auf das Wahrsagen, Kartenschlagen und Thierbesprechen eingeübt, um, wenn er stürbe, auf eigenen Füßen stehen zu können. Das waren ihre Aussichten auf den Wittwenstand, und sie schien leidlich mit ihnen zufrieden zu sein, denn keine Zähre verdunkelte ihre stechenden Augen, als sie hinter dem Sarge Nataniels einherschritt.

Um so lauter aber heulten die Muschiks. Ihnen war der Verblichene ein unersetzlicher Seelenhüter gewesen. Hatten sie miteinander gestritten, so war er mit erhobener Rechten unter sie getreten, und von seinem Munde waren die herrlichsten Worte geflossen: „Bei der heiligen Laura von Kiew!“ hatte er gerufen, „was beginnst du, Iwan, und warum erhitzest du dich so sehr, Sergei? Ist es nur Geldeswerth, um den ihr streitet, so wollen

wir ihn gemeinsam durch die Gurgel spülen, und ich will euch erzählen, wie die Kirche der Heiligen von Kischenew eines Tages fix und fertig vom Himmel gefallen ist und noch jetzt die frommen Beter in ihren Räumen vereinigt." Und im Nu war Frieden gewesen und Heiterkeit bei dem improvisirten Gelage.

Auch Gregor, der Handelsmann des Dorfes, sonst ein schlauer, anschlägiger Fuchs, der von der Nowgoroder Messe die schäbigsten Waaren heimbrachte, um sie für die theuersten Preise seinen Dorfgenossen anzuhängen, hatte heute ein gerührtes Gesicht. Neben ihm ging Katya, sein fünfzehnjähriges Töchterlein, den schönen blonden Kopf mit den kecken blauen Augen unter einem hohen leinenen Aufsatze verborgen und den üppigen drallen Leib mit einem kurzen blumigen Röcklein bedeckt. „Weine, Katya!" rief ihr Gregor wiederholt mit halblauter Stimme zu; er fühlte sich dem Vater Nataniel verschuldet, und der Russe ist von Natur ein dankbarer Mensch. Als Katya getauft worden war, da hatte Nataniel den Gästen mit hellem Zuruf vorgetrunken, und der Spiritus war in Strömen geflossen, den die Muschiks hinterdrein dem pfiffigen Gregor mit barer Münze bezahlen mußten.

„Weine, Katya, denn Vater Nataniel war unser Wohlthäter!"

Und Katya fuhr sich gehorsam mit dem Schürzenzipfel über die Augen.

So wandert denn der Pope nach einem weise verbrachten Leben würdig zur Erde. Die Gemeinde geleitet ihn in wirklicher, nicht erheuchelter Rührung auf seinem letzten Wege. Sie weiß nicht, wer nach ihm kommen wird, und es gibt auch Popen neueren Schlags, kalte, ungemüthliche Eiferer, die weder spielen, noch trinken, noch rauchen. Sie kommen von der hohen Schule aus Moskau oder Petersburg und bringen einen Kasten voller Bücher mit sich, darin sie Tag und Nacht mit wunderlicher Ausdauer studiren. Die meisten lauern nach dem heiligen Synod hinüber, um ihren Obern wohlgefällig zu sein und aus dem armen Dörflein in die volkreiche Stadt emporzusteigen. Aber es gibt auch seltsame Heilige unter ihnen, deren Augen wie feurige Kohlen brennen. Die predigen von der ungleichen Vertheilung der Güter unter den Menschen, von der Ungerechtigkeit der Weltordnung und der Tyrannei der Reichen.

Und dabei flackert es ihnen über das hagere, hohläugige Antlitz wie verzückter Wahnwitz und lüsterne Raubsucht.

Der alte Muschik versteht von alledem nichts, und das ist ihm schon recht. Aber den jungen Burschen steigt das wirre Zeug zu Kopfe, denn sie haben es nur halb und noch dazu schlecht verstanden. Und dann schwatzen sie dem schwarzen Heiligen seine wunderlichen Fabeln nach, als ob es in ihrer Hand läge, den Muschik in einen Knäs und Rußland in ein Paradies zu verwandeln.

Wenn der Muschik, der ja seinen Sohn jetzt auch so gut wie der Schloßherr auf die hohe Schule nach Moskau oder Charkow schicken kann, daran denkt, daß an Stelle des biedern Nataniel ein solcher neumodischer Pope ins Dorf kommen könnte, dann läuft es ihm kalt über den Rücken, und es bedarf schon eines scharfen Trunkes, um das Frösteln zu verscheuchen. Drunten, nahe bei dem Herrenhause, wohnt der Jud' in einer schmutzigen lehmbeworfenen Bretterbude und hält die Propination. Dorthin wandert der Muschik, um Leid und Lust, Kummer und Jubel in Spiritus zu ersäufen. Heisere Männerkehlen singen jene kurzen russischen Liedlein, die, eintönig nach Text und Melodie, wie weinerliche Klagen durch die Steppe klingen:

Die Hütte verkauf' ich,
Ein Oechslein dann kauf' ich,
Den Rest versauf' ich.

Und so wird Alles nach einander verthan, bis es auf einen winzigen Rest zusammengeschrumpft ist, der nur noch auf einen Bettelsack langt. Das Lied ist gar nicht sentimental, wie man sieht; aber aus dem Falsett einer russischen Bauernkehle klingt es wie ein herzzerreißend trauriges Grablied.

Im Grunde ist es auch eins. Nur den Juden, der die Propination hält, stimmt es lustig, denn er ist es, der stillvergnügt dem Elend des armen Muschiks zuschaut und dabei emsig herausrechnet, was Iwan oder Gregor zu der Assentirungssumme beitragen wird, mit der er über ein Jahr seinen Aeltesten von dem verhaßten Militär loskaufen muß. Freilich schenkt auch ihm Niemand etwas. Der Schloßherr ist geizig und setzt ihm den Pro-

pinationszins so hoch an, daß er mit jedem Tropfen, den er hinausgibt, sorgsam hauszuhalten genöthigt ist.

Und der Muschik ist vollends ein Ungeheuer, wenn es ans Trinken geht. Ein Hasen- oder Wieselfell verschleudert er halb umsonst, aber für eine Neige seines Glases läßt er sein Leben. Er kommt von der Steppe und wirft einen Fuchsbalg auf den Tisch.

„He, Jud, wie viel Glas ist dir das werth?"

„Zehn", antwortet der Gefragte.

„Abgemacht und her damit!"

Und nun beginnt er den also liquidirten Erlös in seine Kehle gleiten zu lassen. Aber schon bei dem neunten Glase ist er bewußtlos. Das gäbe einen trefflichen Profit, wenn der Hebräer das zehnte Glas in der Flasche zurückbehalten dürfte. Doch die übrigen Gäste haben die Kaufsbedingung vernommen, und der Russe ist von Natur ein ehrlicher Mensch. Sie bestehen darauf, daß der bedungene Schilling bis auf den letzten Tropfen ausbezahlt werde, und so wird dem Bewußtlosen der Kopf in die Höhe gereckt, der Mund geöffnet und das zehnte Glas unbarmherzig hinabgeschüttet. Er stirbt nicht an dieser Procedur, wenn sie sich auch hundertmal im Jahre wiederholt, denn seine Constitution ist stark und dauerhaft wie diejenige des Steppenpferdes mit seinen stählernen Sehnen. Aber allmälig ist er bei der letzten Strophe seines Trinkliedes angelangt:

Das Kreuzlein verkauf' ich,
Einen Bettelsack kauf' ich,
Den Rest versauf' ich.

Und dann zieht er von Dorf zu Dorf, seinen halbwüchsigen Buben an der einen, sein schmächtiges Töchterlein an der anderen Hand, und singt um Almosen ein Lied, den letzten Ueberrest besserer Tage.

Oder er wandert in die große Stadt, nach Kiew, Moskau, Smolensk oder Mohilew, und postirt sich an der Straßenecke, dem Vorübergehenden demüthig die Handfläche hinstreckend und den Saum seines Kleides küssend. Am Ende läßt ihn der Säuferwahnsinn nicht aus, und er stirbt am Rande des Weges. Der Bube bringt sich bettelnd in die Heimath zurück; das Mägdlein

aber findet einen Platz in den dunklen Häusern, an denen die großen russischen Städte keinen Mangel leiden.

In allen abendländischen Dörfern ist der ausgediente Soldat, der Urlauber und Invalide ein unveräußerliches Stück der Physiognomie. Er sitzt als Stelzfuß am Schenktisch und erzählt alte Kriegsabenteuer, wahre und erdichtete, lustige und traurige, in buntem Durcheinander und allerlei Humoren. Oder er schreitet selbstbewußt, die blank geputzte Dienstmedaille auf der Brust, als eben aus der Garnison Heimgekehrter durch die Dorfgasse, und die Mädchen gaffen ihm aus der Hausthür verstohlen nach, denn er weiß den Rock des Staates mit aufrechtem Stolz zu tragen. Ach, Nataniel, der Pope, und Katya, Gregor's lustiges Töchterlein, hatten oft genug nach solchen Gästen geseufzt; jener weil er von Moskau her wußte, daß Niemand auf Gottes weiter Welt so unterhaltsam spielt und so unermüdlich trinkt, wie die Bursche, die den Rock des Czars tragen; diese, weil ihr junges, liebebedürftiges Herz nach einem geweckten, lebensfrohen Anbeter bangte, und ihr vornehmes Blut gegen jeden Muschikssohn sich hoffärtig empörte. Aber in einem russischen Dorfe gibt es weder active noch ausgediente Soldaten, weder Urlauber noch Invaliden. Wie wäre das auch möglich? Fünfzehn oder auch fünfundzwanzig Jahre seines Lebens mußte noch bis vor Kurzem der Bursche dem Vaterlande als Blutsteuer bezahlen. Und wenn sie ihm noch in der Nähe des Heimathsdorfes, in der Kreis- oder Gubernialstadt abgenommen worden wäre! Aber er mußte hinaus, weit fort von der heimischen Scholle, von Smolensk nach Tomsk, von Cherson nach Kronstadt, von Asow an das Weiße Meer. Da kehrte er nimmer wieder zum Vaterhause zurück, von dem ihn tausend Meilen und darüber trennten. Die Haare bleichten ihm und der Rücken ward krumm, bis des Kaisers Dienst ihn freigab, und dann zog er es vor, in der Fremde zu sterben.

Die arme Katya! Am Ende mußte sie doch zu einem Muschikssohn herniedersteigen, der ihres Vaters sauer erworbenes Gut auf den grundlosen Boden des Glases versenkte.

Das ist die Poesie des russischen Dorflebens. Sie nimmt sich freilich anders aus in Turgenjeff's Novellen, Pisemski's Romanen und Ostrowsky's dramatischen Familienbildern. Da säumt

sich im Hintergrunde duftig die Steppe ab, und vorne in dem lauschigen Dörflein ertönen weiche, süßklagende Lieder, liebt einander das junge Volk und sorgt schaffend das alte. Die Lebensläufe, welche die Leidenschaft mitten entzwei bricht, sind in die Stadt verlegt, unter den Adel, den Beamtenstand und das Bürgerthum; das Dorf aber ist eine Idylle, wo das Elend anspruchslos sich aufzehrt und der Mensch in versteckter Genügsamkeit seinen Faden abspinnt.

Es ist aber seit geraumer Zeit nicht mehr so, wie die Poeten singen, wenn es überhaupt jemals so gewesen ist. Die Aufhebung der Leibeigenschaft hat Millionen unmündiger Dorfkinder hinausgestoßen in den Kampf und die Sorge um das Dasein. Die erste Generation zerreibt sich an der Berührung mit den dämmernden Anfängen der persönlichen Freiheit; sie saugt sich an socialistische Phantasien fest, die sie als das Evangelium der Emancipation betrachtet, ohne sie zu verstehen. Von den Städten geht dieses Miasma aus und dringt bis in den fernsten Weiler, um die armen Köpfe zu erhitzen. Und da der Russe so sehr wie kein anderes Volk auf Erden zur dumpfen, thatlosen Resignation und zur selbstverspottenden Verzweiflung neigt, so nährt er in sich jene tiefzerstörende Auffassung der Dinge, welche man treffend Nihilismus genannt hat; es ist der Stillstand aller Seelenkräfte, das Nichts.

Langsam rücken inzwischen der ersten befreienden That die weitern culturellen Institutionen nach; die Hebung des Schulwesens, der Aufschwung des Verkehrs und die allgemeine Wehrpflicht greifen dem Nihilismus an die Wurzeln seines Daseins. Aber völlige Heilung ist erst zu gewärtigen, wenn Rußland sich in einen modernen Rechtsstaat umgewandelt haben wird. Dann wird auch die finstere Dorf-Idylle, welche hier in dem vollen Düster ihrer Farben geschildert worden, ein heiteres Antlitz und ein lichteres Colorit empfangen.

Todte Seelen.

„Todte Seelen!"

Das unheimliche Wort ist seit dreißig Jahren von Unzähligen nachgesprochen worden, in richtiger und falscher Anwendung, an passender und an unpassender Stelle. Aber wer es erfunden hat und warum es, kaum daß es zum erstenmale laut vernommen ward, wie ein jäher Fackelschein die Zustände Rußlands beleuchtete, davon fehlt sicherlich noch Vielen die Kunde.

Nikolaus Gogol hat es erfunden und es hat ihn trotz Puschkin zum volksthümlichsten Poeten seines Vaterlandes gemacht.

Er war anfänglich Professor der Geschichte in Petersburg. Aber ein wunderlicher Professor. Seine Schüler fanden, daß die Muse der Geschichte ihn spröde von sich fern halte, und er selbst fand es auch. Es war ihm nicht wohl auf dem Katheder, und er mied es, so oft er konnte. Betrat er es, so brummte er etliche unverständliche Sätze vor sich hin, um dann mit Stahlstichen von Palästina und sonstigen schönen Ländern sein Auditorium zu unterhalten, wobei er zwischendurch die verblüffendsten geographischen Böcke schoß. Die Prüfung seiner Studenten überließ er Herrn Schulpin, einem Collegen von der Facultät, während er selbst lautlos in seinem Sessel lehnte, das Gesicht mit einem großen schwarzen Tuch verbunden, ein Bild komischester Verlegenheit.

Er blieb auch nicht lange Professor. Der Poet, welcher in ihm bereits erwacht war, schüttelte den Talar mit einem einzigen ungestümen Rucke ab, um für denselben den Lorbeer einzutauschen.

Es war ein fünfactiges Lustspiel, welches zuerst den Namen Gogol's dem russischen Volke werth machte, das Lustspiel: „Der

Revisor." Durch eine Provinzstadt kommt ein nichtsnutziges Subject mit äußerlich feinen Manieren und anspruchsvollem Wesen, ein ausgemachter Vagabund. Die Beamten der Stadt vermuthen in ihm einen „Revisor", bekennen ihm in ihrer Angst alle ihre Schurkenstreiche und suchen ihn zu bestechen. Das merkwürdige Stück ward von der Censur sonderbarerweise durchgelassen und das Volk jubelte dazu seinen ungestümsten Beifall, denn es sah zum erstenmale, wie seine Peiniger ebenfalls die züchtigende Ruthe gefunden hatte. Eine Bande von Dummköpfen und Blutsaugern erschien auf den Brettern und diese Bande war das löbliche Beamtenthum, die Bureaukratie des Czars.

Dann kamen die „todten Seelen", ein Roman.

Von zehn zu zehn Jahren mußten in der Zeit der Leibeigenschaft alle steuerpflichtigen Individuen in Rußland gezählt werden. Waren innerhalb einer solchen Zählungsperiode Leibeigene gestorben, so zahlte der Gutsbesitzer bis zum Ablauf derselben die Steuern für sie fort, während die inzwischen geborenen Kinder nicht gezählt wurden und steuerfrei blieben. Nebstbei besaß der Gutsbesitzer das gesetzliche Recht, seine Leibeigenen bei der Bank zu verpfänden; er erhielt für jede männliche Seele dreihundert Rubel. Collegienrath Tschitschagoff, der Held des Romans, geht aus, sich diese beiden Einrichtungen zu nutze zu machen; er reist bei dem Landadel umher, um von demselben „todte Seelen" zu kaufen. Die Ernte ist ergiebig, denn viele, für die, obgleich sie todt sind, noch Steuern gezahlt werden, notirt er als käuflich erworben in sein Taschenbuch, läßt sie auf das Werthloseste seiner Grundstücke überschreiben und verpfändet letzteres bei der Bank.

Dies ist der Inhalt der wunderbaren Dichtung, über deren Blätter das Blut eines Patrioten rinnt, indessen zwischen den Zeilen mit anscheinend lachendem Zurufe die blanke Revolution gepredigt wird, die Revolution bis auf das Messer.

Gestorben für sich, für den Staat aber auch nach dem Tode noch ein Steuerobject und zwar ein gemißbrauchtes Steuerobject — das ist nach Nikolaus Gogol eine „todte Seele".

Aber der Poet schafft nur den allgemeingiltigen Typus. Wie viele Schattirungen derselbe haben kann, steht für ihn außer Be-

tracht. Er erfindet den Namen, denn er ist ein Columbus, und was in Tausenden blos dumpfe Ahnung war, wird ihm zu greifbar plastischer Gestalt. Der Begriff der „todten Seele" ist nicht mehr aufzuheben; seine Merkmale können wachsen und sich vermehren, ohne ihn zu verändern.

Und sie sind gewachsen, denn bald nannte sich Alles, was bedrückt war in dem heiligen Rußland, eine „todte Seele".

Gogol selbst war eine „todte Seele".

Es kam ein Tag, da bereute er, ein Dichter gewesen zu sein. Er wähnte einen nationalen Verrath begangen zu haben, weil er die Despotie und die schamlose Beamtenwirthschaft an den Pranger gestellt hatte. Er hielt sich für einen Abtrünnigen, und zur Buße warf er sich der religiösen Heuchelei in die Arme. Tagelang wand er sich vor Heiligenbildern auf den Knieen, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen. Seine alten Freunde ließ er schnöde im Stich und jammerte über den Abfall der Jugend, welche eben begonnen hatte zu der Culturfahne des Westens zu schwören. Immer enger umschnürte dieser Wahnwitz sein geängstigtes Hirn, und am Ende fand man ihn verhungert, buchstäblich verhungert zu Füßen eines Muttergottesbildes.

Die „todten Seelen" vom Ural bis zur Weichsel zuckten wie vom Blitz gestreift, als die Kunde von dem schauerlichen Ende ihres Herolds unter sie drang. Und Einer, der dem großen Heimgegangenen in einem öffentlichen Blatte eine Nachrede hielt — es war Iwan Turgenjeff — entging kaum um Haaresbreite dem Geschick, ebenfalls hinabgestoßen zu werden unter die endlose Heerde, welche fortgebucht wurde in den Wucherbüchern des Staates, auch wenn sie längst verdorben war, in die Heerde der „todten Seelen". Turgenjeff hatte Nikolaus Gogol öffentlich einen „großen Mann" genannt, das war sein Verbrechen, wofür er auf einen Monat in Polizeiarrest gesteckt und für weitere zwei Jahre in die Verbannung getrieben wurde. Nur Puschkin hätte sich erlauben dürfen, noch einen Anderen außer dem Czar Nikolaus in Rußland einen „großen Mann" zu nennen. Turgenjeff mußte dafür in das Exil — zu seinem unschätzbaren Glücke.

Eine sehr hochgestellte Dame in Petersburg wagte es, die Strafe, welche über Turgenjeff verhängt worden war, als eine harte zu

bezeichnen. „Er hat aber Gogol einen „großen Mann“ genannt,“ warf man ihr ein. „Das ist nicht möglich.“ „Es ist aber so.“ „Dann freilich,“ lispelte der schöne Mund, „dann habe ich nichts weiter zu sagen. Je regrette, mais je comprends qu'on ait du sevir.“

Auch diese Dame, wenngleich sehr vornehm und schön, war eine „todte Seele“. Ganz Rußland war es, mit Ausnahme des Czars, und Nikolaus Gogol war sein ehrlichster Poet.

* * *

Und nun begreift Ihr vielleicht, was ein Nihilist sein mag? Oder nicht? Nun ja, es ist schwer, mit der neuen Zeit in Herz und Hirn zu glauben, daß lebendige Menschenkinder ein Nichts sein können, Steuern zahlend, wenn sie doch schon gestorben sind, und zur Wortlosigkeit verdammt, wenn sie das Große bewundern wollen. Von einem Hypothekenbuche in das andere übertragen, wie ein Stück Ackers oder eine schwanke Hütte, von der Heimath losgerissen und in das Exil „verschickt“, wie Würmer, welche man mit dem Fuße vom Fleck schleudert.

Iwan Turgenjeff ging hinaus in die Fremde als Nihilist. Aber die Fremde nahm ihn freundlich auf und ersetzte ihm die Heimath; da löste sich der Krampf von seiner Seele. und weil das Vaterland am Ende doch nichts dafür kann, daß die Gewalt es verunehrt und zertritt, so überwand er die Verzweiflung, deren blutige Philosophie ihn vordem beredet hatte, daß daheim Alles zertrümmert und vernichtet werden müsse, ehe die Sonne sich getrauen dürfe, es zu bescheinen.

Die aber im Vaterlande geblieben waren und sich in unnennbarer Sehnsucht nach dem Strahlenlichte verzehrten, die „todten Seelen“, welche ohne Aufhör weiter steuerten zu dem Staate, in dem sie todt waren — sie blieben Nihilisten und beteten nach wie vor das große Nichts an, von dem sie hofften, daß es dereinst sie mitsammt der Heimath verschlingen würde.

Collegienrath Tschitschagoff wanderte noch immer umher, in vierzehn Verwandlungen das bleiche Volk aussaugend und mit den Füßen zerstampfend. Denn Tschitschagoff war blos die Maske; dahinter steckten die vierzehn Rangklassen des Beamtenheeres, die Tschi-

nownits, welche bei hellem Tageslichte das Mark der Nation in die Taschen des kaiserlichen Rockes, den sie trugen, hineinstopften.

Das war die Welt, welche Nikolaus Gogol gebrandmarkt hatte, um schließlich selbst von ihr vergiftet zu werden.

* * *

Als ich zum erstenmale die „todten Seelen“ des unglücklichen Dichters las, tauchte eine schreckhafte Geschichte in meiner Erinnerung auf, welche ich als zehnjähriger Knabe von einem Augenzeugen vernommen hatte.

Ich sah einen armen, armen Feldwebel in dem Heere des weißen Czars, dem sie hundert Knutenhiebe aufzählten, langsam und wohlgezählt, Stück für Stück, bis er leblos und blutüberströmt dalag, die todte Seele im todten Leibe. Nach den ersten fünfundzwanzig Hieben hatte er sich noch trotzig und wildblickend aufgebäumt; da loderte noch der letzte Funken Ehre in ihm auf. Dann faltete er flehend die Hände zu seinen Peinigern, und endlich lag er so still und unbeweglich wie ein Klotz, den der Zimmermann mit seiner Axt bearbeitet; er war entseelt.

„Jewgenij Otrepowitsch, Feldwebel im Dienste des Czars, achtundzwanzig Jahre alt, wegen Insubordination bestraft,“ rief nach der grauenhaften Procedur der wachhabende Lieutenant zwischen das neugierige Volk hinein, und dann war das Stück zu Ende, eines von vielen. Es moderte ein todter Leib mehr in der Welt der „todten Seelen“.

Wegen Insubordination . . . der arme Jewgenij! Als ob er jemals ein Wort des Widerspruchs gegen irgend einen Vorgesetzten sich erlaubt hätte, da er doch der Sohn eines Leibeigenen war und reichlich wußte, daß stumm zu sein die erste Tugend in seinem Vaterlande war.

Sein Unglück war anfänglich ein Glück gewesen, denn als anschlägigen Burschen, der das Trinken daheimließ und in müßigen Stunden lieber vom Popen das Lesen und Schreiben erlernte, hatten sie ihn rasch im Regimente liebgewonnen und befördert. Da war freilich der Neid in allen Winkeln geschäftig, um ihn zu verderben; aber auch die Liebe hatte sich aufgethan, ihn zu belohnen. Martyna, das

schöne Töchterlein des Kaufmanns, der hart neben der Wachstube allen leiblichen Bedarf des Städtchens feil hatte, war an dem schmucken Kriegsmann mit ihren kleinen, runden, braunen Augen hängen geblieben, wie auf sie selbst der lüsterne Capitän ausglotzte, so oft er den staubigen Marktplatz dahergeschritten kam.

Armer Jewgenij, das war deine erste Insubordination gewesen, daß du es wagtest, in der Heimath der „todten Seelen" ein Herz zu haben, ein stürmisches, fühlendes Herz. und noch dazu für dasselbe dralle Mägdlein mit den beiden Grübchen in den rothen lachenden Wangen, das dein Vorgesetzter als Buhle begehrte, um sich die Langweile der weltvergessenen Garnison durch üppige Schäferstunden zu verkürzen.

Und die zweite Insubordination war schier noch frevelhafter; warum konntest du lesen, unseliger Bursche? Heißt das eine todte Seele sein, wenn man lesen und schreiben kann?

Maryna's Vater, der schlaue Handelsmann, hatte die Lieferung über sich von Allem, was die Garnison bedurfte. Talglichter für die Wachstube und Futter für die mageren Rosse des Capitäns, Lebensmittel und Pech und was sonst noch die bewaffnete Macht des Städtleins benöthigte — das Alles kam aus Sergej's, des Händlers, Laden. Der Schlaukopf stahl dem Czar, was nur zu stehlen war, und der lüsterne Capitän sah ruhig drein mit der Bedingung, daß ihm das Töchterlein des Spitzbuben endlich zugeführt werde. Da plötzlich ward dem Lauernden die Zeit zu lang, und er begehrte in einem Briefe den Preis. Maryna wußte darum und klagte Jewgenij ihr Leid, indem sie ihm heimlich den Brief des Capitäns zu lesen gab. Und es geschah zum erstenmale, daß der nüchterne Feldwebel Spiritus in sein Wasser mischte, um sich Muth anzutrinken, und den Vater seines Mägdleins mitsammt dem Capitän einen Schurken, einen Dieb, einen „durak" schalt. Das war seine zweite Insubordination.

Dann kam die Knute über ihn und der wilde, himmelschreiende Tod.

Die Geschichte ist wirklich und wahrhaftig wahr, und sie ereignete sich in dem nikolaitischen Rußland, das bald nachher hinabzog über die Ufer der breiten Donau, gewillt, zu den Millionen und Millionen seiner „todten Seelen" noch weitere Millionen zu gesellen.

Ihren Schlußact hat mein Gewährsmann gesehen, denn sie endete mit dem Morde des armen Jewgenij „wegen Insubordination", indessen Maryna, um ihren Vater von der sibirischen Verderbniß zu retten, sich willig in die Arme des Hauptmanns schleppen ließ.

* * *

Es ist anders geworden seitdem. Es gibt keine Leibeigenen mehr in den Landen des Czars, und wahnwitzig sind Jene, welche sich noch immer als Nihilisten geberden, noch immer Gesellschaft und Staat zertrümmern, zu „Nichts" machen wollen, damit sie ausschauen mögen wie ihre eigene Verzweiflung.

Das muß wohl war sein, denn es gibt Viele, die es sagen, und ich selbst bin längst nicht mehr gewandelt, wohin das Scepter des Czars seine Schatten wirft.

Aber wenn ich die Dichter befrage, den jungen Nachwuchs, dem noch kein Flaum die Lippen schmückte, als die Kunde von Sebastopol durch die Welt dröhnte, wenn ich dem Schauspiel, welches die Chronik und der Spiegel der Zeit ist, in seine Falten sehe, dann ist es mir doch, als lebten zwischen dem weißen und dem schwarzen Meere die Traditionen noch fort, welche begannen, als Alexander Puschkin noch ein Jüngling war.

Der Dichter ist ein Prophet, und er ist auch ein Arzt. Er heilt eine Krankheit der Gesellschaft zur Hälfte, indem er ihren Namen findet. So stellte Nikolaus Gogol die Diagnose an dem Pulse des russischen Volkes, indem er das grause Wort von den „todten Seelen" sprach; so spürte der jüngere Dumas einen der Krankheitsherde des modernen Lebens] auf, indem er die „Demi-monde" auf die Bühne zerrte. Beide hatten den Muth, einer Pest in das schreckhafte Auge zu schauen. Nach ihnen kam Mancher, um das Gift, das sie entdeckt hatten, zu vertreiben. Aber es waren allesammt Quacksalber, und die Pest wüthet fort. Ein Franzose, Pailleron mit Namen, wollte curiren, wo Dumas sich mit der bloßen Diagnose beschieden hatte, und als echtes Kind des second empire beförderte er die „Halbwelt", nachdem er sie durch vier Acte mühevoll gebessert hatte, im fünften Acte in das Kloster, zu Gott. Wären die russischen Epigonen, welche nach Gogol kamen, keine Nihilisten

mehr, hätten sie Vertrauen in Staat und Gesellschaft, so würden auch sie sich begnügen, die „todten Seelen“ dem Leben zurückzugeben, selbst auf die Gefahr hin, daß aus den „todten“ an allem Ende „fromme“ Seelen würden. Aber weil sie eben Nihilisten sind, deshalb besitzt für sie das Leben keinen Werth, die Gesellschaft keine Anziehung, es sei denn, daß sie Leben und Gesellschaft gut genug erachten, um reuige Gefallene wieder in ihren verleugneten Schooß aufzunehmen. Ihre Männer sind niedrig genug, sich zu solchem Fährmannsdienste herzugeben, ihre Weiber schamlos, einen solchen Dienst anzunehmen.

Selbst dem Sohne des second empire, Pailleron, reicht sein Muth nicht weiter, als seine büßende Magdalene in das Kloster zu befördern. Nikolaus Ostrowsky, der Sohn des heutigen Rußland, wagt mehr; er legt seine gebesserte Sünderin einem Manne an das Herz.

Und Nikolaus Ostrowsky ist der Reigenführer des heutigen russischen Drama's. Man darf annehmen, seine Gebilde seien der Wirklichkeit nachgezeichnet, nicht Phantome einer leeren Illusion. Armes Rußland, wenn das Original dem Portrait entspricht!

Ich blättere von ungefähr Ostrowsky's neuestes Schauspiel, „Die reichen Bräute“ auf.

General Gnewyscheff will sich mit seiner Frau, die eine reiche Erbschaft gemacht hat, aussöhnen, damit er seine Schulden bezahlen könne. Zu diesem Zwecke muß er sich von Valentine Belessoff trennen, welche, eine Pflegetochter seiner Frau, von ihm verführt worden ist. Der General will sie verheirathen und ist bereit, ihr eine beträchtliche Mitgift zu gewähren. Er denkt an einen gewissen Zyptunoff, einen gebildeten, fleißigen Beamten, der Valentine gesehen, als sie noch ein halbwüchsiges Mädchen war, und seitdem ihr Bild in seiner Erinnerung bewahrt hat. Zyptunoff, der nicht weiß, was inzwischen aus Valentine geworden, ist froh, ihre Hand zu empfangen. Sie aber mag die ernsthaften Menschen nicht; das Einzige, was sie bei Zyptunoff's Anblicke beschäftigt, ist die Frage, ob ein ehrenhafter Mann wohl eine schuldige Frau lieben könne. Sie legt dieses psychologische Problem dem arglosen Werber vor. „Wenn sie sich ihres Vergehens nicht schämt,“ antwortet Zyptunoff, „so ist sie

keiner Liebe werth. Wenn sie aber Reue fühlt und ihr Vergehen nicht verschmerzen kann, dann hat sie mehr als jedes andere Weib ein Recht auf Liebe, denn nur die Liebe kann ihre von Gewissensbissen zermarterte Seele heilen; nur die Liebe kann sie vor Verzweiflung retten und mit dem Leben versöhnen." Endlich erfährt Zyptunoff, in welchem Verhältniß Valentine zu General Gnewyscheff steht. Er trifft Valentine, sagt ihr, daß sie ihn betrogen, daß es das Haus ehrlicher Menschen sei, in dem sie sich befinde, daß für sie darin kein Platz sei. Am folgenden Tage bittet sie ihn zu sich. Sie empfängt ihn mit lauten Klagen über die Beleidigung, die er ihr zugefügt, und begehrt, daß er ihre Verzeihung erflehe. „Ich will Sie um Verzeihung bitten," sagt Zyptunoff, „auf den Knieen, wenn Sie wollen. Aber es wird Ihnen nicht helfen. Meine Entschuldigung kann Sie nur für einen flüchtigen Augenblick beruhigen; die bitteren Worte, die ich Ihnen gestern zurief, werden nicht von Ihnen weichen. Keine Zerstreuung wird sie auslöschen, kein Vergnügen übertäuben." Er schickt sich zum Gehen an; sie hält ihn fest. Man hat sich um ihre sittliche Bildung nicht gekümmert, hat sie betrogen, verführt. „Retten Sie, lieben Sie mich!" schreit sie zu ihm hinüber. Er aber: „Nein, es ist noch zu früh, zu früh, nicht jetzt. Meine Mutter wird Sie in Allem, was gut und edel ist, unterrichten; ich aber, ich — ich werde wieder im Walde umherirren und von dem Engelskinde träumen, das ich geliebt habe. Und dann, wenn Sie arbeiten gelernt, wenn Sie gelernt haben, so zu fühlen wie wir fühlen, werden auch Sie vielleicht die einsamen Spaziergänge aufsuchen. Und dann, einmal, nach des Tages Arbeit, wenn Sie von Mitgefühl für das Elend des Nächsten erfüllt sind, werden Sie heraustreten, um die frische Abendluft einzuathmen und von einer besseren Zukunft zu träumen. Dann stehe ich vielleicht vor Ihnen und erblicke die Reinheit der Kindertage in Ihren schönen Zügen wieder und das Paradies, von dem ich träumte, wird auch mir zur Wirklichkeit."

So spiegelt sich die russische Welt, die große und die kleine, in den Augen eines ihrer Dichter wieder, den man in Petersburg nicht etwa für einen Nihilisten hält, sondern für den Dolmetsch der nationalen Ermannung. Und doch ist dieser Zyptunoff das wahre

Urbild einer „todten Seele“ und seine Moral ein Spott auf die abendländische Sitte.

Viel schmackhafter als diese salbungsvolle Tugend, der das Plebejerthum des Muschiks aus allen Aermellöchern guckt, ist das wüste, aber ungeschminkte Laster, welches durch die Tragödie des Nihilisten Potjechin „die Todesschlinge“ rast. Aber freilich, wie verpestet muß der Boden sein, aus dem solche Giftpilze aufschießen!

Eine reiche junge Wittwe hatte einem Studenten die Mittel geliehen, damit er die Hochschule zu absolviren im Stande sei. Als er Arzt geworden ist, wird sie seine Geliebte. Da sie ihm jedoch zum Altar nicht folgen mochte, weil nach ihrer Meinung die Ehe nur ein Vertrag ist, der die „freie Liebe“ unfrei mache, so entschließt sich der Arzt, ein ehrbares Mädchen heimzuführen. Das Geld, welches ihm die Wittwe geliehen, erstattete er ihr in Wechseln zurück. Als er kaum vom Altare an seinen neuen Herd getreten ist, fassen ihn die Gerichtsdiener, um ihn in das Schuldgefängniß abzuliefern. Einer jener Wechsel ist fällig geworden. Es gelingt seiner Frau, die nothwendige Summe aufzutreiben; der Wechsel wird gedeckt. Aber schon ist ihm ein zweites dieser ominösen Papiere auf der Ferse. Er eilt zu der Gläubigerin, um eine Erklärung von ihr zu fordern. Da erblickt er in dem Zimmer, in welchem er dieselbe erwartet, den Schreibtisch, der seine Wechsel beherbergt. Er erbricht denselben und stiehlt die Papiere. In dem nämlichen Augenblicke aber betritt von der einen Seite die ehemalige Geliebte, von der anderen seine Frau das Gemach; jene begreift, daß sie den Geliebten für immerdar verloren hat, stürzt zu seinen Knieen nieder, segnet ihn sammt seiner Frau und — nimmt Gift.

Ich habe nicht willkürlich die Wahl der Beispiele getroffen und auch nicht etwa weit in die Vergangenheit zurückgegriffen. J. N. Ostrowsky gilt in seinem Vaterlande als ein Stern unter den Dramatikern der Gegenwart, und Potjechins Tragödie wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen, als sie im Jahre 1876 in Petersburg über die Bretter ging.

Die „todten Seelen“ Gogol's hat ein Lichtstrahl getroffen, als der Federstrich eines Czars die Leibeigenschaft aufhob; aber der Strahl hat sie geblendet, anstatt sie zu erleuchten. Nun taumeln

sie durch die Städte, schwanken ohne Stab und Stecken über die Steppe, kauern grollend in den Dörfern, ihre eigenen Sklaven, nicht mehr diejenigen roher Gewalthaber. Was ist das Schlimmere? Sie sind Nihilisten geblieben, aber sie tragen keine Puschkin und Lermontoff mehr, sondern einen Potjechin in ihrem Schooße, keinen Gogol mehr, sondern einen Ostrowsky. Armes Volk!

* * *

War Alexander Puschkin eine „todte Seele"? War es Lermontoff? Man darf getrost solche seltsame, anscheinend widersinnige Fragen stellen, ohne des Vorwitzes geziehen zu werden; denn sie tragen dennoch eine gewisse Berechtigung in sich.

Wenn Einer inmitten der Sklaverei seine Kindertage verbracht und als heranreifender Mann jeden Augenblick besorgt hat, daß ein unvorsichtiges Wort, eine verrätherische Miene, eine Bewegung ihn für das sibirische Exil reif machen kann, so mag er selbst ein Puschkin sein; er wird, mitten im Salon, mit der Zeit dennoch eine „todte Seele".

In Puschkins Adern floß Wüstenblut. Einer seiner Vorfahren, ein Häuptling vom Saum der Sahara, war von den Türken eingefangen und zu Byzanz einem Russen käuflich abgetreten worden. Sein Vater starb an unerwiderter Liebe, als er siebzig Jahre alt war. Die gebändigte Gluth des Ahnen flackerte in den Nachkommen immer wieder auf, bald als erotische und bald als politische Leidenschaft, bald als Weltschmerz und bald als Trunksucht — Asien und Afrika in seltsamer Kreuzung.

„O diese Romanoffs!" seufzte Puschkin. „Sechs Puschkins haben die Wahlurkunde des ersten von ihnen unterzeichnet und zwei ihr Kreuz darunter gesetzt, weil sie nicht schreiben konnten. Und ich, ihr schriftkundiger Nachkomme, was bin ich? wo bin ich?"

Er erfuhr es empfindlicher, als er befürchten konnte. Auf dem Lyceum zu Zarskoje-Selo hatte er die Mode mitgemacht und aus Diderots, Voltaires, Rousseaus Werken sich an den Ideen der westeuropäischen Aufklärung gesättigt. Darüber hinaus blieb sein Wissen allezeit lückenhaft. „Nur zufällig lernen wir irgend wo und irgend was," pflegte er zu sagen, und Adam Mickiewicz, der ihn in einem Petersburger Salon kennen gelernt hatte, stellte ihm das Zeugniß

aus, daß er weniger wußte als er zugeben wollte. Aber das Genie ist nicht an das Wissen gebunden. Puschkin dürstete nach Freiheit und besang sie in einer Ode. Seine stolzen Rhythmen schwangen sich bis in das Cabinet des Czars, des gealterten Alexander I., und dort begegneten sie noch herrischerem Stolz. Schickt ihn, wenn er Freiheit will, nach Sibirien, polterte der Czar, den einstmals die Welt einen „weißen Engel" genannt hatte, und als ihm Vorstellungen gemacht wurden, milderte er seinen Zorn. So sendet ihn nach Kischeneff, in die Kanzlei des südrussischen Gouvernements, lautete sein letztes Wort.

Der Dichter ging von dannen, aus dem Glanze des Petersburger Lebens in die triste Einsamkeit der Steppe. Er tauchte in das Volk hinab und lernte seine Sprache, tröstete sich an seinen Liedern und Sagen. Die Russalka schmiegte sich an sein Herz, die nächtlich ihren weißen Leib aus dem Wasser hebt und mit traurigem Sange den arglosen Wanderer lockt, um ihn mit sich in die Tiefe herabzuziehen — die Nixe der russischen Steppe.

Der Steppe, deren Poesie unheimlich ist und doch wieder von ergreifendster Romantik . . . Auch der Dniepr ist ein Strom für Poeten, so gut wie Rhein und Donau, und wer aus dem weichen Rhythmus melancholischer Kosakenlieder die Sprache menschlichen Urempfindens herauszuhören vermag, der spürt auch in dem seltsam grandiosen Einerlei der Steppe den Flügelschlag erlösender Poesie. Aber die Stimmung der Landschaft, welche die Wellen des Dniepr benetzen, ist weltverschieden von jener, welche der Anblick des Rheins in der Seele weckt. Denn nicht das rastlos drängende Gewirr thatenfroher Lebenslust, noch die ehrwürdigen Spuren einer ereignißreichen Vergangenheit sind es, welche das schilfreiche Bett des Dniepr umsäumen. Unbelauscht erfreut sich die Natur, nur selten von einem Menschenfuß gestreift, in üppigem Wachsthum ihres Daseins, und ihre Schätze wuchern ungehoben, aber stets sich erneuernd zu ihrer eigenen Lust durch den Wechsel der Tage. Was innerhalb der Wasserscheide zwischen Don und Dniestr von der mittäglichen Sonne beschienen wird, das ist allzumal wild und von keines Meisters Hand gebändigt; die gefiederten Sänger in den mächtigen Eichenzweigen sind es und die gelben Tulpen auf dem unermeßlichen

Feldrain; die Menschen selber wandeln vereinzelt und wunschlos über die hallende Heide; eine schwermüthige Melodie oder die kindliche Freude an dem Hufschlag eines munteren Rößleins bilden den lichten Schimmer ihrer schicksalslosen Existenz.

Ewig hört man Weisen klingen
Wie der Zither Melodien,
Niemand weiß, woher sie dringen,
Scheinen Gräbern zu entfliehn.
Träumerisch und wild durchzieht,
Wie der fernen Windsbraut Singen,
Steppe, dich dein Sehnsuchtslied.

Durch diese Landschaft streifte der junge Poet, den ein rauhes Machtwort in die Verbannung gestoßen hatte. Sie ist nicht geeignet, finstere Stimmungen aufzuheitern, und noch weniger ist es der Verkehr mit den Menschen, welche in ihr hausen. Eine tiefe Melancholie erfaßte den Dichter, die seine Talente reifte, aber nicht seine Gesinnungen. Der tägliche Anblick der „todten Seelen" reizte ihn zum Zorn gegen die Machthaber der Erde und er entwarf von ihnen ein blutiges Bild.

— — — Wann mühen wohl sich Fürsten?
Und was ist ihre Mühe? Hasen jagen
Und Schmäuse geben und die Nachbarn plündern
Und Euch, ihr armen Närrinnen, verführen.

Aber der Zorn des Poeten war ohnmächtig in dem damaligen Rußland. Und ohnmächtiger Zorn knirscht an sich selber wie an einer eisernen Kette.

Als Puschkin aus dem Exil heimkehrte, war er nicht mehr der „junge Voltaire" von ehedem, sondern „Eugen Onägin", Original und Copie seines eigenen dichterischen Geschöpfes, des Aristokraten, der sich fruchtlos an der schweren Kunst, zu leben, abmüht. An der Kunst, frei zu sein, ist er längst gescheitert.

Zwar Kaiser Nikolaus hatte ihm verziehen, daß er ein Theilnehmer der gegen ihn selbst gerichteten Dekabristen-Verschwörung gewesen war. Er überhäufte den Poeten, der bald zum Abgotte seines Volkes wurde, mit Gnaden, um seine Seele, die gebrochene, vollends zu tödten. Kann ein Poet vergessen, was Freiheit ist? Man wehrt ihm, ihren Preis zu singen; er schweigt, aber er ver-

blutet sich. Und wenn einem Dichter der Mund gewaltsam verschlossen wird, so ist er eine „todte Seele".

Alexander Puschkin ward von Neuem der Liebling der Petersburger Gesellschaft. Er vermählte sich mit einem schönen Weibe, spielte und trank. Dann meinte er sich von seinem Weibe verrathen und fiel im Zweikampf.

Kurz bevor die Kugel ihn tödtete, hat Iwan Turgenjeff ihn gesehen, in einem Vormittagsconcerte, das im Engelhardt'schen Saale stattfand. „Neben der Thür stand er an einen Pfeiler gelehnt da, die Arme über die breite Brust gekreuzt, mit unzufriedenem Blicke im Kreise umherschauend. Er warf auch mir einen flüchtigen Blick zu, die Ungenirtheit, mit der ich ihn anstarrte, mochte ihm mißfallen, da er ohnehin bei schlechtem Humor zu sein schien; er zuckte verdrießlich die Achseln und trat bei Seite. Einige Tage später sah ich ihn auf der Bahre liegen."

Und Lermontoff? War sein Geschick ein froheres?

Er hatte eine Elegie auf Puschkins Tod gedichtet. Das genügte, ihn verdächtig zu machen. Weil er den Heimgang des größten russischen Dichters beklagt hatte, sendete ihn der kleinste unter den russischen Czaren in die Verbannung. Dort streckte auch ihn im Zweikampfe eine Kugel zu Boden. „Seine Augen lachten nie, auch nicht, wenn er selbst lachte."

Sie haben alle das Lachen verlernt, die an der Wiege des russischen Nihilismus standen. Wie vermöchte auch eine „todte Seele" zu lachen? Aber sie haben sich grausam gerächt. Für die russische Dichtung blieb Czar Nikolaus ein Unbekannter. Von Peter dem Großen bis zu dem zweiten Alexander hat noch jeder Czar in seinem Volke Sänger gefunden, die seine Thaten im Liede verherrlichten; selbst der halbmündige Paul. Wer aber in den Blättern der russischen Muse, nicht der befangenen des Schranzen Schukowsky, sondern der unbestochenen, den Namen Nikolaus zu suchen ausginge, würde leer zurückkehren. Versunken und vergessen, das ist des Sängers Fluch.

* * *

„Paschol!" bellte der Kosak und seine kleinen schilfgrünen Augen blinzelten an mir hernieder, als ob Blut an meinen Kleidern klebte.

In Wahrheit lastete auf meinem Gewissen blos eine kleine Vergeßlichkeit; ich hatte es unterlassen, gleich bei meiner Ankunft in der Gubernialstadt meinen Paß visiren zu lassen. Aber dazumal — es war Anno 1864 — konnte man auf die wohlfeilste Manier nach Sibirien gelangen, wenn man von ungefähr einem Unter-Lieutenant auf das Hühnerauge trat oder in seiner Physiognomie eine entfernte Aehnlichkeit mit irgend einem polnischen Insurgenten-Chef besaß, und so beschlich mich trotz meiner Schuldlosigkeit eine Art peinlichen Unbehagens, als ich dem struppigen Burschen, der mir mit gesenktem Spieße voranschritt, in das Büreau des Polizeimeisters folgte. Es war ein geringer Trost, daß ich diverse Rubelscheine in meiner Börse wußte. Mit meinem Cicerone vom Don oder Dniepr, der von zwei zu zwei Minuten sein heiseres „Paschol!" hervorstieß, hätte sich auch vermöge einer winzigeren Summe, als ich sie besaß, ein Geschäft um die Freiheit machen lassen; die Nachkommen der Zaporoger und des wilden Pugatscheff sind für einen Liter starken Schnapses zugänglicher, als für die Noten der Petersburger Bank. Aber die Taxe des Polizeimeisters war mir unbekannt, und sie allein war maßgebend für das Geschick des nächsten Augenblicks.

Es ist mir damals besser gegangen als ich hoffen konnte. Das verhängnißvolle Visa ward mir für eine Bagatelle nachgetragen und der gestrenge Polizei-Chef, dessen Preiscourant mit jedem Säugling, um welchen sein Hausrath sich vermehrte, eine Stufe gesunken war, beschränkte sich darauf, mir mit lauter Stimme einen Vortrag über meine Fahrlässigkeit zu halten, während die fünf gespreizten Finger seiner linken Hand mir die Anzahl der Rubel deutlich machten, die er für seine milde Praxis glaubte ansprechen zu dürfen.

Aber ich habe auch schwierigere Verhältnisse in Rußland durchgekostet, und nicht immer lag mir die Möglichkeit so ferne, mich eines schönen Tages dort zu finden, wo die Füchse und die Zobel einander Gute Nacht wünschen.

In einer der westlichen Grenzstädte des ungeheuren Czaren-

reiches bestand ich die drohendste Fährniß. Der Bitte eines Freundes folgend, besuchte ich einen Advocaten, um über den Stand eines von dem Letzteren geführten Processes Auskunft zu erlangen.

„Sie wünschen ohne Zweifel, daß Ihr Freund den Rechtsstreit gewinne?“ fragte der Mann mit schlauem Lächeln.

„Allerdings.“

„Auch wenn ich Ihnen diese Actenstücke vorlege?“ fuhr er fort, indem er mir ein Bündel von Papieren hinreichte, auf das er, wo nur irgend eine weiße Stelle gewesen, mit wunderbarer Raumbenützung hohe Stempelmarken aufgeklebt hatte.

„Auch dann,“ entgegnete ich, „denn das Object des Processes dünkt mir immer noch erklecklich höher als die Stempelgebühr, die für Ihre Bemühungen entfallen wird.“

„Hm,“ machte er und griff bedächtig in die Dose. „Der Gegner Ihres Freundes ist zu einem beträchtlichen Schreibhonorar für den Decernenten bereit, wenn das Erkenntniß seinen Erwartungen entspricht.“

„Und? . . .“ stotterte ich betroffen, da mir eine derartige Unverfrorenheit in Dingen der Jurisdiction noch nicht begegnet war.

„Und . . . Ihr Freund wird schwerlich mit einem solchen Angebot concurriren wollen.“

„Allerdings nein,“ polterte ich barsch heraus und ging, ohne den Ehrenmann zu grüßen, von dannen.

Aber so leichten Kaufs läßt ein russischer Advocat seine Clienten nicht fahren. Beharrte ich bei meiner Weigerung, so war er mit seinem eigenen Beutel für die aufgewendeten Stempel haftbar, welche die gesetzliche Gebühr bei weitem nicht deckte. Also griff er, um zu dem lucrum cessans nicht auch noch das damnum emergens verwinden zu müssen, zu dem infamsten Mittel, welches ihm gerade erfolgversprechend schien. Er suchte das Theehaus auf, in welchem ich des Abends mit Bekannten beisammensaß, und ließ sich für ein Weilchen an dem Nachbartische nieder; dann schlich er zu dem Gouverneur, um ihm zu vermelden, daß ich gesprächsweise die heilige Person des Czars verunglimpft und politische Aeußerungen gethan hätte, welche auf eine Beleidigung der russischen Regierung hinausgelaufen wären.

Ich lag des andern Morgens noch im Schlafe, als ungestüm an die Thür meines Hotelzimmers gepocht ward. Als ich öffnete, stand vor mir ein schmutziger Polizist in verschliffenem Amtscostüm, das ehemals grün gewesen, jetzt aber in violettem Allerlei schimmerte, hinter sich zwei Kosaken, die mir ihre Lanzen beinahe unmittelbar unter die Nase streckten.

„Zum Gouverneur, paschol!" lautete die freundliche Einladung und eine Ahnung unbestimmter Gefahren durchzuckte meine Seele.

Der Gouverneur war ein schöner Mann, schlank und höflich, aber in seinem kalten, grauen Auge steckte eine Welt von Unerbittlichkeit; dieses Auge konnte nicht anders als ostwärts winken, zum Amur oder Jenisei, nach Tomsk, Nertschinsk oder sonst einem der wohnlichen Asyle auf der sibirischen Schneewüste. Kurz und präcis trug er mir den Inhalt der Denunciation vor; das Ende war die äußerst humane Verheißung, daß ich zwar nicht einer langwierigen criminalgerichtlichen Procedur unterzogen, aber als politisch Verdächtiger und als muthmaßlicher Staatsverbrecher in die Warschauer Citadelle transportirt werden und dort das Weitere geduldig erwarten solle.

Ich war wie zerschmettert. Diese Warschauer Citadelle ist nur eine Station auf dem angenehmen Wege, der über den Ural führt, und sie hat noch Niemandem ihre Pforten geöffnet, der nicht kurzer Hand aufgepackt und mittelst der berufenen Kibitka in die asiatische Seligkeit spedirt worden wäre. Zuerst lallte ich ihm zu, daß kein Anderer als der Advocat von gestern mich angeschwärzt habe; er verwies mir diesen unwürdigen Verdacht auf einen ehrenhaften Beamten, der dem Czar getreulich diene. Dann drohte ich mit preußischen Reclamationen; er lächelte achselzuckend, als ob ich mit Schrotkörnern auf Elephanten geschossen hätte. Dessen war dazumal Rußland durch die Heilige Allianz und die „Kreuzzeitung" entwöhnt, daß Preußen eines seiner von den Moskowitern mißhandelten Landeskinder ernstlich geschützt hätte. Ja, wenn ich noch ein Engländer gewesen wäre! . .

Ich stand wie weiland das Weib Lot's, welche der Schreck zu einer Salzsäule versteint hatte.

„Und Sie haben nichts weiter für sich anzuführen?" schnarrte der hohe Herr.

Ach ja, ich hätte wohl gewußt, was die ultimo ratio war, denn uns Nachbarkindern der moskowitischen Herrlichkeit summte man schon an der Wiege das Lied vor, daß jenseits der Grenzpfähle das Gesetz nur aus einem einzigen Paragraph, und dieser hinwiederum nur aus einem einzigen Worte, dem Worte Geld, bestehe; das Wieviel, besagte jenes Ammenlied, sei Sache der Auslegung. Aber dem Gouverneur gegenüber hatte ich, offen gestanden, nicht den Muth, von dieser subtilen Kenntniß des russischen Gesetzes Gebrauch zu machen. So tief war mir der Respect vor der preußischen Büreaukratie eingeprägt, daß es mir ein Frevel schien, die Bestechlichkeit auch in den höheren Beamtenkreisen des fremden Verwaltungs-Organismus zu vermuthen.

Und so schlotterte ich denn hoffnungslos von der Audienz hinweg, die obbesagten beiden Kosaken hinterdrein, mit dem ungeheueren Gedanken beschäftigt, daß ich demnächst für das Festungsmagazin von Perm oder Jeniseisk bei 35 Grad Reaumur im Freien würde Holz zu spalten oder für die Rößlein des Commandanten von Omsk Wasser zu schöpfen haben. Wie Viele waren vor mir denselben Weg gewandelt, ohne Spruch und Gericht, ja ohne Kenntniß ihres Verbrechens, mit all' ihrem Lebensglück zusammengeschrumpft auf den Schicksalsspruch Müllner's:

Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten aufersteh'n.

Nichtsdestoweniger geschah das Unerhörte; man gab mir nach einer dreistündigen Ewigkeit in der Polizeiwache die Freiheit wieder und bedeutete mir, des Schleunigsten den russischen Staub von meinen Füßen zu schütteln. Ich weiß noch heutigen Tages nicht, wem ich diese Wendung meines Looses zu danken habe; nur ganz dunkel drang späterhin die Kunde zu mir, daß einige Kaufleute, deren Schuldner der Gouverneur war, meine Freilassung erwirkt hätten. Um welchen Preis, ward mir nicht verrathen; es hätte auch wenig verfangen, denn ihn zu ersetzen wäre ich bei dem besten Willen außer Stande gewesen. Es war ja der Gouverneur, nicht ein simpler Kosak, dessen Wille über meine Freiheit verfügt hatte.

Und der Advocat? Ei nun, mein Freund verlor seinen Proceß und hat seitdem niemals wieder seinen Credit über die Prosna ausgedehnt, welche das Glück hat, ihr rechtes Ufer in dem Herrschaftsglanze des Czarenscepters zu sonnen. Ich habe an dem östlichen Rande dieses trübseligen Flüßchens manches kernige Volkswort aufgelesen, das als Motto diese Betrachtung fürtrefflich zu illustriren vermöchte. „Fürchte nicht das Gericht, aber fürchte den Richter", seufzt das Bäuerlein in jener gottverlassenen Einöde. „In's Gericht mit dem Fuß, in die Tasche mit der Hand", stöhnt ein anderes. Dann wieder heißt es: „Wo ein Gericht ist, da ist Unrecht", oder: „Vor Gericht processirten sie, und Beide ohne Hemde blieben sie". Kräftiger noch lautet das Sprüchlein: „Processire nicht, der Bastschuh wird dir theurer zu stehen kommen als der Stiefel", und endlich in der Tonart düsterster Verzweiflung klingt die bittere Gnome: „In der Erde Würmer, im Wasser Teufel, im Walde Richter und im Gerichte Rechtsverdreher".

So spreche beileibe nicht ich: von russischen Bauern habe ich diese Auslese populärer Sentenzen vernommen, uud es ist eine alte Wahrheit, daß Niemand besser weiß, wo ihn der Schuh drückt, als das simple unverfängliche Volk des platten Landes.

Noch manches andere saubere Geschichtlein wüßte ich zu erzählen. Ich habe als Knabe wiederholt das Gewimmer baumstarker russischer Soldaten belauscht, denen der Porutschnik (Lieutenant) dreißig Knutenhiebe verordnet hatte, weil sie ohne sein Vorwissen sich an fremdem Eigenthum bereichert hatten. Auch die Psalmen Davids sind in der weinerlichen Tonart, welche das Tempo des Kantschus zu begleiten pflegte, an mein Ohr gedrungen, wenn sich ein „Jewréj" herausgenommen hatte, einen betreßten Capitain daran zu erinnern, daß entliehenes Geld bisweilen nach seinem ursprünglichen Besitzer sich zurücksehne. Der Russe haßt den Juden nicht, aber er liebt das Eigenthum und den Schnaps des Juden, und mancher patriarchalische Bart ist schon auf offener Straße der moskowitischen Scheere zum Opfer gefallen, mancher Judenrücken jämmerlich zerbläut worden, wenn diese Liebe des Tschinowniks oder des Officiers nicht lautlose Gegenliebe fand.

Nicht von gestern datiren meine moskowitischen Erinnerungen;

sie sind mindestens ein Jahrzehnt alt und reichen also noch in die kimmerischen Tage zurück, in welchen die Gerichtsordnung Alexander's ein unbeschriebenes Blatt war. Damals ward alles Recht in Rußland à la façon administrative gehandhabt, und diese saubere Verwaltungspraxis bedeutete eigentlich nur, daß das Gesetz eine schale façon de parler sei. Alle Tribunale und Instanzen, alles mündliche und schriftliche Verfahren, alle Voruntersuchungen und Schlußverhandlungen ersetzte diese todtspeiende „Verwaltungsmanier", kraft welcher Hunderttausende geräuschlos und auf Nimmerwiedersehen nach Sibirien hinüber „verwaltet" wurden.

* * *

Es war in einer Universitätsstadt des deutschen Ostens. Wir lebten miteinander wie eine buntscheckige Colonie, aus allen Himmelsrichtungen zusammengewürfelt. Etliche handfeste deutsche Blondköpfe, die das Corpus juris blos vom Hörensagen kannten, desto vertrauter aber mit den Geheimnissen der Mensur und des „Katers" waren; ein schmächtiger Pole mit blassem Gesicht und wässerigen Augen, der bei jedem dritten Worte „auf Lelewel" schwur, im Uebrigen aber culturgeschichtliche Studien trieb, deren Einfluß auf seine eigene Gesittung niemals zu Tage trat; mehrere junge Hebräer, die mit lärmender Beredtsamkeit für den Parlamentarismus schwärmten, und endlich fünf russische Landeskinder, davon drei männlichen Geschlechtes, die neuere Sprachen, und zwei weiblichen, welche — allerdings privatim — Arzneikunst und Nihilismus studirten.

Die beiden nordischen Aesculapstöchter waren von Außen sehr schön, von jener eintönigen und phlegmatischen Schönheit, die dem Charakter der cyrillischen Buchstabenschrift verwandt ist. Ihre Augen rund und nußbraun, ihre Gesichtsfarbe gelblich-weiß, ihre Taille weniger schlank als geschmeidig, ihr Haar üppig und dunkel, ihre Lippen voll und blaß. Von Temperament waren sie ursprünglich langsam und träge, aber der Wille, mannhaft zu erscheinen, verlieh ihnen eine gewisse Energie in Haltung und Geberde. Fragte man nach Gesinnung und Charakter, so lautete die Antwort: Nihilistinnen.

Sie schauten mit einer Art von Heiligencult insbesondere zu dem einen ihrer beiden Landsleute auf, welche unserem Kreise angehörten. Das war ein wunderlicher Geselle. Er stammte aus Smolensk, sprach seltsam gebrochenes Deutsch, warf seine langen, schwarzen Haare wie eine Mähne um seine Ohren, auf denen er übrigens zwei Drittel des Tages, in Träumereien versunken, lag, ragte über jeden von uns um Kopfeslänge empor und war mager wie ein Skelett. Was er studirte? Er sagte: „Bücher!" Und in der That bedeckten zahlreiche schmutzige Drucksachen den Fußboden seines cabinenartigen Gemachs, deren blutige Titel der Staub zerfraß. „Nieder mit der Tyrannei!" . . . „Freiheit und Tod!" . . . „Macht Raum der Jugend!" . . . „Es lebe der Verrath!" . . . all diese Devisen, an welche sich oft das gedankenloseste Flugschriften-Pathos anlehnte, nannte Nastasi „Bücher".

Aber Nastasi's Antwort genügte uns nicht. Da er zwar während des Tages sehr melancholisch und wortkarg war, des Abends aber wundersam auflebte, Champagner und Austern verzehrte und das Geld so zu sagen zum Fenster hinauswarf, so bildete er für uns einen Gegenstand fortwährender Vermuthungen, romantischer wie prosaischer, je nachdem. Was ihn uns interessant machte, machte ihn seinen Landsmänninnen bedeutend. Da er überdies anscheinend tiefsinnig zu reden verstand und bei jeder Gelegenheit auf die russische Regierung schimpfte, so galt er als das Urbild eines Nihilisten, zerfahren und thatenscheu, verdrossen und malcontent, unternehmend und zaghaft, kurzum, eine Säule der künftigen russischen Freiheit, wie seine Heimathsgenossinnen, ein sonderbarer Bummler, wie wir Anderen sagten.

Eines Abends — es war kaum eine Woche verflossen, seitdem die Nachricht von dem Ausbruche der letzten polnischen Insurrection sich verbreitet hatte — saßen wir allesammt in der Stube des Polen, der heute öfter als sonst „bei Lelewel" schwur. Er schickte sich an, zu seinen aufständischen Landsleuten abzugehen. Die beiden Russinnen bliesen den Rauch von den selbstgedrehten Cigarretten durch das Gemach und schnitten grimmige Gesichter; sie wußten nicht, ob sie die Polen verdammen sollten, weil sie sich gegen ihre vaterländische Regierung erhoben hatten, oder segnen, weil sie das

„Tyrannenregiment" in Petersburg zertrümmern wollten. Wir Uebrigen, Hebräer und Germanen, vertilgten nachdenklich sehr bemerkenswerthe Bierbestände, indessen auf russischer Seite mit schärferen Stoffen, mit Cognac und Rum die Gesprächspausen ausgefüllt wurden.

Nastasi, der große Nihilist, ging inzwischen mit langen Schritten durch das Zimmer.

„Er hat Herrliches vor," lispelte die eine der Nihilistinnen, indem sie ihm inbrünstig nachschaute.

„Was habt Ihr, Nastasi?" fragte ich. „Ihr seht so waghalsig aus."

„Ich will die Autorität zerschmettern," grollte er, stehen bleibend und die Faust ballend.

„Welche Autorität?"

„Diejenige des Czars."

„Und habt Ihr eine andere dafür einzusetzen?"

„Nein, wir brauchen keine!"

„Nieder mit der Autorität!" schrillten dazwischen unsere weiblichen Genossen.

„Aber das ist Anarchie."

„Nein, das ist Nihilismus."

„Ihr braucht aber Muster für Eure Zustände, für Eure Literatur und Kunst."

„Wir brauchen Nichts. Nichts sage ich. Wir wollen Freiheit."

„Aber zur Freiheit gehören Gesetze, sonst ist es keine Freiheit."

„So sagt Ihr klugen Leute des Westens, weil Ihr uns nicht kennt; aber wir haben Kraft genug, aus uns selbst und dem Schooße unseres Volksthums heraus uns neue Zustände zu schaffen. Wir brauchen keine Muster, sage ich."

Und wie ein Katarakt sprudelte ihm eine Fluth von russischen Versen, Puschkinschen, Lermontoffschen, vom Munde.

„Ist das nicht Poesie? Brauchen wir Vorbilder, he?"

„Aber Ihr habt keine Staatsmänner."

„Peter, Katharina."

„Keine nationale Cultur."

„Ist nicht nothwendig."

„Ist nicht nothwendig, nein, nein!“ pfiffen die Nihilistinnen nach.

„Keine Wissenschaft.“

„Dafür wird gesorgt sein.“

„Und Eure Führer?“

„Herzen, Bakunin.“

Der Dialog wurde, je kurzathmiger, desto lebhafter, bis die eine unserer Sodalinnen — sie nannte sich aus Pietät für den schlanken Nihilisten Nastka — mit heller Stimme dazwischenfuhr: „Cherchez la femme! Sind wir denn nichts? Flüchten wir umsonst in das Ausland, bereiten wir uns umsonst zu Aerzten und Advocaten vor, werden wir nicht mitzureden haben in dem Rußland der Zukunft? Die Tribüne wird unser sein und die Kanzel, das Büreau, das Katheder und das Spital. Dann wird Euch geholfen werden, Ihr arglose Gläubige, die Ihr von Cultur und Bildung faselt, ohne uns freizugeben, und auch Euch, Ihr Stürmer, die Ihr die ganze Heimath zu einem Spital gemacht habt, weil Ihr den armen unschuldigen Muschik lehrtet, wie schmachvoll sein Dasein ist. Ohne unsere Emancipation keine Emancipation der Leibeigenen und Knechte!“

Nastasi schaute sie zuerst drohend, dann mit einem schmelzenden Liebesblicke an. Er küßte sie auf die breite weiße Stirne und wiederholte, wie verloren: „Ohne Euch keine Emancipation der Leibeigenen und Knechte!“ Dann, als ob ihm eben eine neue Offenbarung gekommen sei, strich er sich mit den gespreizten Fingern der rechten Hand durch seine langen Haare. „Komm, Nastka, du gehörst zu mir. Das Vaterland braucht seine Töchter und Söhne. Wir springen in die Abgründe, die es birgt, und opfern uns dem roßen Nichts. Wir sind die wahren Nihilisten. Der Sonne voran, Nastka. Cherchez la femme!“

Die Beiden verschwanden. Wir sahen Nastasi niemals wieder. Am folgenden Tage waren sie aus ihren Nestern davongeflogen; Niemand wußte wohin.

Aber auch der arme Pole wurde am anderen Tage aus seinem Neste geholt. Von der Polizei nämlich, bei der ihn Nastasi als polnischen Agitator angegeben hatte. Er rief, als man ihn abführte, hundertmal den Namen Lelewels; es nützte ihm nichts.

Nastasi hatte seine Geheimnisse zu genau und glaubhaft ausgeplaudert.

Daher die Austern und der Champagner des Nihilisten!

Wir unterließen es, ein Urtheil auszusprechen, obzwar sehr bald die Kunde sich verbreitete, Nastasi sei ein bezahlter Denunciant gewesen.

Wir waren noch jung und scheuten uns, die Erinnerung an einen Cumpan uns ohne Noth zu verunstalten. Geheuer war er uns ja nie gewesen, und was wir nicht verstanden hatten, erklärten wir uns aus dem — Nihilismus.

Es dauerte aber nicht lange, bis uns die Wahrheit aufging. Nastka erschien wieder bei uns, zerlumpt und bleich, ein Jammerbild der leiblichen und seelischen Noth, und bat um Aufnahme, bis aus dem elterlichen Hause Hilfe nahte.

Sie erzählte, daß Nastasi ein — Hängegensdarm geworden und mitten in seinem grausigen Handwerke, das er sich theuer von Polen wie von Russen entlohnen ließ, der Vergeltung anheimgefallen sei. Die Russen, welche erfuhren, daß er keinen Unterschied mache zwischen dem, was er bei abgefangenen Insurgenten, und dem, was er bei ihren eigenen Marodeurs vorfand, lauerten ihm auf und zerstückten ihn wie Scheitholz, nachdem sie seiner habhaft geworden.

Das war das Ende des Nihilisten.

„Eine todte Seele,“ murmelte Nastka, nachdem sie ihren Bericht mit allen seinen grauenhaften Episoden vollendet hatte.

Die Enkel der Zaporoger.

I.

Mit der Poesie des Kosakenthums ist es längst vorbei. Seitdem der mittlere Stromlauf des Dniepr nicht mehr durch die „Ukraine", sondern durch „Kleinrußland" sich erstreckt, hat der Kosak aufgehört, eine Figur für den Dichter zu sein; er ist nicht mehr der „Falke" oder „Adler" von ehedem, sondern der leichte Cavallerist in dem Heere des Czars, ein Soldat wie die übrigen auch.

Die Don'schen Kosaken sind noch verhältnißmäßig frei; sie bilden den Grenzwall gegen Asien, den man nicht zu erschüttern wagt. Aber bei ihnen gab es von jeher nur spärliche Romantik, und wenn slavische Sprachkundige den Namen Kosak bald mit „Räuber" und bald mit „mächtiger Streiter" übersetzen, so paßt das Erstere besser auf die Don'schen Kosaken, welche, aus ursprünglichem Gemisch von Tscherkessen, Kirgisen, Kalmucken und Tartaren entstanden, zwischen dem Ural und dem Pontus hausen, während die Dniepr-Kosaken, welche slavischer Herkunft sind, allerdings verdienten, „mächtige Streiter" zu heißen, so lange noch die Republik Polen aufrecht stand und ihrer Wehrhaftigkeit gen Süden zu bedurfte.

Seltsam, wie der Schritt der Geschichte je nach der Nothwendigkeit Erscheinungen merkwürdigster Art aus dem Boden stampft, um sie, wenn sie sich ausgelebt haben, erbarmungslos wieder zu zertreten. Als die asiatische Barbarei sich westwärts wälzte und die

Tartaren, sengend und mordend, die europäische Cultur zu vernichten drohten, bildete sich unter den Bewohnern der Ukraine, gleichsam des Passes, durch welchen der Landweg aus einem Welttheile in den anderen führte, ein freiwilliges Wehrsystem, der Orden der Kosaken. Auf den schilfumgürteten Inseln, welche in dem breiten Strombett des Dniepr lagern, errichtete dieser Orden seine Festungen, und es kamen zu ihm die Ausgestoßenen und Verfolgten aller Länder, die Mißvergnügten und Enttäuschten aus Süd und West. Dreizehn Katarakte hemmen den majestätischen Lauf des Dniepr. Klippen und spitze Felsen ragen vom Grunde herauf und die Wassermassen brechen sich an ihnen, sprühen tausendfach gespalten mit wildem Getöse über sie fort. „Stufen" nennt sie der Volksmund, „porohy", und davon stammt der Name der Zaporoger. Denn nur wer in einem kleinen Boote diese dreizehn „Stufen" unversehrt zu überklimmen vermochte, ward würdig befunden, ein Zaporoger Kosak zu sein.

Und es war auch sonst nicht leicht, unter die Kosaken zu kommen. Sie wollten nichts sein, als leichtbeschwingte Krieger, im Fluge durch die Steppen trabend, wenn hier oder dort der tatarische Feind sich zeigte. Die Sorge um das Leben sollte ihnen fremd und nur diejenige um Tod und Sieg willkommen sein. Deshalb war in ihren kleinen Gemeinwesen, den „Körben", jeder Ueberfluß verpönt. Sie trieben Fischfang und höhlten sich aus mächtigen Eichenstämmen dauerhafte Kähne; sie lebten von der Jagdbeute und derjenigen des Krieges. Vierzig bis fünfzig Hütten standen karg und schmucklos mitten in der Steppe; sie bildeten einen „Korb". Darin durfte niemals ein Frauenantlitz sich zeigen, denn der Kosak war ein Cölibatär, und flüchtete sich doch einmal ein „Verlorener" in ihre Mitte, der, aus seiner Heimath ausgestoßen, mit ihnen ihr Schicksal theilen wollte, und er brachte sein Weib mit, so mußte dieses außerhalb des „Korbes" sich ansiedeln, in einer einsamen Hütte, abseits und ohne Rechte.

Es gibt ein treffliches polnisches Steppen-Epos aus jüngerer Zeit, darin eine Schaar von Kosaken am Vorabende der Schlacht malerisch geschildert ist.

Ist es nicht, als ob sie ruhten,
Tief in stillen Schlaf versunken!
Aber Kinder sind des Bluts sie,
Können nimmer, nimmer schlafen.
Schließt sich auch ihr scharfes Auge,
Bleibt das Messer doch im Gurte
Und die Hand weicht nicht vom Griffe,
Nicht der Kalpak von dem Haupte.
Rings umher die Lanzen starren,
Fest gerammt im üpp'gen Boden,
Und an jeder steht ein Rößlein,
Tag und Nacht geschirrt, gesattelt.

Und ein anderer polnischer Schriftsteller entwirft von der phantastischen Tracht der Kosaken ein farbiges Bild. Der Kosak weiß nichts von einer Uniform; aus der Beute stellt er sich seine Toilette zusammen. Er hat von einem Tscherkessenpferde den Sattel abgehoben und dessen Reiter seines Mantels beraubt; ein Türke mußte seine Schabracke in den Händen des verfolgenden Kosaken zurücklassen, ein Russe sein Schießgewehr. Alle diese Trophäen, und persische Säbel, tatarische Wurfspieße und türkische Köcher obendrein, bilden seinen kriegerischen Schmuck. Ein kokettes Zöpfchen, in das sein kurzgeschorenes Haar zusammengeflochten ist, wird außerdem von bunten Bändern und Schnüren zusammengehalten.

Wie sie sich fortpflanzten, da sie doch Cölibatäre waren? Durch Kinderraub, den sie auf ihren wilden Kriegszügen schwunghaft betrieben. Auf ihren flinken Rößlein brachten sie oft eine ganze Schaar solcher kleiner Gäste in den „Korb" zurück und warteten und pflegten den Nachwuchs mit rührender Zärtlichkeit. Da vergaßen die armen Kleinen gar bald, daß sie eltern- und heimathlos seien, wenn sie es überhaupt jemals gewußt hatten, denn im „Korb" war zu allen Zeiten bewegtes Leben. Waffengerassel und schwermüthiger Liedersang füllten die Stunden aus, welche der Erholung gewidmet waren; wilde Sagen erzählten sich von Mund zu Munde, verwegene Heldenstücke weckten Nacheiferung. Auf kleinem Kahne glitt der Kosak den Dniepr hinab, bis hinaus auf die dunklen Wogen des schwarzen Meeres, um Beute zu holen, und wenn er heimkehrte, so überquoll sein Mund von farbenreichen Berichten aus der Ferne. Oft freilich ereilte ihn der Tod auf seinen kecken Fahrten, und dann, in der

Sterbestunde, griff er in den Busen, zog einen Beutel mit heimathlicher Erde hervor und küßte ihn inbrünstigen Mundes.

Es war die Republik Polen, welcher die Kosaken, so lange sie unabhängig waren, ihre Dienste widmeten. Ihr Hetman Mazeppa war als Jüngling am Hofe zu Warschau erzogen worden. Aber wehe, wenn ihnen die Großen des königlichen Freistaates mit Undank oder schnödem Drucke lohnten. Dann brachen sie auf, ihren Hetman an der Spitze, eine dunkelblaue Fahne mit dem Bilde des Erzengels Michael voran, und ergossen sich gen Nord und West, plündernd und mordend, ohne Schonung noch Menschlichkeit. Zweimal ward Polen eine rauchende Feuerstätte, zerstampft von Rosseshufen und gebrandschatzt von den ergrimmten Gästen aus den „Körben" am Dneprstrande. Denn ob er auch melancholisch und weich sein konnte in Friedenszeiten, der bärtige Gesell der ukrainischen Steppe, so wurde er doch im Waffenlärm ein Dämon — „Und Steppe, Roß, Kosak und Nacht, eine einz'ge wilde Seele", wie der Dichter sagt.

Wer die Ukraine nur ein einzigesmal durchstreift hat, weiß es, daß der Einfluß dieser landschaftlichen Stimmung in der Menschenseele Dämonen schüren und Engel wecken kann. Heiter wölbt sich der Himmel über der unermeßlichen Gleichförmigkeit der Ebene. Zahllose Bäche und Flußadern rinnen dahin, von mannshohem Schilf fast spurlos überdeckt; spärlich erstreckt sich der Wald, indessen reiche Kornfelder wie schwanke Meereswogen im Winde schaukeln. Diese endlose Einsamkeit kann tödten und kann beleben, wie das Meer. Melancholie und Frohsinn gehen unvermittelt neben einander, und die Sage, oft voll finsterer Gestalten und manchmal wieder heiter und lustig, kommt, um zwischen ihnen die Brücke zu bilden. Feen und Nixen bevölkern diese Monotonie; die Fee Zozula wartet und pflegt die Kleinen, welche der Kosak von seinen Raubzügen heimgebracht; sie ist ihre Pathin. Aber auch Vampyre und Hexen irren über die Steppe. Irrwische verleiten den Wanderer, Eulen verlassen zur Nachtzeit ihre Schlupfwinkel und erheben schauerliches Gelächter; die Geister der Gestorbenen jagen ruhelos über die Steppe, und selbst der Wind ist ein Verführer.

In solchen Phantasien wächst das Kosakenkind zum Manne heran. Und es stellt sich wie von selbst ein schneidender Contrast

in der Seele ein; die Lust nistet neben der Trauer, der Adel neben der Rohheit, die Wehmuth neben der Grausamkeit.

Und noch ein anderer Contrast bestimmt das Leben des Kosaken. Von Jugend auf ist ihm die Sehnsucht nach Abenteuern, der Hang zur Ferne, der Wandertrieb in die Seele geimpft worden. Er will hinaus aus dem engen „Korb", will Beute machen und Trophäen heimbringen, will nicht minder grelle Schätze vom Leib des Feindes reißen, als sein glücklicherer Nebenmann. Aber die Heimath ist schön und es ist schwer von ihr zu scheiden. Nirgends so in ungemessene Weiten hinaus vermag man zu reiten wie in der Steppe, nirgends gibt es einen so breiten, majestätischen Fluß als den Dniepr, auf dessen Rücken das Kähnlein wie eine Nußschale dahintanzt. Nur noch die Donau vermag sich mit dem Dniepr zu messen; aber die Donau ist weit. Sie ist ein Gegenstand der Sehnsucht, nicht des Besitzes. Wenn es gilt, „über die Donau zu reiten", schlägt das Herz des Kosaken Sturm.

So war es einmal, aber das ist lange her. Dichter singen wohl noch von der Romantik des Kosakenthums, und insbesondere die polnischen sind es, welche den Nimbus aufrechthalten. Einer von ihnen, ein Lebender, Bôhdan Zaleski mit Namen, heißt sogar bei seinen Landsleuten der „Kosakenpoet", und wenn er im Pariser Exile bisweilen seinen älteren Freund Mickiewicz aus dumpfem Brüten aufstörte, so rief dieser ihm zürnend zu: „Fort Kosak! In die Steppe mit dir!" Aber in Wahrheit ist der struppige Gesell mit der Pike, an deren unterem Ende jetzt ein Fähnlein weht, seinen Urahnen, den Zaporogern, so unähnlich wie der Affe dem Menschen. Denn von dem Freiheitsdrange und der ungestümen Wanderlust, dem Liederdrange und Heimathsweh seiner Vorfahren ist ihm nichts, hingegen von ihrem Raub- und Diebessinne, ihrem Aberglauben und der Schwerfälligkeit ihrer Seele Alles geblieben. Die Hand des Czars hat seit mehr denn einem Jahrhundert auf ihnen geruht und sie lernten den Nacken beugen, vergaßen ihre Ueberlieferungen. Sie singen wohl noch ernste, schwergestimmte Lieder, reiten keck und furchtlos über die Haide, schwimmen mit den Fischen um die Wette und werfen ihre Messer in das Centrum der Scheibe. Aber die „Körbe" sind nicht mehr, und auch die Ukraine ist verschollen;

es blieben anstatt der Heimath vier künstlich abgegrenzte Bezirke, die Bezirke von Kiew, Pultawa, Jekaterinoslaw und Charkow, wo Beamte des Kaisers walten und dem zwanglosen Nomadenthum der Wille eines Systems den Weg vertritt.

Man sagt, der Kosak sei feige. Aber dies ist in der That eine Verleumdung. Er ist im Gegentheil undisciplinirbar, weil er tollkühn ist. Als regulärer Soldat läßt er sich auch heute noch nicht brauchen; das Jahrhundert reichte nicht aus, um ihn an feste Ordnungen, die er sich nicht selbst gegeben, zu gewöhnen. Auch grausam ist er eigentlich nicht, wenigstens nicht im raffinirten Sinne. Er ist nur von unüberwindlicher Habgier beseelt und jedweder edleren Bildung unzugänglich. Das bewirkt, daß er im Kriege, ruhelos umherjagend, bald hinter, bald vor der Haupttruppe, aller Menschlichkeit Hohn spricht, wenn es sich um gute Beute handelt. Dann fällt nicht Leben noch Geschlecht ins Gewicht; er brennt und mordet, um sich zu bereichern.

Und so haben denn die deutschen Dichter, welche vor drei Jahrzehnten den „Kosakenschreck" an die Wand malten, haben die Hartmann und Strachwitz allerdings ein klein wenig Recht gehabt, wenn sie vor dem bärtigen Burschen auf dem kleinen katzenähnlichen Rößlein, mit der mächtigen Pelzmütze auf dem krausen Haar, den rothen Pumphosen und der langen Pike über der Schulter in eindringlichen Versen warnten. Es war in Deutschland eine häßliche Erinnerung an ihn zurückgeblieben aus den Tagen der napoleonischen Herrschaft und der Befreiungskriege. Da hatte er als Freund im Nachbarlande gehaust — und wie! Was Sicherheit des Lebens und der Habe bedeutet, wußte er nicht. In der Lanzenspitze steckte seine Manneszucht. Der Gehorsam gegen militärische Obere war ihm fremd; mit der Freiheit war ihm auch die verhältnißmäßige Ritterlichkeit seiner Vorfahren abhanden gekommen.

Dessen erinnerten sich unsere Poeten vor drei Jahrzehnten, oder wenn sie selbst mit ihrem Gedächtnisse nicht zurückreichten, so summten ihnen häßliche Geschichten in den Ohren, welche ihnen das Mütterlein in der Kinderstube oder die Großmutter hinter dem Ofen in ihren Knabentagen erzählt hatte. Im Begriffe unseres Volkes lebt der Kosak das Dasein einer Vogelscheuche, eines unseligen Dämons, dessen

Wesen aus Diebssinn, Gewaltthätigkeit und Blutgier zusammengesetzt ist. Und vorderhand verdient er diese Reputation in vollem Maße. Vielleicht streift einst die allgemeine Wehrpflicht auch von ihm den Barbaren ab.

Es wäre indessen ein Unrecht gegen die geschichtliche Wahrheit, wenn man den Kosak unter russischer Botmäßigkeit nicht strengstens von dem Kosaken der polnischen Vergangenheit scheiden wollte. Dieser war keineswegs sympathischer Züge baar; er konnte edel und tapfer, kindlich und pietätvoll sein; jener ist zumeist ein stupider Soldat, keiner gemüthlichen Regung fähig, voll stumpfer Demuth, wenn er sich im Nachtheil weiß, voll brutaler Gewaltthätigkeit gegen Schwächere. Die Romantik verschuldet Vieles; sie hat ja auch Mazeppa zum Helden eines tragischen Geschickes gemacht, indessen er in Wirklichkeit wenig mehr als ein eitler Wüstling mit poetischen Neigungen war. Die Frauen in Warschau fanden an dem jungen Kosaken, der unter des Königs Augen erzogen wurde und wohlklingende Reime zu Stande brachte, lebhaftes Gefallen, lebhafteres, als ihren Männern genehm sein konnte. Da drohten die gehörnten Opfer dem verführerischen Fremden, sie würden ihn auf ein Pferd binden und dieses in die Steppe zurückpeitschen. Mazeppa, den nebenbei auch das Heimweh plagte, ließ sich dies gesagt sein und floh, um von den Seinigen nach tapferen Kriegsthaten zum Hetman erhoben zu werden. Er ist im gewissen Sinne ein Typus gewesen. Leichtlebig und genußfroh, sentimental und von Schwärmerei erfüllt, tapfer und schlau, verworfen und ehrgeizig. Daheim am Dniepr, in den „Körben“ und wo die ergrimmte Welle über dreizehn Felsenstufen lärmend dahinstürmt, in dem weichen, unermeßlichen Einerlei der Steppe waren einst alle Kosaken dieses Charakters. Aber die russische Staatskunst hat ihnen die Seele aus dem Leibe gerissen, indem sie ihnen den Beruf gab, militärisches Raubgesindel zu sein. Da gewöhnten sich die Kinder der Steppe, zu marodiren im Kriege und im Frieden für den armen Bürger Geißeln zu sein. Sie wurden systematisch demoralisirt. Nur hin und wieder ist Einer unter ihnen, der in verblaßten Zügen an seine Abkunft, an die tapferen Zaporoger, die „Körbe“ am Dniepr und die Poesie der Steppe erinnert.

II.

Durch zwölf endlos lange Monate vegetirte ich als Hauslehrer in einem entlegenen Neste an der russisch-preußischen Grenze. Es war eine jämmerliche Existenz, und hätte nicht von Zeit zu Zeit ein ingeniöser Streich meines Zöglings mein pädagogisches Idyll ein wenig aufgerührt, so wäre ich vermuthlich vor Langeweile gestorben.

Wenn ich heute an jene längst verblaßte Episode zurückdenke, so tritt mir mit Deutlichkeit nur eine einzige Figur vor die Erinnerung, bei der ich mich aber kaum zu verweilen getraue, obzwar sie mir damals äußerst interessant und merkwürdig vorkam.

Es ist eine grausame Nöthigung, arglose Gesellen, denen man auf einem Seitenpfade des Lebens vielleicht manchen heitern Augenblick verdankte, auf der breiten Heerstraße schnöde verleugnen zu müssen. Sie waren so dienstfertig und zutraulich, als man noch keuchend hinter einem künftigen Daseinsziele einhertrabte, und zum Danke dafür scheut man es, sich zu ihnen zu bekennen, nachdem man in den Hafen bürgerlicher Solidität eingelaufen. Aber du lieber Gott, der struppige, schlitzäugige, krummbeinige Kosak Iwanko, der mir in meinem Hofmeister-Exile allmorgendlich die Stiefel wichste und dann lautlos unter seine hundertneunundvierzig Ebenbilder zurücksank, mit denen zusammen er die Garnison meines Asyls ausmachte — dieser ganz ordinäre Kosak Iwanko war doch nun einmal keine Physiognomie, in deren Gesellschaft man unversehrt durchs Leben pilgern kann, so man unter civilisirten Erdenkindern gelitten sein will. Und so begreift es sich, daß ich einiger Selbstüberwindung bedarf, um feiner besaitete Leser von dem einzigen Freunde meines Hauslehrerjammers zu unterhalten.

Der arme Schelm Iwanko war eigentlich ein Phänomen unter seinen Kameraden. Reiten konnte er wie jeder von ihnen, nicht besser und nicht schlechter, und wenn er mit seinem dürren schwarzbraunen Rößlein zur Schwemme trabte, so verabsäumte er niemals die rabiatesten Kunststücke aufzuführen, bald rücklings mit überschlagenen Beinen auf der Schabracke zu hocken, während sein Gaul pfeilschnell

dahinjagte, bald sich an den wehenden Mähnen desselben über den Rain schleifen zu lassen und dann wieder kerzengerade mit beiden Füßen auf der Kruppe zu stehen. Auch im Singen that es ihm keiner seiner Genossen zuvor. Wenn er des Abends in der Schänke saß und eben zur Genüge von dem fürchterlichen Naß geschlürft hatte, welches aus zwei Bestandtheilen rectificirten Alkohols und einem Bestandtheile Brunnenwassers componirt war, so pflegte er ein Falsett zuwege zu bringen, um das ihn die berühmtesten Tenore beneiden konnten. Dabei klangen seine Weisen so melancholisch, so jauchzend und weinerlich in Einem Athem, als ob ein Zephyr dem Steppengrase seine Liebesnoth klagte.

Steppe, die uns gab das Leben,
Ach, von dir, der Mutter, ward
Uns die Phantásie gegeben,
Kinder sind wir gleicher Art.
Bruder ist uns der Gesang,
Dein wie unser Herz durchbeben
Gleiche Saiten, seltsam bang.

In alledem also war Iwanko ein ganz gewöhnlicher Kosak, und auch die confuse Handhabung des Eigenthumsbegriffs, welche nicht weniger aus Neugierde, als aus Habsucht auf das Zubehör des Nächsten gerichtet war, theilte er mit der Mehrzahl seiner Kameraden. Kurzum, wenn man Iwanko nur im Dienste beobachtete, so hielt er ebenso unverschämt die flache Hand hin, wo er Kopeken und Rubelscheine witterte, roch nicht minder nach Pech und Theer, kraute er sich nicht weniger ausdauernd in seinem schwarzen Haargewirr, als jeder andere Abkömmling der ritterlichen Zaporoger. Ich sah wie er sich ohne Zaudern in den Fluß stürzte, um ein von demselben fortgespültes Kind zu retten, und dann wieder, wie er einen muffigen Hebräer erbarmungslos mit dem Kantschu bearbeitete, weil derselbe sich geweigert hatte, ihm einen Antheil an seinem Geldbeutel einzuräumen.

In zwei Punkten jedoch unterschied sich Iwanko von seinesgleichen. Er liebte wie ein civilisirter Mensch und besaß eine Art auffällig entwickelten Geschichtssinnes. Das Erstere offenbarte sich glänzend an der schmucken Gouvernante, die neben mir das weibliche

Inventarium unserer Kinderstube zu bändigen hatte; das Andere drängte sich bei wiederholten Anlässen in meine eigene Wahrnehmung.

Fräulein Bertha, die eine sehr sittige und zurückhaltende französische Eidgenossin war, bot dem armen Iwanko freilich keine Gelegenheit, sich zu bekennen. Wenn sie achtlos an ihm vorüberrauschte, so glotzte er ihr mit den brennenden Augen minutenlang nach oder verneigte sich lautlos, die Arme kreuzend, bis zur Erde. Vor mir aber schüttete er bisweilen sein bedrängtes Herz aus. „Sie ist tausendmal schöner als die heilige Laura von Kiew," pflegte er zu seufzen, „und wenn ich der Czar wäre, so müßte sie neben mir wohnen und täglich mit mir essen, trinken, Karten spielen." Dann wieder wandelte sich die Sehnsucht in bittern Groll, und er knirschte: „O, daß ich sie doch schlagen könnte, so recht aus Leibeskräften mit der Knute, bis sie weinte; es wäre mir leichter." Den letztern Effekt pflegte er auch immer anderweitig zu erzielen, denn kaum auf die Gasse gekommen, fiel er den erstbesten Semiten an und bläute ihn so jämmerlich durch, daß das Schmerzgeheul des Unschuldigen im ganzen Städtchen wiederhallte. Jede Intervention mit guten Worten oder blanken Kopeken war in solchem Falle unnütz. Er brauchte eben Luft, der Schelm, und dazu war ihm der Jude gerade recht.

Und das heißt „lieben wie ein civilisirter Mensch"? Je nun, im Salon ist solche Liebesinbrunst allerdings nicht Brauch, im slavischen Volke aber ist sie gang und gäbe. Im Uebrigen war Iwanko dem stolzen „Fräulein Lehrerin" bis zur Anbetung ergeben und er behandelte sie im Grunde delicater als meine Wenigkeit, die damals gerade bei Sacher-Masoch den modernen Liebescodex studirte und, verdorbener Phantasien voll, bei Sonnen- und Mondenschein von der bewußten „Venus im Pelz" träumte.

Iwanko war sogar bis zur Opferbereitschaft eifersüchtig. Eines Tages unterhält ein süßholzraspelnder Porutschnik (Lieutenant) in der Gaisblattlaube vor dem Hause die schöne Bertha mit allzulebhafter Beredsamkeit. Iwanko sieht es, und im Nu steht er kerzengerade vor dem Officier, in angeblich dienstlichem Auftrage das Tête-à Tête unterbrechend. Er empfängt für diese Hinterlist fünfundzwanzig wohlgezählte Hiebe, aber die spürt er kaum; am andern Tage be-

richtet er mir freudestrahlend, wie heroisch er sich um Fräulein Bertha — habe prügeln lassen.

Von einer Liaison im Dienstbotengenre mochte er nichts wissen; seine Kameraden lungerten des Abends vor den Thüren oder am Brunnen, um ihrer Amoretten habhaft zu werden; Iwanko saß bei dem Glase und trank. „Wer besoffen ist," sagte er, „sieht in den Himmel." Nach seiner Meinung war der Kosak überhaupt nicht zur Liebe da; wenn ihn aber dennoch sein Herz bezwang, so sollte er sich etwas wünschen, was er niemals erreichen konnte.

„Seht, Herr," demonstrirte er, „mein Weib ist mein Pferd; mit dem lebe ich beisammen und wir verstehen uns. Wenn „Väterchen" mich morgen nach Sibirien schickt, so folgt es mir, ohne zu murren; der Kosak hat keine Heimath, und wer keine Heimath hat, der braucht auch kein Weib."

Bei jedem anderen Kosaken hätte mich eine solche Reflexion verblüfft; dem tiefsinnigen Iwanko aber traute ich schon ein gut Stück naturalistischer Weisheit zu, und ein solches waren seine Gedanken über die Kosakenliebe.

Der Dichter Zaleski, die Nachtigall der Steppe, sang ganz ähnlich über dieses Thema:

Sie liebten sich ein Jahr — und schieden dann,
Für Beide naht der bitt're Tod heran.
Die Jungfrau liegt gebettet im Gemach,
Am Kreuzweg der Kosak; ihn schirmt kein Dach.
Auf weichem Kissen ruht das Mägdelein,
Ein Mantel nur hüllt den Kosaken ein.
Die Glocken läuten ihr zum Himmelreiche,
Es heult der Wolf um des Kosaken Leiche.
Das Grab der Jungfrau weiht der Priester ein,
Zerstreut im Winde bleichet sein Gebein.

Mit dem Poeten traf, wie man sieht, mein Freund Iwanko in sehr wichtigen Punkten seiner Weltanschauung fast wortlautend zusammen. Wunderbarer indessen war es, wie er in seinem vereinsamten Hirn sich geschichtliche Vorgänge und Erscheinungen, deren Kunde ihn erreichte, zurechtzulegen bemüht war. Hier manifestirte er sich als ein ganzer Psycholog. Als er, ich weiß nicht von wem, erfahren hatte, daß es außer den Russen und Polen auf der Welt

noch andere Slaven gebe, wünschte er sich nichts sehnlicher, als einen Czechen zu Gesicht zu bekommen. Ich steckte ihm öfter ein paar Kopeken zu; er nahm sie mit traurigem Kopfschütteln und murmelte: „Ein Czeche wäre mir lieber.“ Man setzte ihm seinen Lieblingstrunk, ein Glas gewässerten Spiritus, vor; er schlürfte es nachdenklich und brummte: „Zehn Glas gäbe ich, wenn ich einen Czechen schauen könnte.“

Ich erzählte ihm vom Panslavismus; er lachte ungläubig.

„Das geht nicht an, Herr. Wir sind eine feindliche Familie.“

„Aber Ihr könntet Euch untereinander aussöhnen?“

„Nein, Herr. Ich kenne den Michael Murawieff und habe geholfen, die Gassen von Wilna mit Blut zu säubern. Wenn der Russe einen Polen todtschlagen kann, so lacht ihm das Herz ein ganzes Jahr.“

„Aber Michael Murawieff war einmal selber ein Panslavist; er gehörte zu den Verschworenen, welche das Leben des Czars Nikolaj bedrohten.“

„Bah, so waren damals Viele. Aber Ihr wißt auch, Herr, daß Michael Murawieff seine zwei Brüder, die gleich ihm in dem Complotte waren, ans Messer lieferte. So waren auch Viele. Es war eine schlimme Zeit, und der eigentliche Czarewitsch Constantin fürchtete sich vor der Krone. Mein Hals ist zu kitzlich für einen Czar, hat er gesagt. Dann kürzte man den Schwärmern die Köpfe, und mit der Verwandtschaft war es auf einmal aus.“

„Wer hat Dir denn dies Alles erzählt, Iwanko?“

„Ei, Herr, das habe ich aufgeschnappt, etwas hier und etwas anderswo; ein Kosak kommt durch das ganze Land wie ein Hund, der seinem Herrn nachläuft. Und dann, Herr, war es nicht eben weit von meiner Heimath, in Volhynien, wo die Sache in Schwung kam.“

„Was meinst Du?“

„Die ganze Geschichte brachten zwei Brüder auf, welche Borysoff hießen; sie stifteten einen Bund und nannten sich „Vereinigte Staaten“. Das wird so an die vierzig Jahr her sein.“

„Wie lange bestand dieser Bund?“

„Zwölf Monate und darunter, Herr. Sie kamen auch zu uns in die Ukraine. Aber man mochte von ihnen nichts wissen."

„Und Du selbst, Iwanko, wärest einem solchen Bunde beigetreten, wenn man es von Dir begehrt hätte?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Zwei Kosakenpferde, Herr, gehen zusammen, wohin Ihr sie treibt, durch Wasser und Feuer; aber wenn Ihr ihnen einen dritten Gaul von anderer Weide zugesellt, so werden sie scheu und schlagen und stoßen, bis sie wieder zu zweien sind."

„Weshalb aber sehnst Du Dich nach dem Anblick eines Czechen?"

„Nicht um ihn zu lieben, wahrhaftig nicht. Aber man hat uns gesagt, daß die Czechen in einem schönen Lande wohnen, wo das Korn so hoch wächst, als bei uns daheim das Gras. Und unsere Väter sind schon bei ihnen gewesen und haben es sehr gut gehabt, mit Güte und mit Gewalt."

Das Gespräch mit Iwanko war mir lehrsamer, als manche gespreizte Conversation. Solch ein robuster Natursohn sieht mit seinen offenen Augen tiefer, als die schärfste Brille.

Es ist seitdem manches Jahr in das Land gegangen, und ich weiß nichts von Iwanko's weitern Schicksalen. Er modert vielleicht in der Steppe oder auf einem öden Fleckchen sibirischer Erde. Vielleicht auch philosophirt er weiter mit irgend einem deutschen Hofmeister, den ungünstige Winde unter den russischen Himmel verschlugen. Denn für die Deutschen hatte Iwanko eine schwärmerische Sympathie, und das ist es, was ihn mir eigentlich noch in der Erinnerung werth macht. Ich sehe ihn im Geiste, wie er mit großen Augen vor meinen Büchern stand.

„Das schlägt mehr Feinde todt, Herr, als alle unsere Lanzen. Und ohne Blut, ohne Blut. Ich muß rauben und plündern in Feindes Land; man will es von mir, denn ich bin ein Kosak. Aber ich thue es nicht gern, und ich möchte auch lieber mit den Büchern da als mit meiner Lanze kämpfen. Schade, daß es zu spät ist."

„Nun, Du kommst vielleicht auch einmal so weit. Kannst Du denn lesen, Iwanko?"

„Nein.“

„Und schreiben?“

„Auch nicht.“

„Woher also weißt Du, was in den Büchern steht?“

„Das hat mir ein Rabbi erzählt, zum Danke dafür, daß ich ihn befreite, als sie ihm auf offenem Markte Locken und Bart abschneiden wollten. Der Rabbi war ein kleiner, verrunzelter Mann, aber er wußte, was gut und was schlimm ist, denn er soff nicht, und spielte nicht zu jedweder Stunde Karten, wie es die Popen thun, sondern saß alle Zeit sinnend über seinen mächtigen Büchern.“

„Und Du kamst in sein Haus?“

„Zuweilen, er war sehr dankbar für meinen kleinen Gefallen, und sein wunderbares Töchterlein auch.“

„Also eine Liebschaft, Iwanko!“

„Wo denkt Ihr hin, Herr; uns liebt man nicht. Die Meisten fürchten uns, und sie haben Recht. Ich kannte meinen Vater nicht, und meine Mutter mußte ich früh verlassen; ob ich Geschwister habe, weiß ich nicht — wie kann ich ein guter weicher Mensch sein? Aber man sollte uns auch ein wenig bemitleiden. Der Rabbi und sein Töchterlein thaten es, und der Alte sagte oft, jeder Mensch könne lernen und glücklich sein; aber nein, Herr, dazu werden wir niemals taugen; mit uns zieht der Tod, in den Büchern aber steckt das Leben.“

Es war ein sehr trauriges Lächeln, mit welchem Iwanko dieses Wort begleitete. Und er war nicht etwa betrunken, als er so zu mir sprach. Es klang ja auch durchwegs vernünftig, vernünftiger, als man von einem Kosaken erwarten konnte. Eben deßhalb ist ihm mein Gedächtniß treu geblieben, treuer als der schönen Gouvernante und meinem Zöglinge und der gesammten Hauslehrer-Misère, welche mir der wunderliche Kosak Iwanko im Grunde besser tragen half, als die entschlossenste Resignation.

Zur Naturgeschichte des Rubels.

Er rollt, sagt eine alte Legende. Woher sie entstanden, wissen die Götter; der Citatenschatz Büchmann's weiß es nicht, und was mich betrifft, so reicht mein Gedächtniß nicht zurück bis in Rußlands silbernes Zeitalter. Wenn es nicht um der Alliteration willen geschah, daß ein Spaßvogel den „rollenden Rubel" erfand, so begebe ich mich der Hoffnung, dieser Redensart jemals auf den Grund zu kommen.

Ich begriff alleweil, daß man vom harten Thaler sprach, so lange derselbe noch in deutschen Taschen ein gastliches Heim fand, und weidet sich mein Auge an dem Glanze eines ungarischen Ducatens, so verstehe ich auch, weshalb man von blanken Ducaten redet. Aber für den „rollenden" Rubel mangelt mir das historische Verständniß, weil ich ihn blos vom Hörensagen kenne.

Um so öfter ward mir der Anblick des papierenen Rubels zu Theil, und das war, rund heraus bemerkt, ein gar kläglicher Anblick. Man fasse mich recht. Ich bin kein Fanatiker der Metallwährung, weil ich nichts davon verstehe, ob Goldfüchse vortheilhafter als Silberstücke und Silberlinge bequemer als Papierscheine sind. Sagt mir Jemand, im Reiche des Czars gehe just wie die Sonne auch das Papiergeld nicht unter, weil eine ganze Milliarde davon im Umlaufe ist, so ist mir dies durchaus einerlei. Auch dem sittlichen Zorne des großen Sismondi, welcher das Papiergeld „numéraire mensonger" nannte und die Leute aufforderte, ihre eigenen Bankbillets in die Flammen zu werfen, bin ich nicht zugänglich. Allein dafür lege ich meine Hand ins Feuer, daß zwischen

Nord= und Südpol kein greulicheres und unpoetischeres Papiergeld aufzutreiben sei, als dieser närrische Rubel, der zu der „rollenden“ Legende gekommen ist, wie Pontius Pilatus in das Credo.

Er gleitet, schleicht, knistert — sofern er nämlich nicht klebt, was in der ungeheuren Mehrzahl der Milliarde allerdings der Fall ist. Ja er schlüpft sehr oft wie eine Eidechse durch eine geheime Kette behutsam geöffneter Fäuste. Aber damit sind auch alle Bilder erschöpft, welche auf seine Beweglichkeit Anwendung finden könnten. Das Rollen ist eine optische oder, wenn's beliebt, eine akustische Sentimentalität.

Da ich mich einst viel an der russischen Grenze umhertrieb, so lernte ich den Rubel in seiner häßlichsten Gestalt kennen. In der heillos zerknitterten, abgewetzten, kraus mit Ziffern und Zeichen bemalten Gestalt. An der Grenze haust er nämlich mit Vorliebe nicht in den Taschen, sondern in kleinen ledernen Beutelchen auf dem blanken Herzen. Da macht er alle Processe mit, denen die menschliche Haut unterworfen ist, transpirirt wie sie und wird auf die Dauer porös, und sein glücklicher Besitzer späht, wenn er ihn aus seinem Versteck herauslangt, vorher verstohlen rund um, duckt sich und blinzelt, denn er ist — ein Schmuggler und der arme Rubel ist Preis für Contrebande oder Lohn für wohlgelungenen Zolldiebstahl.

Oft schaut er auch wie ein Blessirter aus, der, bald schwerer und bald leichter verletzt, einen größeren oder geringeren Verband bekommen mußte. Er war mitten entzwei gerissen und ein breiter Papierstreifen, quer über den Rücken geklebt, hat die Aufgabe, ihn zusammenzuhalten. Oder ein Ohr war ihm abgesägt, das nachträglich vermöge einer kleineren Papiercompresse wieder angeheftet werden mußte. Der Kaufmann und der Pascher stehen nämlich wie der Dieb und der Hehler einander gegenüber; sie mißtrauen sich. Wenn also der Pascher seine Waare im Dunkel der Nacht und auf beschwerlichen Schleichpfaden glücklich über die Grenze gebracht hat und den Preis derselben in Empfang nehmen soll, so reißt der Kaufmann das Geldbillet mitten durch und gibt ihm nur die eine Hälfte, die andere hält er zurück, um sie gelegentlich selbst dem jenseitigen Handelsfreunde zu überreichen. Jede der beiden Hälften ist für sich

werthlos; nur wer beide besitzt und wieder zusammenfügen kann, besitzt auch ihren Geldwerth. Oder der Schlaukopf von einem Kaufmann zwickt dem armen Rubel das Ohr ab, jenes nämlich, auf welchem Serie und Nummer verzeichnet stehen, weil ohne dieses ein Bankbillet eitel Maculatur ist; wenn er dann persönlich mit dem Geschäftskunden zusammentrifft, so übergibt er ihm einen ganzen Haufen solcher Ohren, auf daß er sie den verstümmelten Rubeln, die ihm der Pascher hinterbrachte, wieder anhefte.

Der Rubel an der Grenze hat also ein sehr trauriges Geschick. Er ist ein leibhaftiger Protest gegen die chinesische Mauer, mit welcher das heilige Rußland sich umgibt, gegen Schutzzoll und Schlagbaum, hinter denen lauernd tausend Hände warten, um, was dem Volke an Gewinn entgeht, als heimliche Gehaltszulage in die eigene Tasche zu stecken. Er ist ein Bild ergreifendster Passion.

Landeinwärts ergeht es ihm schon besser. Da wird er wenigstens nicht grausam zerfetzt und braucht nicht wie ein Dieb das Sonnenlicht und die offene Landstraße zu meiden. Aber zu „rollen" ist dem vielgeprüften Rubel auch im inneren Rußland nicht beschieden. Er riecht. Wonach? Je nachdem. Nach Schnaps und Knoblauch am meisten. Nach Schnaps, wenn er mehr mit dem Muschik, nach Knoblauch, wenn er öfter mit dem Juden verkehrt. Oft auch nach Beidem, denn der russische Jude ist der geborene Schenkwirth und der Muschik der geborene Trinker. Es ist freilich auch so kein beneidenswerthes Loos; aber am Ende gibt es zwischen Weichsel und Behringsstraße sehr Vieles, was über mangelndes Behagen sich beschweren mag, und Vieles namentlich, was unter diesem Mangel empfindlicher leidet als der geplagte Rubel.

Es ist vorgekommen, daß mancher neugierige Literat sich bei einem Sovereign oder Thaler nach deren Lebensschicksalen erkundigte und dann eine niedliche Biographie zu Stande brachte von den Freuden und Leiden eines solchen „vielgewanderten" Vagabunden. Ich war niemals so indiscret, einem Rubel die Geheimnisse seines Daseins abzufragen. Ich gehe allem Unappetitlichen auf Schußweite aus dem Wege. Und, wenngleich ohne seine Verschuldung — der Rubel ist eine verzweifelt unappetitliche Creatur. Schon von Hause aus, noch ehe er von der ganzen russischen Welt umarmt worden, ist er ein

Greis. Er faßt sich weich und gebrechlich an, hat die Neigung, zusammenzuschrumpfen, und ist im Aeußeren jämmerlich vernachlässigt, der arme „graue Freund“. Dann kommt Krethi und Plethi, um mit ihm kecklich umzuspringen, als wäre er ein weiland Leibeigener, zu Frohn und Verachtung geboren. Der Jude schreibt ihm hebräische, der Muschik russische Zeichen auf den Rücken, um ihn, wenn er nach längerer Zeit zu ihm zurückkehren sollte, wieder zu erkennen. Der Pole thut desgleichen mit polnischen, der Balte mit deutschen Zeichen. Schließlich ist an ihm wenig mehr zu erkennen, als diese sonderbare Frescomalerei des Mißtrauens. Und am Ende haben die Leute so unrecht nicht. Denn es gibt für Falschmünzer nichts, was besser lohnt, als Rubelscheine zu fabriciren, und auch nichts Leichteres. In der Schweiz zumal sind ganze Colonien, wo dieses dunkle Geschäft schwunghaft betrieben wird, und der Muschik ist der Mann nicht, um numismatische oder heraldische Studien anzustellen. Was nützt es ihm, wenn er arglos seine geringe Habe für solche „numéraires mensongers“ fortgegeben hat, daß nachträglich die Kundigen der Petersburger Bank erklären, die Bescheerung sei werthlose Maculatur? Er ist ein ruinirter Schelm, und kann, wenn er es nicht schon vorher gethan, nur gleich zum Glase greifen, um als künftiger Trunkenbold mit seinem Popen zu wetteifern.

Ich weiß nicht, ob ich sagen darf, jedes Volk habe dasjenige Papiergeld, welches es verdient. Auch scheue ich mich, zu behaupten, der Rubel sei in seiner Art ein getreuliches Abbild der russischen Zustände. Er kann ja nichts dafür, daß man ihn an der Grenze amputirt, weil die Gefahren des Schmuggels es so mit sich bringen, und noch weniger, daß man ihn im Inneren Rußlands bemalt, in Schnaps- und Knoblauchduft hüllt, beschmutzt und zerknittert, weil das Mißtrauen an allen Ecken und Enden lauert, der Jude dem Muschik das Fell über die Ohren zieht, der Bauer im Schnaps sein bischen Menschenthum ersäuft, und alle zusammen arme Teufel sind, die von der Seife einen geringen Gebrauch machen. Er kann auch dafür nichts, daß der Edelmann ihn mit aristokratischem Unglimpf behandelt. Im Westen bedienen sich die Leute zierlicher Portefeuilles, zu denen Rußland noch dazu sein Juchtenleder herleihen muß; ihre Frauen schenken ihnen an Geburts- und Hochzeitstagen, zum

Weihnachtsfeste niedliche Börsen, von eigener Hand gefertigt. Da ist es freilich leicht, ein angenehmes und behagliches Dasein zu führen. Der russische Aristokrat verachtet aber Börsen und Portemonnaies jedweder Gattung. Der gilt als armer Schlucker, welcher sein bischen Papiergeld sorgsam in ein Futteral einwickeln wollte. Geht einmal in die Café's und Restaurants des Newski-Prospectes hinein, wo die Champagnerpfropfen knallen, die Austern tausendweis verschlürft werden und ehedem arme Leibeigene zu Dutzenden verwürfelt wurden — geht nur hinein und fragt, was des verachteten Rubels unseliges Geschick sei. Da greift Einer roh und unsanft in die Tiefen seiner Hosentasche hinunter und langt ein Häuflein verschüchterter Rubel mit der blanken Faust heraus, zerdrückt, durchlöchert und beschmutzt. Er wirft sie lachend auf den Tisch oder dem Kellner vor die Füße, führt sie vielleicht gar an das Licht, um sie dann als Fidibus elendiglich verbrennen zu lassen. Der Rubel duldet und verkommt; ihm gab kein Gott, zu sagen, was er leidet.

Glaubt ihr mir's nun, daß die Legende vom „rollenden Rubel" eitel Lüge ist? Ihr habt einst schöne russische Goldfüchse durch eure Hände gleiten lassen — Imperials, die an Glanz dem Kremnitzer Ducaten gar nichts nachgaben und an Werth ihn bei weitem übertrafen. Du lieber Gott! Das ist schon lange her. Dazumal „rollte" auch der Rubel wirklich noch und es gab in Rußland ein Sprüchlein: „Wer vermag etwas gegen Gott, den Czar und Nowgorod?"

Seitdem haben gar viele Russen aufgehört, in ihrem Vaterlande sich wohl zu fühlen, und wenn ihnen sonst keine Paßschwierigkeit im Wege steht, so findet man sie schaarenweise auf allen großen und kleinen Touristenstraßen des Continents, fast dichter noch als die wanderlustigen Söhne Albions. Mit ihnen ist auch der Rubel auf Reisen gegangen, und dem ist es wirklich nicht zu verdenken, daß er lieber in die freie Welt hinaus als in den Stiefelschäften eines Muschiks, unter dem Kopfkissen eines Juden, auf der Herzgrube eines Paschers verkommen mag. Vom „reisenden" Rubel zu reden, ist also jedenfalls vernünftiger, als vom „rollenden", obwohl dort wie hier die Alliteration im Spiele ist.

Nur ein einziger Unterschied ist zwischen dem reisenden Rubel und dem reisenden Russen. Dieser kehrt heim, wenn er die Fremde genossen hat, jener nie. Der Rubel verschwindet spurlos, er geht so zu sagen denen, bei welchen er einkehrt, ins Blut und taucht als südslavischer Freiheitsdrang, als panslavistisches All-eins-Gefühl wieder auf. Nichts Spießbürgerlicheres gab es auf Erden als den preußischen Thaler. Wenn die wehrpflichtige und die bartlose Nachkommenschaft Scharnhorst's mit Gesellschaftsspielen sich unterhalten wollte, so bildete sie einen Kreis und ließ unter der hohlen Hand, an einer Schnur entlang, einen Thaler wandern, wobei sie sang: „Thaler, Thaler, du mußt wandern". Aber der Thaler kam immer wieder zurück; er blieb im Kreise und am Schnürchen. Und das ist recht gewesen. Das „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" gab das Motiv zu jenem Liedchen im Gesellschaftsspiele. Der Rubel wandert auch, aber um niemals wiederzukehren. Auch unter der Hand und an versteckten Schnürchen, aber weit über den Kreis hinaus. Er ist ein politischer Agent, wirft große Fragen auf, eine orientalische, eine centralasiatische, wie er ehedem eine griechische ins Dasein rief. Ja, ja, der „reisende" Rubel ist, was man in der Kunstsprache der Diplomatie einen Agent provocateur nennt. Das Traurige dabei ist nur, daß der Muschik für diese geschichtliche Sendung des Rubels so verzweifelt geringes Verständniß besitzt. Der Schelm wähnt nämlich, daß es mit ganz natürlichen Dingen zugehe, wenn bald hier, bald dort ein slavisches Brüderlein hilfeflehend seine Arme nach dem Czaren ausstreckt, indessen er selbst die Kosten für den „reisenden" Rubel aufbringen muß.

Man wird sagen, es sei Tendenz in diesem Beitrage zur Biographie des Rubels. Und wider meinen Willen bekenne ich, daß solchem Vorwurf ein Schein von Berechtigung innewohnt. Die Narben und Wunden des Rubels habe ich gedeutet, als seien sie die Folge einer häßlichen, selbstsüchtigen Zollpolitik. Seine Unappetitlichkeit war mir ein Zeichen des niederen Reinlichkeitsgrades, dessen sich die russische Nation berühmen kann. Seine Risse und Falten erschienen mir als ein Merkmal, daß in Rußland noch vieles, vieles Geld auf dunkeln Wegen schleicht, bis wohin das Auge des Gesetzes nicht reicht. Die Fresken endlich, welche ihn zieren,

illustrirten mir das Mißtrauen in Handel und Wandel, welches vergiftend die Wohlfahrt des moskowitischen Volkes durchsetzt. Zu allem Ueberflusse bedeutete mir auch noch der „reisende" Rubel einen unterirdischen Störenfried, der zu den vielen „Fragen", an denen ohnedies die Welt laborirt, noch neue und nicht selten die heikelsten zwischen die Nationen wirft. Ist's Unrecht, daß meine Psychologie zu so gehässigen Schlüssen führt, so bitte ich um geneigte Absolution. Am Ende schwört mir gar der Rubel selber, der verleumdete, ewige Feindschaft und „reist" an meiner Thüre stolz vorbei, ohne einzukehren. Das kommt von aller unzeitigen Psychologie. Heiliger Rubel, es war nicht bös gemeint!

Sibirische Fahrten.

(Nach den Mittheilungen eines Exilirten.)

I. Omsk.

Sibirien, das Land der Schrecken, die Hölle aller russischen Staatsverbrecher, eröffnet sich mehr und mehr dem übermächtigen Vordringen der europäischen Cultur. Zwar sucht noch kein Tourist die Pfade nach dem Eishauch der sibirischen Steppen auf, sondern zumeist sind es blasse, zerknirschte Gesichter, Opfer der Gerechtigkeit oder — der Staatsraison, die aus den rasch dahinsausenden „Kibitken", diesen Jammergefährten der russischen Justiz, herausschauen, alle mit dem Ausdrucke des Entsetzens oder gebrochener Resignation in den Mienen, gleichsam mit dem Motto des Danteschen Infernums:

voi ch'entrate, lasciate ogni speranza.

Aber bald wird auch auf diesen welteinsamen Wegen das Dampfroß dahinschnauben, schon schreibt auch dorthin der elektrische Funke seine wunderbare Zeichensprache, und auch diese Jammerthäler werden dem Wandertrieb der Menschheit erschlossen sein, der erstarrende Athem des Eismeeres wird seinen tödtlichen Hauch verlieren, wenn anders das Wort wahr ist, daß die Civilisation auch über das Klima ihre Zauberkraft übt, daß auch die Geheimnisse des Thermometers ihrem mildernden Einfluß unterworfen sind.

Wer hätte noch vor fünfzehn Jahren glauben können, daß die rauhen und stupiden Kirgisenhorden, daß die donischen Kosaken für ihre Kinder mit beträchtlichen Geldopfern Gymnasien gründen würden?

Und doch geschieht das Wunder in diesen Tagen, in denen überhaupt Nichts mehr unmöglich ist.

Es ist daher an der Zeit, diesen verlorenen Posten des Weltalls die allgemeine Aufmerksamkeit zuzulenken, sie der Kenntniß des Westens näher zu rücken, denn die Möglichkeit liegt nahe, daß die Verbindung zwischen Europa und der neuen Welt bald nicht mehr auf der Wasserwüste des atlantischen Oceans, sondern auf dem Steppenocean des asiatischen Nordens gesucht wird.

Nichts auf der Welt verdient mit solchem Rechte den Namen einer terra incognita wie Sibirien, bei dessen bloßer Erwähnung schon manchen fein organisirten Abendländer ein kalter Schauer überläuft. Doch Alles verliert seine Schrecken, wenn man es genauer anschaut.

Selbstverständlich ist von dem Plattlande Sibiriens wenig Bemerkenswerthes zu berichten. Denn in einem culturlosen Lande centralisirt sich Alles von selbst, und so kann auch der über die unabsehbaren sibirischen Ebenen hinstreifende Blick nur an den Städten hängen bleiben, deren es eine nicht geringe Zahl von dichter Bevölkerung und ethnographischer Bedeutung gibt. Gleich am Eingang in das Land, gewissermaßen der Schlüssel ist die Stadt Omsk.

Nach einer Reise von etlichen zwanzig Tagen langte unser Gewährsmann, der sich mit einem Leidensgenossen auf der Flucht aus den Bergwerken des südöstlichen Sibiriens befand, dort an.

Omsk — so erzählt er — liegt am westlichen Ausgang der immensen kirgisischen Steppen, an der sogenannten „Linie", und unterscheidet sich von den andern Städten Sibiriens durch seinen vorwiegend militärischen Charakter.

Es ist eine Soldatenstadt.

Durch den Fluß Om, welcher hier in den Irtuß einmündet, ist die Stadt in zwei große, durch eine mächtige Holzbrücke verbundene Hälften geschieden. An beiden Seiten des Flusses steigen amphitheatralisch kleine hölzerne Häuschen auf, die kaum über die Erdoberfläche hervorzuragen scheinen und vollständig verschwinden vor der Festungsmauer, hinter der sich die gewaltigen Quadern der Regierungsgebäude erheben. Diese Festungsmauer sollte ursprünglich ein Bollwerk gegen die Kirgisen sein; aber diese haben sich jetzt

längst ihrer kriegerischen Gelüste begeben und sind allmälig ein friedliches, wenn auch ruheloses nomadisirendes Volk geworden.

Die Festung von Omsk liegt hart am Einflusse des Om in den Irtuß und beherrscht den weiten öden Ausblick auf die Steppe. Das Auge, das von den Festungszinnen in die Ferne schaut, verliert sich in dieser unermeßlichen kahlen Weite und sucht vergebens einen Ruhepunkt. Kein Hügel, kein Strauch, kein Baum belebt die Aussicht; im Sommer ist Alles eine einzige endlos grüne Decke, im Winter ein Bahrtuch von Schnee, dessen weiße Monotonie das Auge blendet. — Alles dies öde, unbelebt, seelenlos, traurig, unsäglich traurig. Die Ruhe des Kirchhofs, der Tod liegt darüber.

Während fast alle kleineren Städte Sibiriens sich durch eine auffallende Regelmäßigkeit der Bauart auszeichnen, bietet Omsk das Bild eines baulichen Chaos von krummen Straßen und winkeligen Gäßchen, dessen einziges Princip eine Art von Dreitheilung ist.

Es zerfällt nämlich in die Festung. die eigentliche Stadt und die Kosakenvorstadt, zwischen denen weite leere Plätze lagern, auf welchen der Markt oder, wie die Russen sagen, der „Bazar" abgehalten wird.

Zu diesen Märkten pilgern aus den entferntesten Steppen zahlreiche Kirgisenfamilien, vorzugsweise um Mehl einzukaufen, das sie auf Schlitten oder kleinen Wägelchen nach Hause transportiren. Das Gespann bilden gewöhnlich zwei Kameele von grauer, schmutziger Gestalt, aber sehr geduldigem Temperament. Nur, wenn sie übermüthig werden, erheben sie ein unerträgliches Geschrei, das wie menschlicher Weinkrampf klingt und widerlich das Ohr des Europäers berührt. Vergeblich sucht sie dann der kirgisische Führer, der mit seiner bunten Kaputze auf dem Kopfe und dem rothen Pelz auf dem Leibe wunderlich genug aussieht, zu beruhigen.

An gewöhnlichen Tagen ist Omsk wie ausgestorben. Nur hin und wieder eilt ein Soldat von der Festung zur Stadt oder ein Officier fliegt auf einer offenen Britschka über die Straße. Für die Regierung ist dennoch die Stadt der wichtigste Punkt Westsibiriens. Sie ist der Sitz des Generalgouverneurs, des Generalstabes des westsibirischen Armeecorps, des Obergerichts und der Cadettenschule. Von einem geordneten Schulwesen ist indeß in dieser Stadt von

17,000 Einwohnern keine Rede; hierin steht sie weit hinter Tobolsk oder Irkutsk zurück. Eine Hauptrolle dagegen spielen die Gefängnisse. Zunächst ist die Kriegsgefangenanstalt ein Steinbau von bedeutenden Dimensionen, den die Bewohner des Gouvernements auf ihre Kosten herstellen ließen und der zur Abbüßung der vom Obergericht verhängten Strafen dient.

Wichtiger ist das innerhalb der Festung gelegene Gefängniß, in welchem solche europäische Verbrecher untergebracht werden, welche zu sibirischer Festungsarbeit verurtheilt worden.

Dieses „Haus des Todes" hat, zumal bei den Polen, einen fürchterlichen Ruf. Ein Russe, Namens Dostojewsky, hat seinen zehnjährigen Aufenthalt in demselben mit blutigen Farben gezeichnet.

Zur Zeit seines Aufenthaltes in Omsk waren unserem Gewährsmann fünf Polen bekannt, die von diesen Mauern umschlossen wurden, darunter drei sehr bekannte Namen: Zamojsky aus Warschau, Kurowsky aus der Provinz Posen und Wróblewski. Alle fünf hatten Fesseln an den Füßen, der Kopf war ihnen glatt geschoren und kein Unterschied ward zwischen ihnen und den gemeinsten Verbrechern gemacht, die mit ihnen den Aufenthalt theilten.

Zamojsky war seiner Zeit Mitredacteur des Journals „Strażnica" gewesen und wurde besonders bekannt durch die Mittheilung eines polnischen Blattes, daß ihn während seiner Untersuchung in Modlin (1862) die Russen so arg mit Schlägen traktirt hätten, daß das Fleisch von seinen Knochen bis an die Decke sprang. Später unterzeichnete er selbst — ob gezwungen oder freiwillig? — die Erklärung, daß man ihn nicht tödtlich mißhandelt, sondern ihm nur mit Schlägen gedroht hätte. In Omsk bestand seine Beschäftigung darin, auf seinem Rücken Lasten (Fäßchen mit Rum oder Arak) aus einem Regierungsgebäude in das andere zu tragen oder Holz zu spalten, das er selbst in die Küchen des Platzcommandanten oder der Officiere schleppen mußte.

Wróblewski hatte sich bei dem Erheben einer Last innerlich verletzt und starb im Gefängniß (1864).

Kurowski endlich war im Jahre 1861 nach Sibirien transportirt worden, weil man bei ihm einen Aufruf vorfand, in welchem er den Kaiser Alexander vor die Schranken des „europäischen Ge-

richtes" forderte und des Despotismus und der Härte gegen die Polen anklagte. Zehn Jahre Festungsarbeit in Omsk wurden ihm zudecretirt, damit er, fern von Petersburg, über sein Verbrechen nachdenken könne. Unter jenem Aufruf hatte er seinen vollen Namen unterschrieben und sich einen „Anwalt der freien Völker Europa's" genannt. Dafür waren denn zehn Jahre Aufenthalts in Sibirien ein hartes Strafmaß. Noch während seiner langen Untersuchungshaft in der Warschauer Citadelle fürchtete er, die Russen würden ihn vergiften und wollte durch mehrere Monate nichts als trockenes Brot zu sich nehmen. Als ihm das Urtheil, Exilirung nach Omsk, mitgetheilt wurde, jauchzte er auf, denn er glaubte einem sichern Vergiftungstode entgangen zu sein.

Die größere Anzahl der Verbannten, welche unser Flüchtling in Omsk antraf, bestand aus solchen, welche zum Heeresdienst in Sibirien verurtheilt worden waren. Von diesen blieb nach Verbüßung der Strafe ein beträchtlicher Theil in Sibirien zurück und gründete sich dort eine Existenz, die freilich in der Regel dürftig genug war. Viele hätten Lakaien oder Hausmeister bei den höheren russischen Officieren werden mögen, aber diese lehnten ihre Dienste ab. Sie seien — sagten sie — nicht gewohnt, mit ihren Bedienten höflich umzugehn; mit den polnischen Verbannten aber, die ja zum größeren Theile gebildete Leute seien, würde ein barsches Regiment unschicklich sein.

So versiegte diese Existenzquelle. Unterricht zu ertheilen, wurde ihnen von Staats wegen verboten, und darum warfen sich die meisten Polen, die in Sibirien verbleiben wollten, auf die Erlernung irgend eines Handwerks, womit sie sich ihren Unterhalt erwerben konnten. Denn an tüchtigen und soliden Handwerkern fehlte und fehlt es noch heute in Sibirien.

Wie es mit der persönlichen Sicherheit auf den Straßen der sibirischen Städte bestellt ist, wird uns durch ein kleines Abenteuer illustrirt, welches dem Erzähler in Omsk begegnete.

Nirgends grade wie in Omsk sind Raub und Plünderung auf offener Straße an der Tages- d. i. an der Abendordnung. Daher auch in dieser Stadt sich selten ein verständiger Mensch des Abends aus dem Hause hinauswagt. Dem Kosaken ist eine gewisse Vorliebe für

das Eigenthum anderer Leute bekanntlich angeboren; der russische Festungssoldat kann — zumal in Omsk — nichts dafür, daß sein karger Sold nicht für die nöthige Quantität Wódka ausreicht, und diese ist ihm doch einmal zum Leben unentbehrlich; er hilft sich, indem er die Börse seines Nebenmenschen für seine Bedürfnisse verantwortlich macht, und die Civilbewohner von Omsk sind selbst wieder ehemalige russische Soldaten, die hier den Rest ihrer Tage verbringen. Denen steckt die Lust nach Raub und Diebstahl noch gewohnheitsmäßig in den Gliedern. Bei einem solchen ausgedienten Soldaten hatte unser Flüchtling — nennen wir ihn Wladislaus — mit seinem Freunde Alfred Wohnung genommen. Diese lag hart am Ufer des Om in einer der entlegeneren Straßen. Wladislaus mußte sich zwei Tage in Omsk aufhalten; da er aber im Besitze eines gefälschten Passes war, den ihm eine Art Unterbeamter — prikaszczyk nennen ihn die Russen — ausgefertigt hatte, so hatte er Veranlassung, der Polizei möglichst fern zu bleiben. Er hatte also seinen Freund Alfred in den Festungstheil der Stadt geschickt, wo einigen Bekannten verschiedene Mittheilungen gemacht werden mußten. Auf dem Rückwege begegnete dem letztern ein städtisch gekleideter Mann, und redete ihn schon von fern an.

„Wohin so eilig?“

Alfred nannte einen Stadttheil. „Ah, das ist schön, so gehen wir ja denselben Weg.“ Damit schloß sich ihm der Fremde an, und Alfred, nichts Arges ahnend, war froh, einen Gesellschafter zu haben, da er sich sonst in dem Gewirr von Gassen und Gäßchen zu verirren fürchtete.

„Sind Sie von hier?“ fragte der Omsker.

„Nein, ich bin nur in Geschäften hier.“

Unterdeß führte der saubere Begleiter unsern arglosen Alfred in die entlegensten Gassen, und bald verlor dieser jeden Compaß. In seiner Angst beschloß er, denselben Weg, den er gekommen, zurückzukehren, weil er sich von dort aus besser zurecht zu finden hoffte.

„Lebt wohl“ — rief er daher seinem Nebenmann zu — „ich muß in die Stadt hinunter gehen, nicht hier herauf.“

„Ei was“ — faßte ihn der Fremde am Arm — „ich werde

doch wissen, wo mein Nachbar Stepanoff wohnt, noch ein paar Schritte und Ihr seid am Ziel."

Jetzt fing Alfred an, Arges zu ahnen; er wollte sich losmachen, aber schon zerrte ihn der Sibirier gewaltsam vorwärts. Vor einem kleinen Häuschen, das offenbar dem Straßenräuber gehörte, zeigte sich auf Alfreds Hilferuf und des erstern Pfiff ein Weib.

„Laß ihn in Frieden, Prokop," rief sie, „denn es ist noch Tag."

Alfred überlief es kalt; blitzgleich fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er hier vor einer jener Mörderhöhlen stehe, an denen alle sibirischen Städte reich sind. Mit verdoppelter Anstrengung riß er sich von seinem Gegner los und lief davon. Hinterher aber jagte der um sein Opfer Betrogene und rief mit hallender Stimme: „ein Dieb! ein Dieb! haltet ihn!"

Glücklicherweise waren schon alle Straßen menschenleer, und Niemand kam aus den Häusern heraus.

Zum Theil sind die sibirischen Städter solche Rufe gewohnt, und zum Theil wagen sie sich bei Aufläufen deßhalb nicht auf die Straße, weil sie als Zeugen vor Gericht citirt werden könnten. Das aber fürchten sie wie das Feuer; denn bei den sibirischen Gerichten kostet jeder Schritt Geld, ob man nun als Kläger, Verklagter oder als Zeuge erscheint. Man kann, Abends auf einer Straße in Omsk angefallen, brüllen wie ein Löwe; es zeigt sich keine Hilfe. Alfred besann sich; schon kam er den bevölkerten Stadttheilen näher. Wie, wenn ein Polizist den Ruf hörte und ihn als Dieb verhaftete? Konnte er sich mit seinem gefälschten Documente legitimiren?

Entschlossen blieb er stehn.

„Was hab' ich Dir gestohlen?" rief er drohend.

„Hund," rief der Andere, „Du hast mir aus meinem Gurt einen Beutel mit 25 Rubeln entwendet. Her damit!" Dabei zerrte er ihn gewaltsam hin und her. Der Schurke hätte leicht den mit unsäglichen Mühen und Aengsten unternommenen Fluchtversuch unserer beiden Helden vereiteln können. Ein glücklicher Zufall führte in diesem Augenblicke einen Polizeiwächter heran, der nach dem Grunde des Scandals fragte. Alfred, rasch entschlossen, erzählte ihm den

Hergang und bat ihn, mit in seine Wohnung zu kommen, wo er sich legitimiren würde.

Dies geschah. Der Straßenräuber mußte auf Geheiß des Wächters ihnen folgen. Wladislaus, der zu Hause schon über das lange Wegbleiben des Freundes ängstlich geworden war, trat den Ankommenden erstaunt entgegen. Rasch raunte ihm Alfred das Vorgefallene ins Ohr.

„Was bedeutet dies Alles?" — rief Wladislaus und nahm eine drohende Haltung an. „Wißt Ihr nicht, wer ich bin?" Dabei zog er seine gefälschte Legitimation hervor und zeigte den beiden Fremden das Amtssiegel.

Diese wurden kleinlaut. Dem gemeinen Russen imponirt nichts so sehr als Entschlossenheit, Courage und — ein Siegel.

„Am hellen Tage gehst Du auf Raub aus, Schurke?"

„Aber, gnädiger Herr, es hat mir ja Einer einen Beutel mit Geld gestohlen."

„Noch heut wirst Du ins Gefängniß spazieren. Weißt Du, wen Du zum Spitzbuben machst? Ein Wort von mir genügt, um Dich, Elender, nach Nertschinsk zu spediren."

Das änderte die ganze Situation. Zerschmettert bat der solchermaßen Angeredete um Gnade. Der Wächter, der mit der Mütze auf dem Kopfe still der Scene beiwohnte, ließ erschrocken die Kopfbedeckung herniedergleiten. Auch ihm imponirte die Fülle der Schimpfworte, die im amtlichen russischen Verkehr zwischen dem Vorgesetzten und dem Unterbeamten eine so große Rolle spielen und die Wladislaus energisch hervorstieß.

„Ich werde sofort von dem Vorfall Anzeige machen," sagte er respectvoll.

„Ist nicht nöthig," fiel Wladislaus rasch ein, „ich werde es morgen früh selbst thun."

„Es muß aber sofort geschehen," wandte der pflichttreue Beamte ein, „unser Herr Polizeimeister hält strenge darauf."

Diese Wendung der Dinge kam unserem Wladislaus ungelegen. Es gab nur ein Mittel, um das Uebel abzuwehren — wódka! Rasch wurde der Wirth entsandt und eben so rasch kehrte er mit einer beträchtlichen Flasche des Zaubertrankes wieder.

Die Augen des Polizisten belebten sich bei dem Anblick, sein respectvoll gebücktes Haupt hob sich unwillkürlich. „Siehst Du," rief er dem zerschmetterten Städter zu, „ich habe Dir oft genug gesagt, Dein Treiben wird Dich ins Elend stürzen." Dieser aber lag auf den Knieen und bat um Gnade.

Wladislaus schenkte unterdeß fleißig den Schnaps ein, dem Sünder gab er einen Fußtritt, einen Trunk und stieß ihn dann zur Thür hinaus. Der Wächter aber blieb bis zum späten Abend und that sich an dem Schnapsvorrath gütlich. Als er endlich aufbrach, schlug er sich reuig an die Brust. „Oh" — rief er — „ich werde ja heute nicht mehr den Rapport erstatten können! Aber morgen, morgen, gleich in der Frühe! Solche Schurken muß man belehren!"

„Da mögt ihr uns lange suchen," dachte Wladislaus bei sich und verschloß hinter ihm die Thür.

Noch in derselben Nacht brachen die Flüchtlinge auf.

II. Auf der Flucht.

Bange Wochen der Ungewißheit verflossen den beiden Flüchtlingen. Auf jeder Station mußten sie einen andern Reisevorwand ersinnen, um nicht den Verdacht der mißtrauischen Sibirier zu erwecken. Bald gab sich Wladislaus als auf der Brautfahrt befindlich aus und Alfred begleitete ihn als Freiwerber, bald waren beide Agenten irgend eines renommirten Productengeschäftes, dann wieder reisten sie zu dem nächsten Fabriksetablissement, um in demselben Arbeit zu suchen, oder sie waren als geheime Beamte von der Regierung abgesandt, um die Goldgräbereien von Jenisejsk zu besichtigen. Niemand auf der ganzen monatelangen Reise fragte sie um ihren Paß, wie weit sie auch in den entlegensten Partieen Sibiriens umherirrten. Und war ja einmal ein einfältiger Landmann so neugierig, sie auszuforschen, so war Wladislaus schlau genug, ihn durch die Erzählung von allerhand Neuigkeiten abzulenken.

Eines Abends kamen sie in einem Dorfe so müde und zerschlagen an, daß sie sich entschließen mußten, in demselben zu über-

nachten. Alfred sprang vom Schlitten und bat in der ersten Hütte des Dorfes um Nachtquartier. Der Besitzer derselben schien ihnen ein wohlhabender Wirth und überdies kein Beamter zu sein, weder ein Starost, noch ein Schreiber, noch ein Steuereinsammler. Vor der Einkehr bei einem Beamten mußten sie sich natürlich hüten, weil dieser ihnen ihre Legitimation abgefordert hätte, und lieber verlängerten sie die Strapazen ihrer ermüdenden Route, ehe sie an die Hütte eines Beamten geklopft hätten.

Der Wirth gewährte ihnen das gewünschte Nachtlager, und Wladislaus fuhr den Schlitten langsam auf den Hof. Er nahm die magern Reiseeffecten, sowie die zwei wollenen Decken, welche ihnen auf dem Wege zur Bedeckung der Füße und des Nachts als Gebett dienten, ins Haus und trat in die Stube, während Alfred das Pferd ausspannte und in den geöffneten baufälligen Stall führte.

Gewöhnlich setzte sich zuerst der schlaue Wladislaus dem Kreuzfeuer der üblichen Fragen aus, mit denen die neugierigen Sibirier einen Fremden zu überschütten pflegen. Wenn dann Alfred mit dem Riemzeug und der Peitsche in der Hand in die Stube trat, war meistens das Terrain schon recognoscirt und der Wirth, die Wirthin, das Großmütterchen und die Kinder wußten bereits, woher und wohin die Ankömmlinge die Reise führte.

Wladislaus war diesmal ein Deutscher, der von seiner russischen Mutter das griechische Bekenntniß überkommen hatte, und Alfred war ein Russine, ein Chachol. So nämlich nennen die Russen, welche an den Ufern der Wolga, Kama und Oka wohnen, die slavischen Bewohner des untern Dneprstrandes. Die Etymologie dieses seltsamen Wortes ist dunkel; ursprünglich bedeutet es Alles, was mit einem spitzen Kegel oder einem Tannzapfen Aehnlichkeit hat. Auf Menschen angewandt, erhält es den Begriff eines Dummkopfs.

Von einem Chachol (Kleinrussen) spricht der Moskal (Großrusse) wie von einem Wesen niederer Gattung. Eine Unzahl Anekdoten von der Einfalt der Chachols sind unter den Moskowitern im Schwange; am bezeichnendsten ist folgende: Zwei Chachols gingen einst im Mondenschein spazieren. „Was ist das?“ fragte der eine, auf den Mond zeigend. „Ich weiß nicht,“ erwiederte der Gefragte, „ich bin nicht von hier.“

Die Verachtung, mit welcher der Russe den Russinen behandelt, ist besonders hervorstechend im Heere, wo der Russine oft der Sündenbock und Eulenspiegel des ganzen Regiments ist. Allmälig hat zwar die neuere Zeit und die Einheit der Staatsverwaltung die feindlichen Gegensätze zwischen den beiden Stämmen ausgeglichen, aber im Volksleben sind sie noch immer sichtbar. Wie bei den Römern Hannibal herhalten mußte, um ungezogenen Kindern von ihren Müttern als Schreckbild gezeigt zu werden, so drohen kleinrussische Mütter den Kleinen mit dem Namen „Moskal" (Russe); Mädchen, die sich von einem russinischen Soldaten verführen ließen, können ihren geschädigten Ruf nie wieder repariren. Ebenso gehässig denken weiter nordwestlich an den Ufern der Oka und im Gouvernement Kursk die russischen Bewohner von den Chachols. Dort geht ein Sprichwort: Drei Uebel hat Gott geschaffen: den Tambour, den Invaliden und den Chachol. Von den ersten beiden Uebeln gibt es mannigfache Varianten dieses Sprichworts, der „Dritte im Bunde" bleibt immer der Chachol.

Doch zurück zu unsern Flüchtlingen.

„Also Ihr seid ein Deutscher" — redete der Wirth den eintretenden Wladislaus an — „das hab' ich gleich an Eurem Gesicht gesehen, daß Ihr kein Inländer seid. Kommt Ihr freiwillig nach Sibirien, oder hat man Euch hierher „verschickt"?

„Freiwillig, ich komme aus Kiew."

Man darf in Sibirien nur den Namen Kiew nennen und eine ganze Sündfluth von Fragen ergießt sich unaufhaltsam.

„Habt Ihr die Gebeine der heiligen Laura, Theodosia, Afanasia gesehen?"

Wladislaus wußte das, und darum hatte er allsogleich den Fragen diese Richtung gegeben, doch um die Fabeln, die er erzählen sollte, da er in Wahrheit Kiew nie gesehen hatte, vor schmählicher Entdeckung zu sichern, vergewisserte er sich zuerst, daß weder der Wirth, noch eines seiner Familienglieder je in der kleinrussischen Hauptstadt gewesen.

„Wir armen Leute, wie sollten wir nach Kiew kommen?" hatten sie sehnsüchtig geseufzt, und nun ließ der Erzähler seinen Erfindungsgeist los.

„Ich bin in Kiew geboren und erzogen,“ begann er. „Heiliges unvergleichliches Kiew, heiligste aller Heiligen, Laura!“

Zwischen Bigotterie und Neugierde schwingt der Charakter des Sibiriers. Bei dem pathetischen Eingange, mit dem Wladislaus seinen Bericht einleitete, setzten sich Alle um ihn herum, die kleinen Kinder kauerten großäugig zu seinen Füßen, und sogar das alte Großmütterchen schwankte von Zeit zu Zeit von ihrem Ruheplätzchen hinter dem Ofen hervor, um besser zu hören oder ihn mit einer Frage zu unterbrechen. Alle möglichen Heiligengeschichten mußten herhalten, um die Aufmerksamkeit der Hörer von seiner Person abzulenken. Es ist aber auch nichts in der Welt in Sibirien populärer als der Name Kiew (etwa Moskau ausgenommen). Wer in Kiew war, wird für klüger von ihnen gehalten, als andere Leute, und der Pilger, der nach Kiew zieht, kann überaus freundlicher Aufnahme sicher sein. Daß der nationale Fanatismus aus diesem Umstande Capital schlägt und behauptet, Kiew sei nie anderer Herrschaft unterthan gewesen, als der russischen, ist erklärlich, wiewohl kaum zwei Jahrhunderte darüber hingegangen sind, seitdem Kiew eine russische Stadt ist. Die Russen lassen sich so etwas gern vorsagen, und leiten sogar den Ursprung des Czarengeschlechts von Kiew her. In Wahrheit aber sind es folgende zwei Züge im Charakter der Russen, welche der Stadt eine so schnelle Popularität verschafft haben: der nomadisirende, der sie häufig zur Wallfahrt nach Kiew treibt, woher sie dann mit zahllosen Wundermären in die Heimath zurückkehren, und der Zug der Bigotterie, des Aberglaubens. Kiew beherbergt gegen 200 Heiligengräber und hat 20 Klöster.

Wladislaus wußte das Alles schlau in seine Erzählung hereinzuziehen, die nur durch ein kärgliches, aber freundlich gereichtes Abendbrot auf kurze Zeit unterbrochen wurde.

„Ja, ja,“ rief der Wirth zuletzt begeistert aus, „jeder Stein an den Kirchen des heiligen Kiew ist ein Wunderwerk und nicht von Menschenhänden, sondern von himmlischen Engeln gebaut. Moskau ist die Residenz des Czaren, aber Kiew ist Gottes Schemel.“

„Einst,“ fuhr Wladislaus fort, „sah der h. Innocenz, nicht der von Irkutsk, sondern der von Kiew, in seiner Begeisterung, wie Gott sitzend auf dem himmlischen Throne und mit der h. Mutter

plaudernd, seinen Fuß auf die Kuppel der Laurakirche setzte und die Glocke selbst läutete. Die Grottenkirche der h. Laura ist an einem frühen Morgen plötzlich dagewesen, wie aus der Erde erstanden, keines Maurers Hand hat sie berührt*). Eine andere Kirche ist plötzlich vom Himmel gefallen und da steht sie nun zur Freude aller Frommen. Der h. Tychon, der nur einmal in der Woche aß (sein russisches Epitheton ist „Welity postnik", der große Faster), sah, wie die Engel im Himmel Kalk und Steine zusammentrugen und diese Kirche erbauten, auf welche zuletzt noch der h. Nikolaus mit seinem Hammer schlug. Dann fiel sie zur Erde herab, fix und fertig, sogar die Kerzen brannten schon in ihr, denn der h. Geist hatte sie angezündet."

Ganz stutzig vor Begeisterung horchten die Sibirier auf und als er erst erzählte, daß jeder Kranke, der zu dieser Kirche wallfahre, genese, wenn er nie in seinem Leben eine Pfeife Tabak geraucht oder ein Glas Thee getrunken (solche Asceten gibt's freilich unter den Russen wenig), da standen ihnen die Thränen in den Augen und der 14jährige Sohn des Wirthes rief laut: „da muß Bruder Iwas (Johann) hin mit seinen schlimmen Augen, die er sich vorige Woche mit dem bösen Pulver verbrannt."

„Wehe," klagte die Mutter, weinend, „er raucht ja schon und trinkt Thee, da wird ihm die Heilige nicht helfen."

So erzählte Wladislaus bis in die späte Nacht; dann gingen sie müde zu Bett, und früh, wenn der erste Lichtschein des Tages die Erde erhellte, machten sich die Beiden auf und fuhren weiter, immer weiter, unaufhaltsam. Wladislaus' Phantasie wußte überall neue Geschichten zu erfinden, die Gefahr und die Herzensangst beflügelten seinen Mund. Alfred blieb im Hintergrunde, meist war er der Kutscher, der Chachol. Um ihn kümmerte sich Niemand. In einer Ecke saß er still vor sich hinbrütend, gewöhnlich in dem Winkel, wo die Frauen zu sitzen pflegten, oder er schlich unbemerkt hinaus und nahm von den unverschlossenen Getreidevorräthen des Wirthes Hafer und schüttete sich einen Sack voll für die folgenden Tage. Das war zwar ein Diebstahl, aber ein Flüchtling aus

*) Dies sind wirkliche russische Volkssagen.

Sibirien muß manchen moralischen Grundsatz, manches gesetzliche Gebot ignoriren, denn ihn drängt der Trieb der Selbsterhaltung.

Sie hatten nur ein Pferd, aber ein wunderbar ausdauerndes Thier; es war von der in Rußland so hochgeschätzten Race von Wjatka, die nicht über 12 Spannen Höhe erreicht und sich durch ungewöhnliche Kraft auszeichnet. Sie hielten aber auch große Stücke auf ihr Rößlein, das in seinem schönen russischen Geschirr so hurtig über die Steppen dahinflog. Alfred hatte ihm sogar ein Glöckchen umgehängt, das er irgendwo bei seinen nächtlichen Haferrequisitionen aufgetrieben hatte. In den kurzen, kaum fünf Stunden währenden Wintertagen machte es 60 bis 70 Wjerst, d. h. 9 bis 10 Meilen. Wenn der große Buffon dieses Rößlein beobachtet hätte, er hätte nicht den Ausspruch gethan, daß auch das bestgenährte Pferd nicht mehrere Tage hintereinander solche Märsche aushalten könne, wie der Mensch sie zu Fuße macht. Wladislaus und Alfred konnten wenn sie später manchmal ihrer Flucht erwähnten, nie ohne Bewegung des treuen Thieres gedenken, das ihnen in erster Linie zur Freiheit verholfen. Sie konnten stundenlang davon erzählen, wie beweglich, kräftig, klein und niedlich das Hengstlein gewesen; hell wiehernd grub es sich einer rollenden Kugel gleich durch den tiefen Schnee der sibirischen Wege, scheute weder die Kälte, die fast immer auf der Höhe von 40° verblieb, noch das entsetzliche sibirische Schneetreiben. Dabei bekam es durch den ganzen Tag kein Futter, weil den Flüchtlingen jede Minute kostbar war; erst am Abend auf der Station wurde ihm gewöhnlich ein Pud, d. i. 40 Pfd., Hafer eingeschüttet.

Das Rößlein war aber überhaupt kein Kostverächter; war kein Hafer vorhanden, so fraß es seelenvergnügt Roggen, Weizen, Mehl, Gerste, sogar Brot; nur vor Erbsen hatte es eine unüberwindliche Abneigung. Die drei härtesten Monate des russischen Winters war es im Besitze der beiden Flüchtlinge, und während dieser drei Monate machte es mit ihnen die kaum glaubliche Tour von 5000 Wjerst oder 715 Meilen, nirgends länger verschnaufend als höchstens zwei Tage.

Einmal während der ganzen Reise verursachte es seinen Besitzern einen unheimlichen Schreck; es wurde krank. Alfred hatte

eine nächtliche Requisitionsprise von Roggen für Hafer gehalten und ihm ein Pud davon vorgesetzt. Das war seinem sibirischen Magen denn doch zu viel gewesen. Wladislaus war in Verzweiflung. Geld, ein neues Pferd zu kaufen, hatte er nicht, dabei befanden sie sich gerade mitten in den ungeheuren Steppen des Gouvernements Jenisejsk, wo sie von keinem Menschen Hilfe erwarten durften. Von Fußmärschen konnte keine Rede sein. Da wandten sie eine Radicalcur an — aut, aut! Sie spannten das Rößlein ein und trieben es unbarmherzig ab, und bald hatten sie die Freude, es wieder aufleben zu sehen, nur die Vorderfüße waren seit dieser Affaire etwas schwach geworden.

Als der Frühling kam, stellten sich, wie bei allen russischen Pferden, mannigfache Unarten und Ungehorsam bei dem Thiere ein; es wurde „stätisch", wie unsere Pferdehändler sagen. Da mußten sie es schweren Herzens verkaufen — es hatte sie im Ganzen zehn Rubel gekostet — und eine willigere Rosinante anschaffen.

Woher nahmen denn aber die beiden Reisenden das nöthige Geld für den monatelangen Weg? frägt vielleicht im Stillen mancher Leser. Ja, das wußten sie beinahe selber nicht. In erster Linie waren sie freilich auf die Gastfreundlichkeit der Sibirier angewiesen, die gern unentgeltlich Nachtquartier boten für die gewandten, hübschen Erzählungen, die ihnen Wladislaus vorzutragen wußte. Alfred that das Seinige, indem er zuletzt mit großer Spürkunst die Getreidevorräthe der Gastfreunde auszuspähen und in Anspruch zu nehmen wußte. Dann wieder schrieb Wladislaus dem einen oder andern seiner Wirthe Eingaben und Briefe an die Behörden und beglich auf diese Weise das erhaltene Heu oder Getreide. Und im Uebrigen brauchten unsere Helden nicht allzuviel. Sie reichten auf der achtmonatlichen Tour mit einem Etat von 80 Rubeln aus, wofür sie noch das Pferd, das Geschirr und den Schlitten angeschafft hatten. Die Noth macht erfinderisch.

III. Der Jurodiwyj.

Eines Tages — die Dämmerung sank eben allmälig auf die Erde nieder — erblickten die Flüchtlinge die ersten Hütten eines

Dörfchens, welches sich an der großen Landstraße zwischen Kainsk und Tomsk dahinzog. Es war die höchste Zeit, das Dorf zu erreichen, wenn sie noch ein Nachtlager haben wollten.

Wer in Sibirien nicht mit der Post, sondern zu Fuß oder im eigenen Gespann reist, kann leicht die ganze Nacht auf der Landstraße hindurch kampiren, denn Schenken, in denen man, wie in Europa, zu jeder Tages- oder Nachtzeit einkehren kann, gibt's in den sibirischen Dörfern nicht. In den sogenannten „Kabaki" (Tabagien) wird nur Schnaps verabreicht; die Gasthäuser sind Grundstücke bemittelter Dorfbewohner und unterscheiden sich durch kein äußeres Zeichen von den andern Hütten des Dorfes; sie verdanken den Namen „Gasthaus" nur dem Umstande, daß die langen Frachtzüge, die karawanenartig auf der Landstraße sich hinbewegen und „obóz" (Lager) genannt werden, vor ihnen still halten, um die ermüdeten Pferde abzufüttern.

Ein solcher „obóz" besteht aus 30 bis 60 einspännigen Wagen oder Schlitten, welche den Verkehr zwischen den einzelnen Städten vermitteln. Sie führen zumeist Thee, rohe Leder, Talg, Knochen und Felle bis an diejenigen Stationen, von wo aus die Handelscommunication mit dem Auslande hergestellt ist, und übernehmen dort zugleich als Rückfracht allerhand Einfuhrartikel, Fabrik- und Colonialwaaren, „krasnyj towar" (fremde Waare), wie der Sibirier alle Einfuhrartikel collectivisch benennt. Die Führer dieser Frachtzüge kennen natürlich schon die Gasthäuser, vor denen sie Halt zu machen haben, und da sie nur die große Landstraße, die sogenannte „bolszój doroga" passiren, so gibt es auch nur an dieser eigentliche Gasthäuser; aber nicht in jedem Dorfe, sondern gewöhnlich in Entfernungen von 35—40 Wjorst.

Dem sibirischen Fuhrmann (izwoszczyk) wird's recht sauer, das bekannte Kutschersprichwort wahr zu machen:

Vor jedem Gasthaus, das Gott geschenkt,
Wird still gehalten und die Gurgel getränkt.

Gewöhnliche Reisende vermeiden, wenn es irgend angeht, diese, so zu sagen, officiellen Herbergen, denn sie sind unverhältnißmäßig theuer. Zumeist wird die private Gastfreundschaft in Anspruch genommen und von den Sibiriern auch gern gewährt, aber nur am

Tage oder spätestens am Abend. Einem nächtlichen Klopfer öffnet kein Sibirier seine Pforte. Wer vom Sturme oder durch einen sonstigen Unfall auf der Steppe aufgehalten wird, so daß er nicht vor Einbruch der Nacht ein Dorf erreicht, muß sicher unter freiem Himmel, der Kälte und den Elementen ausgesetzt, eine schauerlich lange Nacht verbringen. Der Sibirier hat die Ueberzeugung, daß des Nachts nur Bösewichter umherirren; überdies glaubt er auch, daß zur Nachtzeit böse Geister ihren Spuk treiben, und vor Allem ist es die Angst vor dem Gerichte, die ihm verbietet, nächtliche Gastfreundschaft zu gewähren. Denn nichts wird vom Gesetz so hart bestraft, als die Aufnahme von Verbrechern, gleichviel ob sie wissentlich oder unwissentlich geschehen ist. Am Tage — denkt der Sibirier — sehe ich mir meine Leute an und die Nachbarn können sehen, wer bei mir einkehrt; aber des Nachts — wer sagt mir, ob der Gast nicht vor wenig Augenblicken Jemand draußen beraubt, ermordet hat und auf mich den Verdacht ablenken will? ob sie ihn nicht in meinem Hause festnehmen?

Dies Alles wußte Wladislaus und so hielt er denn vor der ersten Hütte des Dörfchens an und fand Aufnahme.

Er trat in die Stube und brannte sich nach der gewöhnlichen Begrüßung die Pfeife an. Es befremdete ihn einigermaßen, daß ihm der Wirth und seine Hausleute keinerlei Neugier bewiesen, sich vielmehr um den Ankömmling wenig kümmerten. Er schmauchte indeß ruhig weiter und sann einstweilen über einen neuen Heiligen aus Kiew, dessen Biographie er heute seinen Wirthen zum Besten geben wollte.

Da trat leise, auf den Zehen der Wirth an ihn heran und flüsterte geheimnißvoll: „Verzeiht, Herr, wenn Ihr rauchen wollt, so geht doch hinaus auf den Flur."

„Ist Jemand krank bei Euch?" fragte Wladislaus, die Pfeife einsteckend.

„Nein, aber ich habe heut' einen Gast im Hause, in dessen Gegenwart nicht geraucht werden darf."

„Wo ist er? Ich sehe ja Niemand hier."

„Dort, Herr — dabei wies er mit dem Finger auf das von

einem Vorhange verdeckte Bett, wie es in Sibirien nur bei den reicheren Dorfbewohnern gefunden wird.

Wladislaus schaute neugierig hin und erblickte jetzt erst durch eine Oeffnung des Vorhangs eine Mannesgestalt, welche mit übergeschlagenen Beinen auf dem Bette kauerte. Der seltsame Gast mochte etwa 35 Jahre alt sein, war abgemagert und von kranker Gesichtsfarbe, lange blonde Haare, in der Mitte gescheitelt, umgaben den Kopf, Backen- und Schnurrbart waren dunkel. Die gesammte Haltung hatte etwas, was an jüdisches Wesen gemahnte. Er hatte jene Physiognomie, wie sie russische Maler auf ihren Bildern dem Erlöser zu geben pflegen; diese Erlöser der russischen Kunst haben durchweg einen ausgeprägt jüdischen Gesichtstypus, die kühn gebogene Nase, den schmalen Mund, die scharf markirten Züge. So saß der sonderbare Fremde unbeweglich auf dem Bette mit geschlossenen Augen, die, wenn er sie aufschlug, einen müden gläsernen Ausdruck hatten, wie bei Einem, der mit offenen Augen träumt. Kein Gedanke belebte diese Züge, keine Empfindung spiegelte sich in diesem todten Antlitz. Es war offenbar ein Irrsinniger. Sein ganzer Anzug bestand in einem leinenen Hemde und einem leichten schwarzen Ueberwurf von griechischem Schnitt, ähnlich dem Talar der Popen; die Füße waren nackt, der Kopf entblößt.

„Wer ist das?“ fragte Wladislaus kopfschüttelnd.

„Ein Heiliger“ — entgegnete feierlich und mit einem gewissen Stolz der Wirth. „Seht, wie er dasitzt, braucht er weder im Sommer noch im Winter eine andere Kleidung. Ich sah ihn heut früh barfuß durch das Dorf wandeln, und begriff kaum, wie ein Mensch in solchem Anzuge die Kälte ertragen könne. Da bat ich ihn zu mir herein. Diesen Sack mit Büchern und einen Stock trug er außerdem noch in der Hand. Der Stock ist schwarz bemalt und hat die Form eines Kreuzes, so wie die heiligen Bischöfe tragen.“

„Und er ging wirklich so halbnackt über die Straße?“

„Gewiß, so kommt er bis von Irkutsk her.“

„Und Ihr habt ihn nicht gefragt, wie es kam, daß er in der Eiseskälte nicht erfroren ist?“

„Behüte, wie darf ich armer sündiger Mensch einen Heiligen anreden? Er spricht auch nichts; nur einmal sagte er kurz, woher

er komme. Wir wagten nicht ihn dabei anzusehen. Nur wenn etwas Böses oder ein Fluch an sein Ohr schlägt, öffnet er die Augen und weint."

„Weiter wißt Ihr von ihm nichts?"

„Nein, denn es ziemt uns nicht, einen Heiligen, einen Jurodiwyj auszuforschen. Auf ihm ruht Gottes Geist und Engel strahlen auf ihn so viel Wärme nieder, daß er unsern Frost gar nicht spürt."

Unter den Typen des russischen Volkslebens nehmen diese Jurodiwyjs (eigentlich Irrsinnige) einen hervorragenden Platz ein. Keine russische Novelle, kein Drama, das nationalen Charakter hat, kann ihrer entbehren. Besonders in der russischen Literatur des vorigen Jahrhunderts spielen sie eine große Rolle. Aber auch neuere russische Poeten, die das Culturleben der Russen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts schildern, verfehlen nie, den Jurodiwyj in den Rahmen ihrer Dichtung aufzunehmen. Jeder vornehme Edelmann hatte vordem in seinem Hofstaat einen solchen Jurodiwyj als Hofnarren, und Peter der Große schätzte sie sehr hoch. Mentschikoff war in seiner Jugend der Hofnarr der Gardeofficiere im kaiserlichen Palais, und als er eines Tages den Kaiser sehr unterhalten hatte, avancirte er zum Günstling. Ein solcher Hofnarr am Hofe Peters trug den Namen „römischer Papst", besaß in dieser Eigenschaft ein Palais und ein immenses Einkommen und mußte mit einer Schaar ihm untergebener Jurodiwyjs fortwährend die Ceremonien und Gebräuche der römisch-katholischen Kirche persifliren.

Das Volk spricht noch heute mit scheuer Verehrung von den Jurodiwyjs und glaubt, daß sie direct von Gott inspirirt seien. Es schreibt ihnen die Gabe der Prophetie zu; sie kennen die Geheimnisse der Schöpfung und vermögen sogar Wunder zu thun. Der gemeine Russe auf seinem niedrigen Culturstandpunkte hat eine unüberwindliche Neigung zu religiöser Schwärmerei und umgibt Alles, was über das gewöhnliche Niveau hinausragt oder sich durch irgend eine Eigenthümlichkeit auszeichnet, mit einem Heiligenschein. Wem der Russe seine Verehrung bezeigen will, vor dem beugt er sich demüthig, wie der afrikanische Fetischanbeter vor einer Klapperschlange oder einer Hyäne.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß jeder Jurodiwyj einen ge-

störten Denkapparat hat; indeß ist er nicht eigentlich verrückt. Er ist vielmehr meistens ein ruhiger Mann von einfältigem Aussehen; spricht wenig und mit eigenthümlichem Ausdruck, ist in seiner Art gottesfürchtig und geduldig, und fast immer für die Einflüsse des Klima's, für Hitze und Kälte unempfindlich. Man sieht ihn oft im bittersten Frost barfuß und im leichten Anzuge hinter der sogenannten Jordansprocession hergehen und dem ganzen langen Acte der Wasserweihe beiwohnen, ohne sich vom Flecke zu rühren. Das aber schafft ihm in den Augen des Volkes eine mächtige Geltung. Es gibt in der Menge nur vereinzelte Spötter, die behaupten, daß sich die Jurodiwyjs ihre Haut mit einer geheimnißvollen Salbe einreiben, die sie gegen die Witterungseindrücke unempfindlich mache. In Wahrheit sind alle Irrsinnigen bekanntlich gegen den klimatischen Wechsel indifferent, und die Annahme erscheint gerechtfertigt, daß auch die indischen Fakirs und andere Fanatiker des Orients, bei denen dieselben Erscheinungen sichtbar sind und welche ohne Frage eine auffallende Aehnlichkeit mit den Jurodiwyjs zeigen, nichts weiter als Geisteskranke sind, bei denen irgend eine religiöse Gedankenreihe zur fixen Idee geworden ist.

Wladislaus sah sich den Fremden noch einmal genau an. Dann ging er hinaus auf den Flur, um gemächlich seine Pfeife wieder anzubrennen. In eine Rauchwolke gehüllt, dachte er wohl über den seltsamen Menschen nach oder überlegte, in welcher Rolle er heut seinen Wirthen erscheinen sollte, wenn sie etwa doch die angeborne Neugier zu Fragen über seine Heimath, seinen Stand und seine Reisezwecke treiben sollte. Kiew sammt seinen Heiligen zog heute nicht, denn es war anzunehmen, daß der Jurodiwyj schon selbst dort gewesen sei und, wenn er zu auffallende Ungenauigkeiten in Wladislaus' Erzählungen fände, sie mit der Autorität seiner Heiligkeit bestreiten werde. Es mußte irgend etwas Neues ersonnen werden.

In diesem Sinnen störte ihn der Sohn des Wirths, ein achtzehnjähriger Bursche, der eben durch den Flur auf die Gasse hinausgehen wollte.

„Schmeckt die Pfeife, Herr?“ rief er lachend und zog sich seinen Schafspelz fester um den Leib.

„Leidlich, sie vertreibt mir die Langeweile. Und wohin gehst Du?“

„Zur Abendunterhaltung.“

„Ist's weit?“

„Ach nein, in der nächsten Nachbarschaft bei der „Saldatka“.

„Könnt' ich vielleicht mit Dir kommen?“

„Warum nicht? Ihr findet dort eine ganze Menge Weiber, kauft einer ein paar Ellen Wollenzeug und unterhaltet Euch den ganzen Abend. Macht Euch fertig, ich erwarte Euch vor dem Thor.“

Wladislaus gehörte zu denjenigen, die jede Gelegenheit, etwas Neues kennen zu lernen, freudig ergreifen. Er hatte von diesen sibirischen Abendunterhaltungen (wieczernicy) so viel gehört, ohne sich davon eine klare Vorstellung machen zu können. Daher acceptirte er ohne Weiteres den Vorschlag des jungen Sibiriers. Vorher noch suchte er Alfred auf, der schon auf den Boden hinaufgeklettert war, wo er auf einer bequemen Streu den Ruf zum Abendbrot erwartete. Wladislaus empfahl ihm Zurückhaltung im Sprechen an, entnahm aus dem gemeinschaftlichen Geldbeutel ein paar Silberstücke und ging mit seinem Führer in das Haus der „Saldatka“ zur Abendunterhaltung.

IV. Eine sibirische Abendunterhaltung.

Bevor wir Wladislaus in das Haus der „Saldatka“ folgen, wollen wir uns diese Charakterfigur des russischen Volkslebens ein klein wenig genauer ansehen.

Die „Saldatka“ ist eine Art Strohwittib, der man den Gatten zum Militär ausgehoben hat; sie ist ein Mittelding zwischen Wittwe und Ehefrau. In jedem russischen Dorfe gibt es eine Anzahl solcher „Saldatki“; sie haben jung geheirathet, dann ist ihr militärpflichtiger Ehemann recrutirt und auf 15—25 Jahre weit hinweg in irgend eine entfernte Garnison geschickt worden; ihre gesellschaftlichen Beziehungen zu ihm sind mit einem Male völlig abgeschnitten, ohne daß sie rechtlich von ihm geschieden wären. In dieser Zwitterstellung, frei und doch gebunden, fallen sie mannigfachen Versuchungen anheim und wie groß auch ihre Liebe zu dem entführten Gatten gewesen sein mag, sie erhalten sich durch die Länge der Trennung selten in sittlicher

Unantastbarkeit. Eine kurze Zeit pflegen sie dem Entfernten ehrlich und wahrhaftig nachzutrauern, dann gewöhnen sie sich an den Verlust und genießen mit vollen Zügen, so lange sie jung sind, das Leben, oder wie der Russe es ausdrückt, sie „flattern".

In Sibirien bewohnen sie zumeist kleine Hütten ohne Dach; ein einziges Zimmer mit dem kleinen Fensterchen ist ihr Aufenthalt. Auf den ersten Blick erkennt man den Palast einer „Saldatka", vornehmlich daran, daß an ihn kein umzäunter Garten stößt. Arbeitsscheu und gemüthlich, lebt die „Saldatka" sorgenlos in den Tag hinein, so lange sie jung, schön und gesund ist; wenn sie aber höher in die Jahre kommt, geräth sie meist in bittere Noth und ergreift einen Erwerbszweig; im besten Falle wird sie Hebamme, in der Regel aber sinkt sie zur Kupplerin oder Wahrsagerin herab und versorgt das ganze Dorf mit Klatschgeschichten und Zuträgereien. Im Frühjahre und Sommer unterbricht sie dies Gewerbe, indem sie von Haus zu Haus betteln geht.

Eine solche alte „Saldatka" wohnte in der Hütte, wohin Wladislaus von seinem Begleiter geführt wurde. Man ging direct von der Straße in ihre Stube hinein, die von anderen sibirischen Wohnstuben sich nur dadurch unterschied, daß sie kleiner war. Den einen Theil nahm der Ofen ein, den zweiten füllten eine alte morsche Bettstelle und ein Schrank aus, und im dritten Theile standen der Wand entlang mehrere Bänke aus Kiefernholz. Anstatt der Lampe hing an der niedrigen Decke eine papierene Schnitzerei in Gestalt einer Taube, wie sie bei den ärmerern Sibiriern öfters anzutreffen ist. In dieser Papiervorrichtung werden die kleinen dünnen Talglichter zur Erhellung des Stubenraumes befestigt. Taubengestalt hat dieser seltsame Leuchter darum, weil die Taube auch bei den Sibiriern als das Symbol des heiligen Geistes gilt, welcher durch sich selbst, auch ohne Leuchtstoff, Licht verbreite.

Als Wladislaus eintrat, saßen auf den Bänken umher einige Mädchen, deren älteste höchstens 20 Jahre zählen mochte. Jede hatte einen Spinnrocken vor sich, den sie träge und schläfrig bewegte; denn das Spinnen ist nur der Vorwand für diese Zusammenkünfte, die meistens ohne Vorwissen rer Eltern geschehen. Um den eigenthümlichen Leuchter, der mitten in der Stube auf dem Erd-

boden stand, tummelte sich ein etwa zehnjähriges Mädchen, dessen Aufgabe es war, immer ein neues Holzscheit auf den Leuchter zu legen, wenn das vorige verkohlt war. Dieser Leuchter ist ein nicht nur in Sibirien, sondern auch in einigen europäischen Gouvernements Rußlands üblicher Lichtspender. Es ist ein aufrechtstehender Stock auf kreuzförmigem Gestelle, oben mit einem viertheiligen Eisenbecken versehen; in dieses werden Holzstücke geworfen, deren Flamme einen unerträglichen Rauch und ein unbestimmtes Licht in dem Stubenraume verbreitet. Am Fuße dieses Leuchters steht ein kleines, wassergefülltes Schaff, in welches zischend die verkohlten und ausgebrannten Holzstücke niederfallen. Auf diese Weise erhält der Raum ein düsterphantastisches Aussehen, wie die Lagerstatt einer Zigeunerbande.

In einem Winkel stand ein Bursche und sang eine eintönige, immer wieder in sich selbst zurückkehrende Weise, zu welcher ihm die Mädchen näselnd und wirr im Chor accompagnirten.

Auf dem niedrigen Ofen lag die „Saldatka", den Rücken zur Decke gewandt, den zerzausten Kopf in die knöchernen Hände gestützt, und stierte gedankenlos in die Kammer; sie gedachte vielleicht vergangener Tage, wo sie noch gefeiert und bevorzugt war. Ihr Auge war glanzlos, die Wange runzlich, das Haar voll, aber grau gesprenkelt.

Der Eintritt der beiden Gäste störte die Mädchen nicht auf; sie erhoben nur für einen Augenblick träge den Kopf, um die Eintretenden zu erkennen und senkten ihn dann wieder automatisch, nachdem sie den ihnen wohlbekannten Begleiter Wladislaus' erblickt hatten. Ohne den Gruß zu erwiedern, sangen sie ungestört im Chore weiter.

„He, Tekla!" rief laut der junge Sibirier dazwischen „rühr' dich lebendig! Heut muß es hell und lustig sein; ich habe Euch einen Fremden mitgebracht."

Auf die letztere Ankündigung verstummte der Gesang; die Mädchen sahen neugierig nach Wladislaus hin, welcher an den Leuchter in die Mitte der Stube getreten war und dreist die verwunderten Dirnen anredete. „Wie geht's Euch, meine Täubchen?" „Danke, danke," schrieen sie durcheinander. Dann näherte sich eine

langsam dem jungen Sibirier und forschte ihn über seinen Begleiter aus. Bald wußten Alle, wer Wladislaus war, woher und wohin er reise.

„Warum habt Ihr zu singen aufgehört?" fragte er, indem er sich neben der Schönsten von ihnen niederließ.

„Wir wollten Euch betrachten," antworteten sie keck.

„Nun, so singt jetzt weiter . . . Thun Euch denn die Kehlen nicht weh?" fügte er nach einer Weile hinzu, indem er von dem Dunst, der die Stube durchzog, zu husten begann. „Hier ist's ja zum Ersticken, zündet doch lieber Lichter an."

„Wir haben keine."

„Kauft welche, dann wird's gleich heller und lustiger hier sein."

Wladislaus holte zehn Kopeken aus der Tasche hervor. „Eudotja! herunter vom Ofen! lauf nach Lichtern," rief sein Begleiter der „Saldatka" zu. Erst nach wiederholtem Rufen und nachdem ihr ein Trinkgeld versprochen war, erhob sich die Alte und schlich davon.

Wieder begann der frühere Gesang und allmälig traten noch mehrere Burschen ins Zimmer ein, das sich bald von den Lichtern erhellte. So sangen sie mit kleinen Unterbrechungen zwei Stunden lang. Wer diese seltsamen Lieder nicht mit eigenen Ohren gehört, wie sie bald in lachenden, wirbelnden Tönen, bald mit monotoner Trauer sich endlos hinziehen, kann sich davon keine richtige Vorstellung machen. Wie Automaten oder tönebegabte Maschinen plärren die Mädchen vor sich hin; was sie dazwischen spinnen, daraus könnte man sicherlich kaum einen Strick zusammenwinden.

Endlich hörte der Gesang auf und es wurde von einem der Mädchen eine Collecte auf Schnaps vorgeschlagen. Am meisten mußte natürlich hierbei Wladislaus sich betheiligen. Als die Gläser gefüllt wurden, sprang auch die alte „Saldatka" lustig wie eine Zwanzigjährige vom Ofen herunter und wurde geschwätzig. Einer von den Burschen ergriff ein trommelähnliches Instrument (balalajka), das mit drei Saiten überzogen war, und begann zu musiciren. Diese balalajka wird in Sibirien häufig von einem lyraähnlichen Instrument, bandurek, dessen fünf Saiten über ein eckiges Kastengestell ge-

spannt sind, abgelöst. Die Guitarre ist nur bei den sibirischen Städtern im Gebrauch. Die Melodien, die der Bursche griff, klangen den Kosakenliedern ähnlich; sie waren weich, energielos und entbehrten jedes charakteristischen Ausdrucks. Derselbe todte, farblose, einförmige Ton kennzeichnet die sibirische Steppe, das sibirische Lied und den sibirischen Tanz; alles ist langgedehnt, endlos, ohne Herz und Seelenlust. Und doch tanzen die Russen leidenschaftlich bis zum Hinfallen, gleichviel, mit welchem Instrumente aufgespielt wird; sie ähneln darin den Negern, welche bekanntlich jede Musik in tolle Aufregung versetzt, und hätten sie auch einen Augenblick vorher die entsetzlichsten Prügel ausgestanden. So rasten denn auch die Mädchen in dem kleinen Raume umher, und verrenkten in jenen seltsamen Bewegungen, die man auch noch an der polnisch-preußischen Grenze unter dem Namen „Kosak" tanzt, den convulsivisch zuckenden Leib.

Da plötzlich erschallte vom Hofe her die tiefe Baßstimme eines offenbar Betrunkenen, der sich der Hütte näherte. „Hei! das Väterchen kommt!" riefen erfreut die Tänzerinnen und hielten still. „Da wird's erst lustig werden. Er ist so komisch, wenn er besoffen ist." „Halt!" rief die eine, indem sie rasch an den Kamin sprang, „heut male ich ihn an." Dabei schmierte sie sich beide Handflächen mit einer dicken Rußschicht voll und setzte sich wieder harmlos auf ihren Platz.

Unterdeß tappte Einer draußen hörbar an der Klinke herum, bis er sie endlich fand und die Thür öffnete. Es war ein Pope. Singend sprang er mitten in die Stube und begann nach seiner Melodie zu tanzen. Alle machten ihm Platz, nur die Dirne mit den rußigen Händen stellte sich ihm gegenüber und setzte zum Tanze die Füße. Er schnalzte vor Lust, klatschte in die Hände, schlug mit Armen und Beinen nach allen Seiten aus, bog den Körper bald nach rechts bald nach links, stampfte mit den Füßen — alles im Tacte seines Liedes, das er nicht sang, sondern brüllte. So oft sein Gegenüber sich ihm näherte, klatschte sie ihm mit der Hand auf die Wange, sodaß schließlich das Antlitz des ehrwürdigen Popen ganz geschwärzt war. Es war ein urkomischer Anblick; das kleine niedrige Stübchen, matt von ein paar Taglichtern erleuchtet, deren

Flammen sich im Luftzuge hin und her bewegten, und zwischen dem eng zusammengedrängten Zuschauerkreise mit rußgeschwärztem Gesicht, wie ein Kreisel, der Herr Pope.

Nach einer Viertelstunde endlich setzte sich dieser stöhnend auf die Erde; mit stieren Augen sah er im Kreise herum. „Brüderchen, Brüderchen! gebt mir wenigstens ein halbes Glas Schnaps! dann tanze ich euch noch eins vor.“

„Ihr bekommt ein ganzes Glas, wenn Ihr noch ein Tänzchen macht,“ riefen ihm lachend die Mädchen zu. Und im selben Augenblicke war ihm sein vis-à-vis von vorhin auf den Rücken gesprungen und saß rittlings auf seinen Schultern. So schritt er mit seiner Last noch ein paar Mal durch die Stube, während die lustige Reiterin mit allen möglichen Gesten ihr seltsames Pferd antrieb. Dann pustend und schwer aufathmend setzte er sie ab. „Nun ist's aber genug,“ brummte er.

Aber kaum war er die Eine los, so saß schon eine andere auf seinen Achseln, und so hatten ihn etwa sechs als Reitpferd benutzt, da drängte sich ein hohes, mageres Weib zwischen die Lachenden. Wie eine Furie mit zerzaustem Haar, wilden Blicken und ausgestreckten Fingern fuhr sie auf den Popen los und zerrte ihn an seinen langen Haaren. „Ah, du Hundesohn! du Lump! schon seit zwei Stunden suche ich dich in allen Kneipen. Was machst du hier?“ Schreiend schlug sie wie eine Rasende auf den armen Popen los, der sich dies Alles wie ein armer Sünder gefallen ließ, denn die Wüthende war sein Weib. Keiner aus der laut lachenden Umgebung rührte zu seiner Abwehr die Hand, obgleich ihm das Blut über das geschwärzte Gesicht herniederrann. „Helft, Kinder, helft!“ stöhnte er, während sich die Angerufenen vor Lachen die Seiten hielten. Endlich erbarmte sich ein Bursche. „Laßt endlich ab, Mütterchen!“ rief er. „Ist's denn eine solche Sünde, daß der Herr Pope sich einmal erlustigt hat? Ihr wälzt Euch ja häufig besoffen mit Eurem Liebhaber durch die Gassen und er läßt Euch ruhig gewähren.“ Aber da kam der kecke Sprecher schön an. Wie ein Pfeil flog das beleidigte Weib auf ihn zu. Er flüchtete sich hinter die Andern, die vor ihm eine undurchdringliche Mauer bildeten.

Unterdeß war der Pope rasch zur Thür hinausgeschlichen und seine Gattin folgte ihm jetzt fluchend nach. Die Zurückgebliebenen begannen ein Rundspiel. Eine von den Dirnen ging im Kreise umher, sah jeden Burschen groß an, dann warf sie ihm ein Tuch in den Schooß und kniete vor ihm nieder. Er mußte rasch ihr das Tuch um den Kopf winden; that er es nicht schnell genug, so zahlte er einen Kopeken Strafe. Wladislaus kam als der Ehrengast der Gesellschaft natürlich am häufigsten daran. Nachdem auch dies Spiel zu Ende war, theilte sich die Gesellschaft in Gruppen, plauderte flüsternd zusammen und verschwand allmälig aus der Stube der „Saldatka“. Es war spät in der Nacht, als Wladislaus zu seinem Wirth zurückkehrte.

Er hatte nun den Eindruck einer sibirischen Abendunterhaltung mit all ihren stehenden Figuren, der „Saldatka“, dem Popen und seinem Weib, der Popadja, empfangen.

Mannigfache Reflexionen über den Stand der Sittlichkeit unter den Sibiriern drängten sich ihm auf. An der großen Handelsstraße, die fast in gerader Linie Sibirien von Osten nach Westen durchzieht, ist die Sittlichkeit völlig untergraben. In den Dörfern ist kaum irgendwo ein sittenreines, unschuldiges Mädchen aufzufinden, sobald es das 14. Lebensjahr überschritten hat. „Die Dörfer schwärmen,“ sagt der Russe von den Bewohnern, die an der großen Landstraße sich hinziehen. Die Mütter selbst verschachern ihre Töchter an die durchreisenden Beamten oder Kaufleute.

Vor den alten Weibern hat der Sibirier eine merkwürdige Scheu, er hält sie alle für Hexen, die geheimnißvolle Kräuter bereiten und denen, die sie hassen, die Auszehrung beibringen können. Er nimmt sie deswegen in Liebesaffairen auch nie zu Hilfe. Wenn er einem Mädchen geneigt ist, dann sucht er um jeden Preis ein Stück von dem Hemde, das sie getragen, in seinen Besitz zu bringen; dieses mauert er zwischen den Ziegeln des Ofens ein und nimmt es nach einer bestimmten Zeit wieder heraus. Dann trägt er es immer auf seinem Herzen und ist sicher, daß die Geliebte sich ihm zuwendet. Auf die Untrüglichkeit dieses Amulets schwört jeder Sibirier.

Weit höher und reiner ist der sittliche Zustand derjenigen

Theile Sibiriens, die seitwärts von der Handelsstraße liegen. Dort findet man häufig noch wahrhaft patriarchalische Gewohnheiten. Strengstens wird von den Eltern auf die Sittenreinheit der Jugend gehalten. Und auch der Bräutigam ist erbarmungslos, wenn er nach der Hochzeit findet, daß ihn die Braut betrogen. Dann übergibt er ihren Eltern ein durchlöchertes Glas, legt der Braut einen Strick um den Hals und führt sie zu ihrer Schmach und Schande durch das ganze Dorf. Hat sie sich aber bewährt, dann trinkt er ihren Eltern ein volles Glas zu, macht der Mutter für die gute Erziehung ihrer Tochter ein reiches Geschenk, hebt sie sammt der Braut in seinen geschmückten Schlitten, dessen Deichsel mit rothem Bande umwunden ist, und führt sie stolz durch alle Gassen des Dorfes.

V. Sibirische Kutscher.

Es kann einem in Sibirien Reisenden sehr oft begegnen, daß er, nachdem er auf seinem Schlitten den ganzen Tag durch die schneebedeckte Steppe dahingeflogen, plötzlich durch einen langen Wagenzug aufgehalten wird, den er weder rechts noch links umgehen kann. Eine solche Begegnung ist darum so peinlich, weil sie die rechtzeitige Ankunft auf den Stationen verhindert. Man kann nichts Anderes thun, als ruhig hinter der sich langsam vorwärtswindenden Karawane herfahren und muß darauf gefaßt sein, die Nacht auf freiem Felde zuzubringen.

Unsere beiden Flüchtlinge waren eines Tages, als schon die Dämmerung eingetreten war, in diese peinliche Lage gekommen. Die lange Reihe beladener Einspänner wollte kaum von der Stelle; die Landstraße, welche im Sommer zehn Spannen breit ist, so daß drei Wagen sich bequem ausweichen können, ließ im Winter kaum einem einzigen Gespann Raum. Nur in der Mitte zog sich ein schmales ausgefahrenes Geleis hin, an den Seiten aber lag ein weicher tiefer Schnee, in welchen das Pferd, wenn es nur einen Zoll vom Geleise abwich, bis zum Bauch versank. Die Sibirier pflegen trotzdem mit ihren breithufigen Pferden und breitkufigen Schlitten an dem

Wagenzug vorbei über den Schnee dahinzujagen, unsere Flüchtlinge aber wollten ein solches Wagniß nicht riskiren, weil ihr Rößlein von der schweren Tagesreise ermüdet war und die Wagenreihe vor ihnen sich über einen ganzen Wjerst (1/7 Meile) dahinzog. Sie hatten daher Zeit, die Karawane genauer zu betrachten.

An der Spitze derselben ging das beste Pferd mit dem schönsten Geschirr. Ueber dem Kopfe trug es ein breites buntbemaltes Joch, das am untern Ende mit Messing ausgelegt war. Daran hing ein Glöckchen, dessen durchdringender Schall den andern Pferden als Zeichen zum Aufbruch oder Stillhalten diente.

Der Kutscher (izwoszczyk oder jamszczyk) des ersten Schlittens hat den schwersten Stand, denn nach ihm richten sich alle Andern. Er muß deswegen auch ein bewährter Kenner der Landstraße und mit allen Geheimnissen des edlen Kutschergewerbes genau vertraut sein.

Der Weg ist oft vom Sturme verweht und Schneehügel oder Löcher machen ihn auf Meilenlänge unfahrbar. Hier gilt es, mit der größten Vorsicht die Hindernisse zu vermeiden, oft mit eigener Hand den Schlitten herauszuheben oder fortzustoßen, damit er nicht die nachfolgenden Gespanne aufhalte. Daher der erste izwoszczyk auch ein starker kräftiger Mensch sein muß.

Meistens kann er sich auf den Instinct seines Pferdes verlassen, das ohne Zügel und Peitsche die schwierigsten Hindernisse überwindet. Ein gutes Leitpferd, sagt der Russe, ist besser als ein Kutscher. Auch der Schlitten oder Wagen, der an der Spitze des Zuges geht, pflegt der dauerhafteste von allen zu sein. Die Waare wird auf die Schlitten so aufgeladen, daß vorn ein leerer Raum bleibt, auf welchem ein Binsenhäuschen dem Kutscher zum Schutz vor Schnee und Regen dient; hier kauert er oft Tage lang, wie ein Igel zusammengeballt, und läßt seinem Pferde volle Freiheit. Oft sind sogar an den ersten Schlitten mehrere andere angehängt, dann ist er mit drei bis fünf Pferden bespannt, die jedoch nie nebeneinander, sondern immer eins vor dem andern eingeschirrt sind. Eine besondere Zierde des vordersten Schlittens ist gewöhnlich eine kleine hölzerne, mit einem Dach versehene Kapelle, in der fortwährend Glöckchen läuten und kupferne Heiligenbilder baumeln,

die gewissermaßen die Schutzgötter der Karawane darstellen. Nur die tatarischen Wagenzüge gehen zuweilen ohne diese Kapellchen auf die Reise, die russischen führen sie stets mit sich; denn der gemeine Russe beginnt keine Arbeit, ohne vorher zu seinen Heiligen gebetet zu haben. Bevor der Zug von der Station aufbricht, knieen alle Kutscher vor der Kapelle des ersten Schlittens nieder und flehen um eine glückliche Fahrt. Die tungusischen Kutscher tragen außerdem noch eiserne oder kupferne Heiligenfiguren in den Taschen bei sich.

Gewöhnlich sind es sechzig Schlitten, die einen solchen Zug ausmachen und die besonders, wenn man sie von hinten überschaut, einen malerischen Anblick darbieten. Die bunten Joche, das Glockengeläute, die auf den Waaren hingekauerten Kutscher in ihren das Fell nach außen gekehrten Hunde- oder Elennpelzen sind eine wohlthuende Staffage in der Monotonie der sibirischen Steppe.

Wladislaus und Alfred genossen diesen Anblick, aber zugleich beraubte er sie der Möglichkeit, bei einem Privatmanne des nächsten Dorfes um ein Nachtlager zu bitten. Denn als sie im nächsten Dorfe ankamen, war längst die Stunde vorbei, bis zu welcher ein Sibirier noch Gastfreundschaft übt. Sie beschlossen daher, im Gasthause mit den Kutschern zusammen zu übernachten.

Die Beförderung von Handelsgütern in Sibirien wurde bis vor kurzer Zeit ausschließlich durch solche Schlittenkarawanen besorgt, erst in den letzten Jahren bediente man sich auch der Dampfschiffe, deren erstes von dem Litthauer Pokiewski gebaut wurde. Da aber Dampfschiffe nur im Sommer, und auch dann nur auf der Tour von Tiumen über Tobolsk nach Tomsk benutzt werden können, so blieben die Schlitten das hauptsächlichste Verkehrsmittel.

Die Hauptstationen sind die Städte Tiumen, Tomsk und Irkutsk; früher war die wichtigste Verkehrsstation Kjachta, das „Odessa Sibiriens", die aber in letzter Zeit sehr zurückgekommen ist. Am lebendigsten geht es auf dieser Handelsstraße zur Zeit des Jahrmarktes in Irbic, einem Städtchen des Gouvernements Perm, zu; die Irbicer Märkte gehören zu den bedeutendsten in ganz Rußland; hier begegnet sich der Verkehr des westlichen mit dem östlichen Theile des Czarenreiches.

Der Kaufmann, welcher seine Waaren befördern will, contrahirt

mit dem Izwoszczyk, der gewöhnlich ein wohlhäbender Dorfbewohner ist, und bezahlt ihm vom Pud (40 Pfund). Dieser miethet seinerseits andere Frachter und bringt so die Karawane zusammen, mehr als 25 Pud (10 Ctr.) ladet keiner auf; auch für den Werth der Waare übernehmen sie keine Bürgschaft; jedoch müssen sie gegen Vermeidung einer bedungenen Conventionalstrafe zur bestimmten Zeit am Orte der Ablieferung eintreffen. Bei diesen Verträgen leidet häufiger der Izwoszczyk als der Kaufmann Schaden. Der Letztere pflegt manchmal zu seiner Sicherheit dem Zuge noch einen von seinen Leuten, den Prikaszczyk, mitzugeben; zumeist aber genießen die Frachter unbeschränktes Vertrauen. Man hört höchst selten von einer Veruntreuung seitens der Kutscher; öfters pflegen die Kaufleute unbarmherzig Entschädigung zu beanspruchen für Packete, die etwa auf dem langen Wege gestohlen worden oder verloren gegangen sind.

Das Gewerbe des Izwoszczyk ist wenig einträglich, um so mehr aber mit Anstrengungen und Gefahren verbunden. Es ist fast unglaublich, wie wenig der einzelne Kutscher an einem solchen Transport verdient. Mit zehn Rubeln ist er durchschnittlich zufrieden, hat er doch daneben auch die Fütterung seiner Pferde umsonst. Aber der Izwoszczyk hat eine Passion für's Reisen; den Sommer über hat er sich daheim gelangweilt; wenn der erste Schnee fällt, jubelt er auf und bereitet sich zu seinen Fahrten, die ihn oft Hunderte von Meilen von der Heimath fortführen. Dreißig Tage im strengsten Frost neben dem Schlitten herzuwaten, nur, wenn die Pferde gefüttert werden, sich eine Stunde unter der Einfahrt des Gasthauses zur Ruhe hinzukauern, das Gespann mitten im Felde auszubessern, wenn es Schaden genommen hat, das alles schreckt einen echten Izwoszczyk nicht; er ist stolz auf seine erfrornen Gliedmaßen, wie ein Soldat auf die Wunden, die er in der Schlacht erhalten. Mit behaglicher Selbstgefälligkeit erzählt er von den Spitzbuben, die bei Nacht zu Schlitten an seine Ladung herangeflogen sind, um ihn zu berauben, aber vor seiner Wachsamkeit die Flucht ergriffen haben. Dabei liebt er keine Feuerwaffe; ein langer Stock, an dessen Ende ein Stein befestigt ist, macht seine ganze Wehr aus. Mit Pistolen — behauptet er — sei doch

nichts zu machen, denn man dürfe nach dem Gesetz, wenn man angefallen wird, ja nur ins Gesicht oder auf die Brust feuern, und dazu sei er zu menschlich.

Dennoch sind solche nächtliche Gefechte zwischen den Izwoszczyks und den Spitzbuben höchst interessant. Beim hellen Mondenscheine jagt unversehens von der Seite ein winzig kleiner Schlitten an die Wagenflanke heran; einer lenkt das Pferd, ein anderer steht aufrecht, mit einem Messer in der Hand, im Schlitten. Mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit hat er plötzlich ein Packet von der Ladung abgeschnitten, in sein Gefährt geworfen und jagt davon in den tiefen Schnee hinein oder in den dunklen Wald, der sich an der Straße hinzieht. Wird der Dieb gefaßt, dann erhält er eine furchtbare Tracht Prügel; dem Gerichte übergibt ihn kein Izwoszczyk; dazu ist er, wie er selbst sagt, zu gerecht.

Der Zug, hinter welchem unsere beiden Flüchtlinge langsam einherfuhren, kam endlich vor dem Gasthause des Dorfes an. Es war ein kleines strohgedecktes Haus mit einem weiten Hofraum, in welchem 50—60 Schlitten Platz hatten.

Die Inhaber dieser Gasthäuser wissen meist schon ein paar Stunden vorher, ob eine Karawane ankommt. Gewöhnlich schicken sie einen Boten hinaus auf die Landstraße, oder sie fragen die mit der Post Reisenden, ob sie ihnen nicht begegnet sei. Dann gehen sie persönlich den Schlitten entgegen und laden die Kutscher zu sich ein. Der vorderste verhandelt vorher über den Preis des Hafers, des Heues und der Nahrungsmittel. Kommen sie überein, dann fahren die Schlitten in den Hof, aber so, daß sie in derselben Reihe wieder die Rückfahrt antreten können. Dann treten die Rosselenker in das Gastzimmer, wo ihrer schon ein ungeheurer zischender samowar (Theekocher) und eine Quantität Schnaps wartet.

Auch Wladislaus trat in die Gaststube, setzte sich an den Ofen und beobachtete das lebhafte Treiben, welches nun begann.

Die Einkehr eines Wagenzuges ist für den Gastwirth ein wichtiges Ereigniß, denn gewöhnlich bringt sie den Erlös von 25—30 Rubeln. Daher auch die Wirthe gegen diese Gäste ausnahmsweise höflich und zuvorkommend sind.

Nachdem die Izwoszczyks sich am Schnaps erwärmt hatten,

wuschen sie sich die Hände, beteten und setzten sich dann um einen gemeinschaftlichen Tisch, auf dem der Thee vorbereitet war. Jeder schlürfte zehn bis zwölf Tassen dieses Getränkes hinunter. Hierauf ward eine ungeheure Schüssel dampfender Wassersuppe aufgetragen, in welche sie sich große Stücke Weizenbrot hineinbrockten. Sie entwickelten dabei einen wunderbaren Appetit; ein polnischer Bauer würde vier Tage von dem Quantum leben können, welches jeder Einzelne hier zum Abendbrote verzehrte. Dabei aßen alle gemeinsam aus der Einen Schüssel. Wie auf ein unhörbares Commando fuhren die Löffel gleichmäßig in die Suppe und zum Munde. Zuletzt kam ein mächtiges Stück Fleisch auf den Tisch, bei welchem anstatt der Gabel die Finger benutzt wurden.

Gegen 1½ Stunden dauerte das Souper. Dann begann ein lebhaftes Gespräch über die Begebnisse auf der letzten Tour und schließlich schritt der vorderste Izwoszczyk zur Berechnung mit dem Wirthe. Die szczota wurde herbeigebracht; es ist dies ein Brettchen, auf dem mit Kreide die Kopeken, Rubel u. s. w. nach Einern und Zehnern bezeichnet sind; ohne die szczota rechnet kein gewöhnlicher Russe. „Also zuerst, Tymofiejewicz“ — fragte der Izwoszczyk — „was haben die Pferde verzehrt?“ — „13 Rubel 40 Kopek,“ antwortete der Wirth. Jener rechnete eine Weile auf der szczota nach, dann zahlte er. „Und was haben die Leute gegessen?“ — „Für 10 Rubel 45 Kopek.“ „Macht zusammen 23 Rubel“ — rechnete der Kutscher. „Ihr bekommt 16 Rubel baar und für 7 Rubel Thee; wollt Ihr?“ „Das wird mir zuviel sein,“ kratzte sich der Wirth am Kopfe. „Ich verliere dran, denn Ihr berechnet das Pfund Thee zum Rubel und ich muß es für 80 Kopeken verkaufen“ . . . „O, das ist Familienthee, dafür könnt Ihr dreist 1 Rubel und 20 Kopeken fordern.“

Der Vergleich kam zu Stande; der Izwoszczyk zog einen Geldbeutel, den er unter dem Hemde auf der Brust trug, hervor und zahlte. Während er nach dem Thee hinausging, fragte die Wirthin schüchtern ihren Mann: „Haben sie viel auf den Thee verrechnet?“ . . . „Sieben Rubel,“ antwortete träge der Mann. „Na, das geht an,“ gähnte die Frau und ging schlafen.

Unterdeß kehrte der Kutscher zurück und brachte sieben Päckchen

Thee, die er dem Wirthe einhändigte. Mit gegenseitigem Gruß trennten sie sich hierauf, der Gast eine gute Nacht wünschend, der Wirth sein Gasthaus für fernere Einkehr empfehlend.

VI. Der Najomszczyk.

Wieder stand der Schlitten unserer Flüchtlinge vor dem Hause eines kleinen Dörfchens still, und wieder, wie schon unzählige Male, stieg Wladislaus herab, um vom Wirth ein Nachtquartier zu erbitten.

In diesem Hause mußte eben irgend ein Fest abgehalten worden sein; der Wirth und die Wirthin schienen ein wenig berauscht: auf dem Tische lagen in wüstem Durcheinander die Reste eines reichen Mahles, im Zimmer herrschte eine sichtbare Unordnung. Nur der Sohn schien sich an dem Feste nicht betheiligt zu haben, denn er saß am Fenster und besserte ein Pferdegeschirr aus.

Während Wladislaus noch mit unentschlossenem Blick auf der Schwelle stand, rief ihn der Wirth in seiner rosigen Laune an: „He, Freund! was wollt Ihr?" Er war nicht eben völlig betrunken, sondern nur in jener Sphäre des Rausches, in welcher man die ganze Welt umarmen möchte, in der sentimentalen, in der die Stimme weinerlich klingt.

Wladislaus verbeugte sich demüthig vor den Heiligenbildern, die an den Wänden der Stube hingen, und erwiederte: „Ich wollte Euch um ein Nachtlager für mich, meinen Kameraden und mein Pferd bitten, aber ich sehe, Ihr gebt heute ein Fest, da wird wohl für uns kein Raum sein."

„Oho, Freund! gute Menschen haben bei mir immer Raum! zu viel werdet Ihr ja wohl auch nicht einnehmen. Fahrt nur in Gottes Namen auf den Hof!"

„Woher kommt Ihr?" fragte neugierig die Wirthin.

„Wir reisen von Kainsk nach Tomsk in die Isajieff'sche Glasfabrik."

„Also Handwerker," warf der Wirth ein.

„Ja, Väterchen."

„Nun fahrt nur herein! Bei uns ist heute der Najomszczyk zu Gaste, aber das thut nichts; man darf Reisenden niemals ein Nachtquartier versagen, wir wissen das, denn wir sind selbst in der Welt umhergereist."

Wladislaus hieß Alfred auf den Hof fahren und ausschirren. Er freute sich, etwas Neues zu erfahren, denn vom Najomszczyk hatte er bisher noch nichts gehört. Und doch war es eine russische Volksfigur, die erst in Folge der jüngsten Regierungsmaßregeln zu verschwinden anfängt. Ein für Geld gedungener Stellvertreter eines Militärpflichtigen heißt Najomszczyk. Jetzt braucht sich Niemand mehr um einen solchen Substituten zu bekümmern, denn durch die Erlegung von 400 Rubeln kann sich jeder junge Mann seiner Militärpflicht entledigen. So lange man aber einen Vertreter stellen mußte, konnten nur Reiche das Privilegium genießen, denn ein solcher Vertreter kostete mindestens 800 Rubel. Wer nur irgend konnte, bezahlte einen Najomszczyk, denn nicht blos bei den civilisirten Völkern, sondern auch bei den Russen herrscht eine gewisse Scheu vor dem Militärdienste.

Viele ruinirten sich um eines Najomszczyk willen, denn die Mühen, Sorgen und Ausgaben für denselben waren ungeheuer. Es mußte zunächst ein Mensch sein, der nicht selbst zum Militär ausgezeichnet war, auch durfte er nie bestraft gewesen sein, und schließlich fanden sich nicht leicht Individuen, die auf die Dauer von 15—20 Jahren ihre Heimath verlassen und ihr freies Leben mit den Strapazen und Unbequemlichkeiten des russischen Heeresdienstes vertauschen mochten. Wer sich zum Najomszczyk hergab, galt für einen Auswurf der Gesellschaft, er mußte nach der Meinung der Leute entweder ein Dieb oder ein Trunkenbold sein. Und wenn er in das Regiment eintrat, so erhielt er sogar von seinen Kameraden den Spottnamen: verkauftes Leder (Najomnaja szkóra).

Um dem Najomszczyk seinen Entschluß zu erleichtern, beobachtete man gewöhnlich festgesetzte Formen bei dem Uebereinkommen. Man bezahlte eine bestimmte Summe an die Eltern oder Verwandten desselben und gab ihm selbst einen erheblichen Betrag, verpflichtete sich außerdem, ihn vom Scheitel bis zur Zehe neu zu bekleiden und ihn überdies durch drei Wochen vor seiner Abführung in die Kreisstadt

zu bewirthen. Diese Bewirthung hieß die Gulanje. An ihr mußte sich auch seine Geliebte betheiligen, die man ihm, falls er noch keine besaß, zu diesem Zwecke zu stellen hatte. Dazu geben sich namentlich junge „Saldatki“ oder leichtsinnige Wittwen, selten Mädchen her.

Eine solche Gulanje fand in dem Hause statt, in welches die Flüchtlinge eingekehrt waren. Der Najomszczyk mit seiner Geliebten war abwesend, sie fuhren eben, wie alltäglich nach dem Mittagsbrote, auf dem Schlitten des Wirthes durch das Dorf spazieren.

Kaum hatte Alfred das Pferd im Stalle untergebracht, so wurde den Flüchtlingen eine reichliche Mahlzeit vorgesetzt; eine fette, aber nicht abgeschäumte Brühe, ein Braten, welcher in Butter schwamm, große Piroguen und fingerdicke Oblaten bildeten das Menü, alles dies in Geräthen, deren Aeußeres eben nicht geeignet war, den Appetit zu erhöhen. Während des Essens suchte Wladislaus seine Wirthe durch die Schilderung einer Glashütte zu beschäftigen.

Plötzlich ertönte von draußen ein ohrenzerreißendes Concert; ein Lied wurde mit gellender Stimme gesungen, dazwischen klangen unharmonisch die Töne einer Harmonika und Schellengeläut. Der Sänger war der heimkehrende Najomszczyk. Alle sprangen ans Fenster, um seinen Einzug mit anzusehen. Drei muntere Hengste, die ein auf dem Bocke sitzendes Bürschlein gerade vor dem Hause anhielt, zogen einen Korbschlitten, auf welchem ein tjumenischer Teppich ausgebreitet war; auf dem hinteren Sitze spreizte sich halb liegend unser Dorfheld; er hatte die Mütze keck auf den Schädel gestülpt und trug einen großen Schafpelz mit Tuchüberzug, welchen ein breiter hellrother Gurt zusammenhielt. Zwischen den offenen Klappen des Pelzes schimmerte das neue rothe Hemd hindurch; ein wollenes Tuch mit kühn nach hinten geworfenen Zipfeln umgab seinen Hals. Fünf Frauenzimmer saßen mit ihm auf dem Schlitten und begleiteten mit Geschrei sein Harmonikaspiel. Zur Seite hockten ihm die Geliebte und die Tochter des Wirthes. Beide hielt er mit seinen Armen umschlungen; die anderen drei Begleiterinnen, Verwandte des Wirthes, waren direct zur Schlittenfahrt eingeladen und hatten die Aufgabe, fortwährend rothe Tücher durch die Luft wehen zu lassen.

„Für welchen von Euren Söhnen tritt dieser Najomszczyk ein?“ fragte Wladislaus den Wirth.

„Für den da, der das Geschirr ausbessert.“

„Er kostet Euch wohl viel Geld?“ . . .

„Fragt nicht erst, Freund, jeden Tag kosten allein die Getränke fünf Rubel; das Essen rechne ich gar nicht; solcher Tage sind zehn ausbedungen; außerdem habe ich ihn von Kopf bis Fuß bekleiden müssen: drei neue Hemden, Stiefel, einen Pelz mit Tuchüberzug, einen Shawl, eine Mütze; seiner Mutter gab ich 200 Rubel, 100 bekommt er in seine Hände und was wird erst die Aushebung selbst kosten!“

„Wie das?“

„Nun, der Doctor, der Officier, die Schreiber müssen gründlich gesteckt werden, sonst heißt's: dieser Najomszczyk ist dienstuntauglich, und alle Ausgaben waren vergeblich.“

„Und wenn er nun einen Fehler hat?“

„Das thut nichts, wenn man nur ordentlich bezahlt. Im vorigen Jahre brachte mein Nachbar einen Najomszczyk, der nur auf dem einen Auge sah; sie nahmen ihn an, weil sie hohe Summen dafür erhielten.“

„Wozu aber die Gulanje? Ihr könntet ihm vielleicht einen Betrag für diese Schmauserei geben und hättet weniger Kummer im Hause.“

„Oho! dann ginge er mir durch! So aber halte ich ihn immer im Rausch; da denkt er nicht an's Militär; besoffen fährt er schließlich zur Aushebung und wird eingestellt; dann kümmert mich die Sache nicht weiter. Die Gulanje ist ja das einzige Lockmittel, um einen Najomszczyk zu bekommen.“

„Das macht Euch aber vielen Kummer.“

„O, ich habe Geld aufborgen und mein bischen Vieh verkaufen müssen. Und was muß ich mir alles von ihm gefallen lassen! Wie hinter einem Knäs (Fürst) muß ich hinter ihm her sein, ihm gehorchen wie ein Hund, seine Wünsche ihm von den Augen ablesen. Gott sei Dank! übermorgen ist die Aushebung, da hat die Noth ein Ende.“

Seufzend ging der Wirth hinaus, füllte eine Flasche mit

Schnaps und kehrte zu den Flüchtlingen zurück. „Nehmt sie Euch mit auf den Boden; oben ist eine Streu für Euch vorbereitet. Ihr seid gewiß müde; schlaft und kümmert Euch um uns nicht."

Wladislaus war neugierig und blieb zurück. Eine Viertelstunde später trat der Najomszczyk mit seinen fünf Begleiterinnen lärmend in die Stube. Es war ein Bursche von mäßigem Wuchs, zwischen 19 und 21 Jahren; er war stämmig und robust und hatte ein bartloses rothes Gesicht; mit großem Selbstbewußtsein trat er auf; seine Augen brannten von Rausch und Lüsternheit.

„Tekla!" schrie er seine Geliebte an, die sich an den Ofen gestellt hatte, „was stehst Du dort? weißt du nicht, daß Dein Platz neben mir ist?"

Sie gehorchte und kam heran.

„Mein Täubchen," flüsterte er, sie umarmend, „wir wollen uns noch ein wenig unterhalten. He, Wirth, Schnaps her!"

Der Wirth beeilte sich, mit dem weißen Schnaps, der auf dem Tische stand, die Gläser zu füllen.

„Nichts da!" rief brüllend der Najomszczyk, „ich will anderen Schnaps, besseren!"

„Ich habe keinen anderen im Hause," wendete der Wirth schüchtern ein.

„Was geht das mich an? ich muß anderen Schnaps haben; sofort schicke darnach!"

„Ich habe wirklich keinen Boten."

„Oho! seht doch, ich soll mich zwanzig Jahre für seinen Sohn schinden und er scheut sich, ein paar Schritte für meine Bequemlichkeit zu thun. Ist das Euer Dank?" . . .

„Aber theurer Herr, Ihr könnt Euch doch nicht über uns beschweren."

„Ich will aber anderen Schnaps."

„Trink' heut noch diesen," bat ihn die Geliebte, „ich werde mittrinken."

„Ha, du Hundecreatur!" brüllte er sie wüthend an, „also auch Du nimmst gegen mich Partei. Wenn nicht sofort anderer Schnaps gebracht wird, dann gehe ich meiner Wege, sucht Euch für Euren Sohn einen anderen Najomszczyk!"

Bei dieser Drohung schnellte der Wirth erschrocken auf; rasch ergriff er die Flasche und ging selbst, anderen Schnaps zu holen. Unterdeß suchte die Geliebte den Aufgebrachten zu besänftigen, indem sie ihn küßte und streichelte; er aber hatte für ihre Liebkosungen nur Flüche und Grobheiten. Endlich kam der Wirth mit der gefüllten Flasche zurück. Es begann nun ein originelles Trinkgelage; Schreien und Zutrinken wechselte mit Gesang und den schrillen Tönen der Harmonika, dieser unvermeidlichen Begleiterin eines jeden Najomszczyk. Ostap — so hieß der Held unseres Abenteuers — trank am meisten, aber zuletzt war ihm der neue Trunk zu schwach und er kehrte zu dem weißen Schnaps zurück, um deswillen er kurz vorher so in Harnisch gerathen war. Nachdem er sich weidlich genug gethan hatte, legte er sein Instrument bei Seite, warf die Haare in stolzer Bewegung nach hinten, nahm die Mütze ab, öffnete sich auf der Brust das Hemde und setzte sich auf den Tisch, der mitten in der Stube stand.

„Du Tekla!" rief er, „komm und stelle dich grade vor mich hin!" Die Geliebte that, wie ihr geheißen.

„Und jetzt sag' mir, was ich Dir bin, Du Hundeseele!"

„Du bist mein Herr, Ostap Andrzejewitsch," antwortete die an solche Scenen schon Gewöhnte, „Du bist mein Wohlthäter, mein Ernährer; Du hast mir Kleider, Tücher und Schuhe geschenkt, Du gibst mir alltäglich Schnaps. Ich bete fortwährend für Dich zu Gott." . . .

„Und nun Du alter Hund," schrie er den Wirth an, „nähere Dich mir ein wenig." Der Angerufene schlich mit einer Verbeugung heran.

„Was bin ich Dir?"

„Ihr, Ostap Andrzejewitsch, seid mein Retter, mein Wohlthäter; Ihr rettet mir den Sohn vom sichern Tode."

„Und was gibst Du mir dafür?"

„Wenig, wenig, mein Herr, aber Gott weiß es, daß ich nicht mehr habe."

„Du lügst, Hundesohn, Du hast, aber Du willst nicht, geh' mir aus den Augen, fort zum Teufel!"

Der Wirth trat zurück. So kam die Reihe hintereinander

noch an die Wirthin, die beiden Töchter und den Sohn des Hauses. Mit geringer Abwechslung spielte sich mit ihnen dieselbe Scene ab; sie ließen sich's ruhig gefallen und murrten nicht einmal, im Herzen aber wünschten sie, den rohen Gesellen recht bald los zu sein. Wladislaus zog sich in den äußersten Winkel der Stube zurück und kauerte auf seinem Pelze; er mußte fürchten, ebenfalls ins Examen genommen zu werden; er war bis jetzt unbemerkt geblieben. Wie eine herzzerreißende Komödie erschienen ihm die Vorgänge, die er da zu beobachten Gelegenheit hatte. Am liebsten hätte er den Burschen niedergeschlagen. Was war hier Frauenwürde, was Mannesmuth? Der Sohn ließ um seines eigenen Wohls willen seinen Vater, seine Mutter, seine Schwestern verhöhnen und beleidigen, diese ertrugen still, vielleicht sogar ohne Entrüstung die Schmach, die ihnen um eines ihrer Familienglieder willen angethan wurde.

Endlich war die Orgie zu Ende. Der Najomszczyk stand befriedigt auf, legte seine Arme um den Hals der Geliebten und wandte sich zur Thür. „He, Du!" rief er dem Wirthe, „leuchte mir zu meiner Schlafstelle!" Der Wirth gehorchte.

Inzwischen kam Alfred in die Stube hereingeschlichen. „Wenn sie doch nur erst schlafen gingen!" flüsterte er, „ich brauche Futter für's Pferd." „Tritt nicht so stark auf," mahnte ihn Wladislaus, „der Wirthssohn ist nicht besoffen." „O, fürchte nichts; ich habe schon eine Quantität Hafer ausgewittert." Bald darauf begann im Hause ein allgemeines Schnarchconcert; es hörte sich an wie das Wiehern eines Gauls, dem man Hafer in die Krippe schüttet. Auch die beiden Flüchtlinge suchten endlich ihre Schlafstelle auf. Sie wußten nun, was ein Najomszczyk ist.

VII. Die Stellung der Frauen.

Das Benehmen des Najomszczyk gegen seine Geliebte war geeignet, mannigfache Fragen nahe zu legen nach der gesellschaftlichen Stellung, welche die Frauen in Sibirien und in Rußland überhaupt einnehmen. Es war etwas so Brutales in der Behandlung, welche Ostap seiner Tekla angedeihen ließ, daß man wohl daraus schließen

konnte, wie niedrig im Allgemeinen die sibirischen Frauen geschätzt werden. Und in der That! nicht unser Najomszczyk allein, jeder andere Sibirier hätte sich jedem andern Weibe gegenüber ebenso geberdet, hätte auch ein weniger leichtsinniges Mädchen für sein Spielzeug angesehn, für einen Gegenstand, der nur zu seiner Kurzweil da sei.

Man kann sich im Westen, wo der Frau eine so hohe Schätzung entgegengebracht wird, kaum einen Begriff davon machen, welche niedrigen Vorstellungen der Russe überhaupt und insbesondere der Sibirier von weiblicher Würde hat. Ist auch im Occident das Weib noch nicht zur Höhe der Gleichberechtigung mit dem Manne heraufgeklommen, so wird es doch wenigstens nicht zur Sklavin und — wie man's in Sibirien alle Tage beobachten kann — zum Spielball der ordinärsten Launen des Männergeschlechts erniedrigt.

Schon der alte polnische Historiker Pasek machte auf den Unterschied der gesellschaftlichen Stellung zwischen den russischen und den polnischen Frauen aufmerksam. In seinen „Denkwürdigkeiten" erzählt er, er habe, als er mit einem politischen Auftrage des polnischen Königs russischen Abgesandten entgegenreiste, vier Tage lang in einem russischen Städtchen sich aufgehalten, und während dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal die Wirthin des Hauses zu Gesicht bekommen, denn man halte dort die Frauen ängstlich vor jedem Sonnenstrahl verborgen wie in einem Gefängnisse. Seit jener Zeit hat sich allerdings Manches geändert. Peter der Große erbrach diese Gefängnisse und verschaffte den Frauen wenigstens Luft und Licht. Bis dahin hatten sie in ihrem „terem" verkommen müssen. („Terem" ist eigentlich ein tatarisches Wort und bedeutet ursprünglich „Zimmer". Enger gefaßt gibt der Begriff das abgeschlossene Frauengemach der früheren russischen Edelhöfe. Magyarisch heißt noch heute terem das Zimmer und auch das türkische „harem" scheint damit verwandt zu sein.) Diese terems hat Peter der Große abgeschafft; mehr indeß haben ihm die russischen Frauen nicht zu verdanken; sie sind bis zum heutigen Tage auf ihrer niedrigen gesellschaftlichen Stufe stehen geblieben.

Der polnische Bauer z. B. in Masovien, Kleinpolen oder Litthauen bewirbt sich, wenn er freien will, zunächst um die Gunst

eines Mädchens. Er hat es, wenn er sich zur Bewerbung entschließt, längst gekannt, hat ihm längst vom Jahrmarkt aus der nächsten Stadt kleine Geschenke mitgebracht, sie gehen schon geraume Zeit zusammen in die Kirche, sie haben in der Erntezeit nebeneinander gemäht, und stets in der Schenke am Sonntagabend zu Zweien ihren „Kosak" getanzt; schon lang ist's her, seitdem sie sich allabends in der lauen Sommerluft wie von ungefähr begegnen und dann verstohlen, Arm in Arm, vom Wege abseits gehen, um wie zwei Tauben miteinander zu girren, bis spät, spät in die wundervoll milde Sommernacht hinein. Und wenn sie dann miteinander schmollten, hatte sicherlich nicht sie ihn, sondern er sie um Verzeihung gebeten.

Diese Poesie des Liebeslebens sucht man im sibirischen und russischen Volksleben vergebens. In Sibirien scheut sich jeder Bursche geradezu, ein Mädchen zu freien, das er vordem gekannt. Das, was man platonische Liebe zu nennen pflegt, die vielen Versuchungen, die die heißeste Liebe bei nächtlichen Zusammenkünften und heimlichen Rendezvous wacker besteht, kennt der Sibirier nicht, ja er macht sich sogar darüber lustig.

Zehn Meilen weit und mehr fährt der junge Freier (ženich) mit den Brautwerbern in ein fremdes Dorf, fällt wie ein Platzregen in das Haus seiner Auserwählten, die er nie gesehen hat und höchstens aus den Berichten seines Vaters oder seiner Freunde kennt; stellt sich ihrem Vater vor und bittet um ihre Hand. Wenn dem Vater des Mädchens sein Anerbieten zusagt, so macht er das Geschäft ab und dann erst ruft er die Braut sammt ihrer Mutter in die Stube, um sie dem Bräutigam zu zeigen. Bei dieser „Beschau" wird ihr mitgetheilt, was über sie verhängt worden ist; der Form wegen wird sie wohl auch gefragt, ob sie nichts dagegen einzuwenden habe, worauf gewöhnlich die stereotype Antwort erfolgt: „Wie der Vater befiehlt." Dann wird Schnaps getrunken, welchen die Brautwerber mitgebracht haben, unter denen aber nie eine Frau sein darf, denn „Brautwerben — sagt der Sibirier — ist nicht alter Weiber Sache." Während dieser gegenseitigen Bewirthung müssen alle Anwesenden stehen; es ist nicht gestattet, bei diesem heiligen Handel Platz zu nehmen. Erst wenn die Sache abgemacht ist, tritt die Verlobte ab und die Andern dürfen sich niederlassen. Dann wird

allerhand Gleichgiltiges geplaudert, und nachdem unterdeß alle Flaschen, welche die Brautwerber mitgebracht haben, geleert sind, erheben sich die Gäste und fahren wieder nach Hause.

Im Allgemeinen darf man behaupten, daß die Begriffe der Russen und Sibirier über die Ehe sich heutzutage in demselben Stadium befinden, in dem sie bei den Griechen zur Zeit des Antisthenes gestanden haben, welcher bekanntlich lehrte, man solle nur wegen der Fortpflanzung heirathen; blos mit dem Unterschiede, daß die Alten nach dem Rathe desselben Philosophen bei ihrer Wahl auf weibliche Schönheit sahen, während die Russen gegen die physischen Eigenschaften ihrer Lebensgefährtinnen äußerst gleichgiltig sind. Vielleicht deshalb, weil die Russinnen sich äußerlich wenig von einander unterscheiden.

Im Westen nimmt jedes Mädchen in das Haus ihres Gatten eine Morgengabe mit; nicht selten sogar übernimmt der Bräutigam, wenn er selbst nichts hat, zugleich mit der Braut den Grundbesitz seines Schwiegervaters, der sich demnächst zur Ruhe setzt. Damit im Zusammenhange erhält auch die junge Frau in der neuen Wirthschaft ein Recht, mitzusprechen, und eine berathende Stimme in allen Angelegenheiten, welche die Vergrößerung oder Veräußerung der Wirthschaft betreffen. Der deutsche oder polnische Bauer unternimmt nicht leicht Etwas, bevor er nicht „Muttern" zu Rathe gezogen.

Ganz anders verhalten sich in Rußland die Ehepaare zu einander. Der Mann hat sich sein Weib gleichsam gekauft, wie eine Sache. Zwischen dem Vater der Braut oder ihr selbst und dem Bräutigam hat ein förmlicher Handel um die Summe stattgefunden, welche von dem letztern zur Aussteuer gezahlt werden mußte. In Sibirien kostet die Verheirathung eines Sohnes ungleich mehr als die Versorgung einer Tochter. Möglich, daß zu dieser Gestaltung der Verhältnisse der Umstand mitgewirkt hat, daß im hohen Norden bekanntlich mehr Individuen männlichen als weiblichen Geschlechtes geboren werden. Soviel ist sicher, daß auch bei den Tataren, Kirgisen, Tschuwassen, Watjaken u. s. w. ähnliche Gebräuche üblich sind. Die Summe, welche der Freier zahlen muß, heißt bei ihnen „Kalym". Daher kommt es auch, daß bei den Russen die Frau in der Wirthschaft durchaus nichts mitzusprechen hat. Der Mann ist der

absolute Herr im Hause; ohne sein Wissen und Wollen darf nichts geschehen. Wenn zuweilen in der Abwesenheit des Hausherrn ein Kaufmann in das Dorf kommt, um Getreide oder ein Stück Vieh oder ein Kalbsfell zu kaufen, dann wird ihm von der Hausfrau der Bescheid: mein Mann ist nicht zu Hause, das ist seine Sache! Und so eingewurzelt sind diese patriarchalischen Zustände, daß die Frauen gar nicht einmal das Bedürfniß nach größerer Freiheit verspüren.

Im Westen theilt die Frau meistens die Vergnügungen des Mannes; das Bäuerlein nimmt sein Weib mit in die Schenke und trinkt ihr zu. Die Mädchen tändeln mit den Burschen, tanzen und unterhalten sich allsonntäglich miteinander. In Sibirien sondern sich die Geschlechter scharf von einander ab, nicht einmal in die Kirche gehen sie zusammen, geschweige denn, daß sie in der Schenke miteinander tanzten. Das einzige gemeinschaftliche Vergnügen sind die sogenannten „chorowody“, die in einigen Theilen Sibiriens gebräuchlich sind. Auf der Hauptstraße des Dorfes nämlich geht am Sonntage die Jugend spazieren, immer zwei und zwei hintereinander, und singt sentimentale, eintönige Lieder. Aber von einem herzlichen Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern ist auch hierbei keine Rede. Ein geselliges Leben gibt es überhaupt in Sibirien nicht. An der „Orlanka“, einem Spiel um Geld unter freiem Himmel, wobei Einer aus der Gesellschaft ein Geldstück in die Luft schleudert und, je nachdem dasselbe auf den Avers oder Revers herabfällt, gewinnt oder verliert, dürfen sich Frauen nicht betheiligen, während die Männer dabei oft ihre ganze Habe verlieren. Das Schlittenspiel, bei welchem sich allerdings Männer und Frauen, Mädchen und Burschen zusammenfinden, ist nur im westlichen Sibirien gebräuchlich, wo schon ein Hauch europäischer Civilisation eingedrungen ist, und auch dort nur in den größten Städten. Von künstlichen oder natürlichen Schneebergen lassen sich die Spieler auf eigens dazu angefertigten kleinen Schlitten mit reißender Schnelligkeit herab und wer unten zuerst ankommt, gewinnt einen bestimmten Einsatz.

Ueberall aber sind die Frauen erniedrigt und zurückgesetzt. Ja, selbst auf den Verzeichnissen, die die Namen der nach Sibirien Exilirten enthalten, nehmen die Arrestantinnen den letzten Platz ein, auf

dem Wege nach Sibirien gehen sie an hinterster Stelle, bei Zeugenvernehmungen ruft man sie erst nach den Männern auf.

Daher ist auch die russische Geschichte so arm an berühmten Frauen, und weibliche Heilige von russischer Herkunft gibt es fast gar nicht. Sophie, Peters des Großen Schwester, Katharina I., Elisabeth Anna und Katharina II. sind nicht echte Russinnen gewesen. In Sophiens Adern floß das normannische Blut der Ruriks, Katharina I. war eine katholische Dienstmagd eines Dorpater Fürsten; ihre Töchter aus der Ehe mit Peter dem Großen, Elisabeth und Anna, können gleichfalls nicht als echte Russinnen angesehen werden, und Katharina II. endlich war eine Deutsche. Freilich haben die Russen aus diesem Grunde auch wenig große Verbrecherinnen aufzuweisen. Denn um eine solche zu sein, muß man ebenso, wie um eine Heilige zu werden, eine nicht gewöhnliche Anlage haben. Die wirkliche Begabung aber ist unter den Russinnen darum so selten, weil ihr von Kindesbeinen auf gar keine Gelegenheit geboten wird, sich zu entfalten, sie im Gegentheil durch den ängstlichen Verschluß, in dem man sie hält, vernichtet wird.

Wenn man vom Christenthum sagt, daß es auf die Stellung der Frau und ihrer Würde einen vortheilhaften Einfluß ausgeübt habe, so muß man doch den Vorbehalt nicht vergessen, daß dies nur dort habe geschehen können, wo sich der ursprüngliche Volksgebrauch nicht hinderlich in den Weg stellte. Die Germanen gestatteten, wie Tacitus berichtet, ihren Frauen den Zutritt zu allen Versammlungen und Berathungen längst schon, bevor das Christenthum zu ihnen gelangte; so ist auch die Verehrung des andern Geschlechts zur Zeit des Ritterthums in Europa, wie sie sich in der Folge zu der Vertraulichkeit und Herzlichkeit des heutigen Familienlebens ausgebildet, mehr als ein Ausfluß des individuellen Volksgemüths denn als eine Folge des Christenthums anzusehen. Weder in Griechenland noch in dem sinkenden Rom verehrte man übermäßig die Frauen vor dem Eindringen der germanischen Stämme, obgleich das Kreuz schon längst auf den Zinnen der dortigen Herrscherpaläste prangte. In Rußland herrscht das Christenthum seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, schon im 16. Jahrhundert verbreitete es sich allmälig über die östlichen und nördlichen Theile des Czarenreiches, und

doch ist die Stellung der russischen Frauen bis zum heutigen Tage nicht viel besser als bei den Tataren.

Epilog.

(Fünf Jahre später.)

... Sibirien erhält eine Universität ... Ueber den Ural wird ein Schienenstrang gezogen ... Irkutsk, Tjumen, Jeniseisk sind Telegraphenstationen.

Dies Alles lesen und hören wir in unserer wunderlich blasirten Zeit so seelenruhig und gelassen, als ob es simple Localneuigkeiten oder Heirathsanzeigen auf der letzten Inseratenseite unserer Zeitung wären, und doch liegt ein geheimnißvoller Zauber darin, den man mit Worten gar nicht wiedergeben kann. Es sind Phantasien von Jules Verne, welche vor unsern Augen sich plötzlich in bare Wirklichkeit umsetzen; abenteuerliche Traumgebilde, die, jählings Form und Gestalt gewinnend, das Reich der Wahrscheinlichkeiten ins Grenzenlose hinausdehnen.

Ich für meinen Theil lache auch gar nicht mehr so herzhaft, wie es ehedem geschah, wenn Konrad Bolz, der lockere Schalk, mit Eisbären Domino spielen und sämmtliche Mohren weiß anstreichen lassen wollte. Denn ich fange nachgerade zu glauben an, daß es ein Fastnachtsscherz war, den unsere Vorvordern sich erlaubten, als sie uns neben vielem werthvollem Erbe einen bunten Plunderkram von Undenkbarkeiten übermachten. Ich scheere mich auch wenig um den erbitterten Kampf zwischen inductiver und deductiver Methode, und in dem Felleisen meines Begriffsvermögens spielt der schöne Gedanke von der Aussöhnung zwischen Naturwissenschaft und Philosophie nur eine sehr bescheidene Rolle. Aber wenn ich erwäge, daß Sibirien demnächst in den Kreis der Civilisation gezogen werden soll, dann fühle ich dennoch, daß sich in mir mit rapider Vehemenz eine Schwenkung von der metaphysischen zur empirischen Weltanschauung, von Kant zu Bacon, vollzieht und ich frage: Was ist undenkbar, wenn ich zwischen heute und morgen mit meinem Geschäftsfreunde in Tomsk von der Spree oder Donau her einen weitläufigen

Dialog unterhalten, was unmöglich, wenn die erstbeste Meßbude in Tjumen binnen fünf Tagen einen ganzen Schatz von kostbaren Fuchs- und Zobelfellen nach dem Boulevard des Italiens befördern kann?

Der gute alte Dmitrij kommt mir in den Sinn, der, ein greiser Invalide, meine Knabenphantasie mit allerhand schauerlichen Geschichten aus dem sibirischen Exulantenleben vollpropfte und sich kindisch freute, wenn mir dabei eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Da kauerte er, halbblind und ein altrussisches Liedchen vor sich hinsummend, inmitten eines großen Militärspeichers, und in seinen Händen hielt er zwei hölzerne Schlägel, die er pflichtgetreu in gleichmäßigem Tempo aneinanderschlug, damit ihr Schall das gefräßige Geschlecht der Ratten und Mäuse von den aufgehäuften Getreideschätzen verscheuche. Das war schon sein zweiter Ruheposten; den ersten hatte er als Krankenwärter in einem Kriegsspitale innegehabt, wo er wunderlich genug den Pflichten des Samariterdienstes gerecht ward. Mit einer Art plumpen Stolzes erzählte er, wie er sich die langwierige Zubereitung von Limonade durch ein selbsterfundenes Verfahren abgekürzt habe. Er trat zu dem Patienten und rief ihm in barschem Tone zu: „Die Zunge heraus!“ Und wenn der Aermste dieser Einladung Folge geleistet hatte, fuhr Dmitrij ihm mit der Innenseite einer aufgeschnittenen Citrone über das weit hinausgereckte Organ: „Da hast Du Limonade, Brüderchen!“ Dann setzte er mit einem kurzen militärischen Gruße seinen Gang durch die andern Krankenstuben fort, um die nämliche Manipulation auch an den übrigen Patienten auszuführen. „Ich habe viel Zeit erspart,“ grinste er mich bei dieser Erzählung vertraulich an, „viel Zeit, Junge, und noch mehr Zucker.“

Diesem Dmitrij verdanke ich den stillen Schauder, den ich durch Jahrzehnte empfand, so oft der Name Sibirien an mein Ohr schlug. Ich sah mit leibhaftigen Augen lange Züge von Kibitken über den gefrornen Schnee hinknistern; darin hockten trüb und verwahrlost die armen politischen Gefangenen aus dem Polenlande, welche stumpf und verzweifelt einem stückweisen Tode in den Bergwerken entgegenstarrten. Ein Trupp Kosaken ritt voraus, ein anderer hinterdrein, und ihre Lanzen richteten sich drohend gegen die schmalen, schwarzen

Gefährte, als ob die Insassen derselben jeden Augenblick die Flucht ergreifen könnten. Die armen Bursche! Sie waren halbtodt, noch ehe sie an die Thalsohlen des Ural gelangten; die meisten mußten oft siech und untransportabel in einem der struppigen Dörfer zurückgelassen werden, welche wie kleine Punkte aus der ungeheueren weißen Schneefläche spärlich auftauchten. Wie viele mögen in diesen weltvergessenen Weilern, wie viele auf der Landstraße ohne ärztliche Hilfe gestorben und ohne Leichenschau eingescharrt worden sein, den müden Kopf gen Westen gewendet, wo die Heimath spurlos hinter ihnen versunken war! Sechs Wochen dauerte gewöhnlich der Transport, bis die Citadelle von Tomsk erreicht war, dann wurde Rast gemacht. Um das erstarrte Blut in Wallung zu bringen, mußten die gepeinigten Schelme im Freien Holz spalten, Wasser pumpen und sonstige Dienstleistungen für den Festungsgouverneur vollbringen. Das Quecksilber stand zwischen dreißig und vierzig Grad Réaumur; Eiszapfen hingen ihnen von Nase, Stirn und Ohren, aber sie durften nicht einen Augenblick bei der Arbeit stille halten, wenn sie nicht unbarmherzig erfrieren oder den Zorn des Aufsehers erregen wollten, der, in zottige Pelze vermummt, mit der Knute hinter ihnen Wache stand.

Manchmal empfand der Gouverneur ein menschliches Rühren. Ein Bursche gefiel ihm und zeigte sich verwendbar, dann hielt er ihn bei sich zurück und machte ihn zu seinem Schreiber oder Pferdeknecht, während die Uebrigen auf Nimmerwiedersehen weiterzogen in das Innere der Wüstenei hinein, mit jedem Schritte dem unentrinnbaren Tode näherkommend.

Von einem jener Begünstigten, welcher als Stalljunge in Tomsk zurückgeblieben war, wußte Dmitrij nicht genug des Rühmlichen zu vermelden. Seine kleinen verkniffenen Augen blitzten, wenn er die Historie immer von neuem zum Besten gab. Der schmächtige, feinhändige Stallbursche, ein junger polnischer Edelmann, hatte eine unbeobachtete Stunde benützt, um eines der behenden Pferde des Gebieters in einen alten Schlitten zu schirren und bei nächtlicher Weile von dannen zu fahren. Hundert Wierst nahm er auf den ersten Zug. Dann sah er ein Gehöft vor sich liegen, das ihn wie ein Paradies zur Einkehr lockte. Aber wie, wenn er als Flüchtling

erkannt wurde? und wenn man ihn nach Tomsk zurücklieferte? Das Rößlein streckte lechzend die Zunge aus dem Halse; es vermochte kaum noch mit den dünnen Füßen zu scharren und wühlte mit der Nase unruhig im Schnee. Ihn selber fror es jämmerlich in den Gliedmaßen, und sein Athem drohte mitleidslos zu schwinden. Da kam ihm ein rettender Gedanke; er beschloß, sich als einen Tschinownik zu geberden, als einen Land-Executor, der vom rechten Wege abgekommen und auf die Hilfe loyaler Menschenkinder angewiesen sei. Gedacht, gethan! Ein paar Peitschenhiebe setzten den müden Gaul in neue Bewegung; das Glöcklein, das jedes sibirische Pferd am Halse trägt, läutete wieder wie Hilfe flehend durch die Stille, und über die Schwelle des Bauernweilers ging es keck und zuversichtlich, als ob der Czar selber in dem schmutzigen Schlittenkorbe säße.

Der sibirische Bauer ist kein Muster-Exemplar von Scharfsinn und Geistesgegenwart. Seine wasserblauen Augen glotzen ausdruckslos ins Leere, um seinen breiten Mund mit den dünnen, blutlosen Lippen spielt unveränderlich ein Zug stupider schicksalsloser Melancholie, und seine gesammte Gedankenthätigkeit beschränkt sich auf geduldiges Frieren, kärgliches Arbeiten und mechanisches Beten. Wer ihm von einer Heiligen und deren Wundern erzählt, der hat ihn mit Haut und Haar in der Tasche; wer gar als Beamter des Czars seine Hütte betritt, der wird von ihm als ein Geschöpf höherer Gattung, als ein Abgesandter des heiligen Geistes angestaunt. Dmitrij's Flüchtling machte von dieser Gunst der Umstände den weitesten Gebrauch. Er erzählte von den goldenen Kirchendächern in Kiew, von den blinkenden Kuppeln, welche den Moskauer Stadtwald überragen, von dem Palaste, durch dessen Gemächer der leibhaftige Fuß des Czars wandle. Und sein dankbarer Zuhörer beeilte sich, ihm mit eigener Hand ein Lager zu bereiten, seinem Rößlein die besten Haferkörner in die Krippe zu schütten und für die Wohlfahrt des Gastes zu beten, dem er am andern Tage mit demüthigem Gruß das Geleite gab.

Ins Unendliche spann Dmitrij die Heldengeschichte seines Flüchtlings aus, und dabei flog manches sibirische Städtebild wie greifbar an meinen Augen vorüber. Ich befand mich in Tjumen, auf dem weiten Platze, wo die große sibirische Messe abgehalten wird.

Zahllose Buden wimmeln durcheinander, und in allen sind schwarze Fuchsfelle, weißer Hermelin und silbern schimmernder Zobel bis zur Decke aufgelagert. Kazappen in weiten schwarzen Kaftanen und mit breitkrämpigen Hüten feilschen mit fellbekleideten Kalmüken, deren Physiognomie nur von ferne einem Menschenantlitz ähnelt. Die Baschkiren trollen sich schwerfällig über den Schnee, um sich von russischen Juden, die ihnen mit pfiffiger Miene nachlauern, gründlich übers Ohr hauen zu lassen. Sie bringen ganze Rudel kleiner, dünnleibiger Gäule, die mit ihren wilden Mähnen schier den Boden streifen und die Nüstern begehrlich aufblähen, als sehnten sie sich in die endlose Freiheit der Steppe zurück. Und all das Getümmel läßt sich durch die barbarische Temperatur nicht beirren, die oft bis zum fünfunddreißigsten Grade unter Null herniedersinkt.

Dmitrij's naturalistisch-malerische Beredtsamkeit führte mich auch nach Nertschinsk, wo die Sonne bisweilen schon freundlich aus dem Himmel lugt und südliche Winde über fruchtbares Baumgeäste hinwegstreichen. Aber da war der Anblick doppelt traurig. In Ketten marschirten die Gefangenen, zu zweien hinter einander, den Bergwerken zu, und während die Lebenslust unwiderstehlich durch ihre Poren drang, führte sie ein herkulischer Aufseher hinab in die Tiefen der Erde, wo sie im Schweiße ihres Angesichts arbeiten mußten, nicht um zu erwerben, sondern — um zu sterben. Ach! die Tragödie des raffinirten Todes ist nirgends so herzbrechend und erschütternd, als in diesem Bergwerks-Infernum von Nertschinsk. Die Hand gräbt nach Gold, und der Gedanke fliegt sehnsüchtig aufwärts zum Tageslichte der Freiheit, während das Herz trostlos versiecht und der Leib lebendig verwest. Von Tomsk kann ein anschlägiger Bursche noch allenfalls entweichen. Erreicht er einen von den Flüssen, welche aus dem Innern des Landes zum Meer hinausstreben, oder führt ihn ein gütiges Geschick gen Osten an die schmale Behringsstraße, welche kamtschadalische Fischerboote behend durchschneiden, dann mag ihm vielleicht auf amerikanischem oder japanesischem Boden der Sonnenstrahl neuer Freiheit noch einmal winken. Bakunin, Gurowski und manches andere Opfer der moskowitischen Deportation sind entkommen, indem sie an den Flußufern wie an Ariadnefäden sich meerwärts forttappten. Aus den Bergwerken aber gibt es keine Flucht

und kein Entkommen, denn selbst die Gnade des weisen Czars reicht nicht bis in ihre Tiefen hinab.

Ich habe später, als Dmitrij längst gestorben war, in zahlreichen polnischen Memoiren geblättert, welche mit Schilderungen des sibirischen Exulantenlebens reichlich angefüllt waren. Sie bestätigten allesammt das entsetzliche Bild, zu dem mir der wunderliche Gewährsmann meiner Jugend die Farben geliehen. Und nun strenge ich nach Kräften meine Phantasie an, um in dieses Bild die neuen Töne hineinzufügen, welche der Palette einer andern Zeit entstammen.

In Tjumen und Irkutsk sitzt der Telegraphenbeamte und spricht in lapidaren Abbreviaturen mit London, Wien, Paris. Ueber die endlose Schneefläche fliegt mit ihren glühenden Augen die Locomotive, und westländische Reisende lugen durch die Waggonfenster hinaus in die Wüste, welche mit zwingender Gewalt die siegreiche Hand der Cultur ergriffen. Der Enkel des Bäuerleins, das dem flüchtigen Helden meines Dmitrij ein Obdach gewährte, zieht vielleicht als flotter Bursche von der Hochschule heimwärts, deren Facultäten sein hartes Hirn zur Herberge für philologische und medicinische Finessen gemacht haben. Was Wunder, daß dieser zauberhafte Wechsel die Bekenner der Metaphysik grausam zerstiebt! Wenn wieder hundert Jahre über diesen angeblich alternden Planeten dahingerauscht sind, dann ist Sibirien vielleicht gar ein gastliches Land. Die Cultur bringt ja nicht blos Licht, sondern auch Wärme in ihrem Gefolge mit.

Sie wird freilich den ganzen Mangel einer historischen Vergangenheit dem nachwachsenden Geschlechte der sibirischen Autochthonen nicht ersetzen können. Auf dieser kolossal gedehnten Länderplatte ruft kein Schlachtfeld nationale Erinnerungen wach, kein Denkstein erzählt den Nachgebornen von den Thaten ihrer Vorfahren, keine Volkssage zaubert aus längst verrauschten Tagen farbige Bilder herauf. Der Pfiff der Locomotive wird vorerst nur verwundert glotzende Menschen aus ihrer armseligen Strohhütte und entsetzte Wolfsrudel aus ihren Schlupfwinkeln aufscheuchen. Aber bald werden auch die jämmerlichen Marschcolonnen deportirter Unglücksmenschen verschwinden, an den Kreuzungspunkten des Bahntrains werden Ansiedelungen rühriger

Handelsleute aus dem Boden wachsen, und allgemach wird auch ein regeres Geistesleben sich einstellen, genährt und angefacht durch akademische Aussaat.

Europa streckt seine segenspendenden Hände in die unwirthliche Wildniß des asiatischen Kolosses hinüber und es wird sie schwerlich zurückziehen, bevor nicht ein menschenwürdiges Leben auch diese ausgeworfenen Posten der Civilisation in seinen Lichtkreis gebannt hat.

Anhang.

Figuren vom Tage.

Leontjeff.

Von einem alten deutschen Rechtslehrer stammt die etwas barocke Eintheilung der Publicisten in wahre oder echte und in Schein- oder Afterpublicisten. Zu jenen zählen die „wissenschaftlich gebildeten, recht- und wahrheitliebenden, furchtlosen"; zu diesen „die Routiniers, die Stegreif- und Gelegenheitspublicisten, die Pöbelpublicisten, die Hof- und Windpublicisten, welche knechtisch den Mantel nach dem Winde hängen und chamäleonartig die Farbe wechseln und welche von F. K. von Moser auch Galgenpublicisten genannt werden."

Es ist nicht zu leugnen, daß ein gutes Stück Wahrheit in dieser Eintheilung steckt, und wenn sie nicht ganz mehr zutrifft, so soll dem wackeren Klüber, dem sie gehört, daraus kein Vorwurf erwachsen. Er konnte natürlich keine Ahnung davon haben, daß einst, in nicht zu langer Zeit das gedruckte „Wort vom Tage" die mächtigste unter den Großmächten sein werde. Als er die publicistischen Wasser mit seinem philiströsen Dreizack nach den obigen Merkmalen schied, war das öffentliche Leben in Deutschland noch stumm, und als es zu erwachen begann, paßten seine Maßstäbe nicht mehr.

Sie passen nicht einmal auf russische Zustände mehr, seitdem sich im Czarenreiche das öffentliche Leben zu regen begonnen hat und selbst ein Nikolaus nicht umhin konnte, dem mittelmäßigen Universitätslehrer, aber hervorragenden Zeitungsredacteur Kattkoff

seine Reverenz zu machen. „Ich und Du," sagte Nikolaus zu Kattkoff, „sind die einzigen ehrlichen Leute in Rußland." Ganz stimmte dieses Leumundszeugniß nur auf denjenigen, der es ausstellte, wenngleich im beklagenswerthen Sinne; der Andere, nämlich Kattkoff, war zu ehrgeizig, um unter allen Umständen, und zu beschränkt, um gegen jede öffentliche Erscheinung gerecht zu sein. Er konnte deshalb auch nie zu den „Galgenpublicisten", aber auch nicht immer zu den „wahren und echten" gezählt werden.

Wie Pilze schossen seit der Katastrophe von Sebastopol die Journalisten und Literaten aus dem anscheinend spröden russischen Erdboden hervor. Und sie vermehren sich von Tag zu Tage, in wahrhaft geiler Ueppigkeit. Aber die Menge thut's nicht. Wissarion Belinsky, der Schöpfer und Ahn der heutigen russischen Publicistik, ist bisher nicht übertroffen, ja nicht einmal erreicht worden. Auf ihn paßte, wie auf keinen der Späteren, der „echte und wahre" Publicist der alten Klüber'schen Eintheilung. Und das wollte mehr bedeuten, als wenn heute nihilistische Schreier den Mund noch so voll nehmen; ja mehr, als die nun auch schon verblaßte Volksthümlichkeit Kattkoffs, der für ein Weilchen seine Feder gegen das Scepter des Czaren zu Felde führen durfte.

Wissarion Belinsky tauchte etwa gleichzeitig mit dem „Jungen Deutschland" aus der trüben Sumpfregion der nicolaitischen Epoche auf. Wie ein Irrlicht den Ersten, welche ihn bemerkten, seinen verführerischen Glanz entgegenstrahlend, wie ein Stern von magischer Helle, als er seinen festen Platz gefunden hatte. In der Moskauer Zeitschrift „Teleskop" rührte er, wenn ich nicht irre, zum erstenmal die Feder. Dann zog er an die Newa, um nach zehnjährigem literarischen Wirken an der Schwindsucht zu sterben. Er ist der „russische Lessing" genannt worden, von seinem Freunde Turgenjeff, wie mich bedünkt. Jedenfalls begründete er die Schule der Jungrussen, aus welcher Alexander Herzen, Panajeff, Botkin und Andere hervorgingen. Seine Bildung war lückenhaft; desto energischer sein Geist. Haben wir eine Nationalliteratur? fragte er seine Landsleute. Sie antworteten: Ja, wir haben Puschkin und Lermontoff, Shukoffsky und Sagoskin. Das sind keine nationalen Schriftsteller, replicirte Belinsky. Puschkin und Lermontoff nicht, weil sie keine Fühlung mit dem Volke

besitzen; Shukoffsky und seinesgleichen nicht, weil sie steife Akademiker und gespreizte Höflinge sind. Aber auch gegen die Moskauer Slavophilen machte er Front. Im Westen liegt unser Heil, rief er. Erfüllt Euch mit seiner Bildung und tragt sie dann unter das russische Volk, das sie aufnehmen und verarbeiten wird. Um gegen die drei feindlichen Heereslager, gegen die Aristokraten, die Akademiker, die Slavophilen gepanzert zu sein, ließ er sich von dem jungen Turgenjeff in die Hegel'sche und Schelling'sche Philosophie einführen. Um unbehindert von Censur und Polizei wirken zu können, verzichtete er auf die politische Schriftstellerei und lebte ausschließlich der literarisch-kritischen. Die nihilistischen Epigonen haben ihn mißverstanden; sie eigneten sich seinen Satz an, daß es keine russische Entwicklung, keine Freiheit, kein nationales Schriftthum gebe; aber sie escamotirten den anderen, daß man zu dem europäischen Westen in die Schule gehen müsse. Ihr wüstes Treiben, in der späteren russischen Publicistik eine Weile maßgebend, soweit die Hand der Censur ihnen die Zügel frei ließ, hat es verschuldet, daß die Spuren des „russischen Lessing" von den Moskauer Ultraslaven zertreten wurden, die gegenwärtig im Geistesleben Rußlands am Steuer sitzen.

Wissarion Belinsky ward schier vergessen, weil sein Gedächtniß von cynischen Gassenbuben mißbraucht wurde. Er hätte, länger wirkend, die Brücke zwischen Ost und West gefunden. Als er fünf Jahre im Grabe lag, nahmen die grundsätzlichen Gegner seiner Lehre, die sogenannten Moskauer, die Führung. Kattkoff und Leontjeff wurden die Leitsterne des russischen Geisteslebens, obgleich sie nicht werth gewesen wären, Belinsky die Schuhriemen zu lösen. Kattkoff noch weniger als Leontjeff.

Wenn man von Kattkoff sprach — und man sprach bekanntlich durch eine geraume Weile sehr viel von ihm in Europa — so unterließ man es niemals, auch seines Freundes und Genossen, Paul Michailowitsch Leontjeff, zu gedenken. Die beiden waren sozusagen die siamesischen Zwillinge der jüngsten publicistischen Aera in Rußland, an deren Spitze sie durch etliche Jahre mit unbestrittener Autorität einherschritten.

Das möchte zwar an sich nicht eben viel bedeuten, denn die russischen Publicisten reden die unverfälschte Sprache ihres Herzens

und Kopfes nur außerhalb der Grenzpfähle ihres Heimathlandes; innerhalb derselben pfeifen sie zumeist blos die Melodien nach, welche ihnen in den Petersburger Ministerhotels vorgepfiffen werden. Wenn einmal wirklich eine russische „Glocke“ von der Stimmgabel der famosen dritten Abtheilung sich befreien will, so muß sie — siehe Alexander Herzen! — vom Auslande her über Weichsel und Niemen herüberläuten; und versucht es ausnahmsweise ein eingeborner poetischer Genius, die Zustände des Heiligen Czarats zu schildern wie sie sind, und nicht, wie sie unter dem officiellen Gesichtswinkel der gestrengen Censur sich allergehorsamst zu präsentiren haben, so thut er gleichfalls gut daran, in eine Villa von Baden-Baden oder sonstwohin „weit vom Schuß“ sich zu exiliren, denn — Rußland verträgt vorläufig noch nicht die Wahrheit.

Das einzige „freie Wort“, welches von Kamtschadka bis Eydtkuhnen geduldet und mit Wohlgefallen vernommen wird, ist das von stereotypem Achselzucken begleitete: „Nie znaju“ der drolligen Marionette, welche man in Rußland „Tschinownik“ nennt.

„Nie znaju“ (ich weiß nicht). Kommt der Executor zum Bäuerlein, um demselben die letzte Kuh zu pfänden, so erwiedert er die Frage nach dem Grunde seines Verfahrens mit dem mechanischen „Nie znaju“. Holt der Soldat einen Studenten aus dem Bette, um ihn auf die erste Station nach Sibirien zu befördern, so zuckt er auf das ängstliche Wohin des Opfers sein räthselhaftes „Nie znaju“. Da macht sich denn das Volk die Antwort selber, und sie fällt, wie man sich denken kann, herzlich bitter aus; sie lautet: „Der Himmel ist hoch und der Czar ist weit.“

Und daran haben einstweilen weder die Aufhebung der Leibeigenschaft, noch die zahlreichen Eisenbahnen, noch endlich die allgemeine Wehrpflicht etwas Erkleckliches geändert; der Czar ist noch immer weit, und der Tschinownik brummt noch immer sein „Nie znaju“ in den struppigen Bart.

Wer die Embryologie der öffentlichen Meinung in Rußland studiren will, der muß sich diese Beziehung zwischen dem „Ich weiß nicht“ des Beamten und dem „Der Czar ist weit“ des Volkes gegenwärtig halten, und er wird sogleich verstehen, was es mit der russischen Presse auf sich hat. Wo eine öffentliche Meinung

vorerst nur zum Hören, nicht zum Reden vorhanden ist, da gibt es auch keine unabhängige Presse, und im Grunde genommen predigen Golos oder Birzewija Wiedomosti in jedem Artikel blos das gewohnte: „Nie znaju“ und überlassen den Rest dem entsprechenden Minister, dessen willfähriges Sprachrohr sie sind.

Die Firma Kattkoff-Leontjeff aber, oder deutlicher gesprochen, die von ihr zu entscheidendem Einflusse erhobene Moskauer Zeitung machte ein Jahrzehnt hindurch eine merkwürdige Ausnahme von der allgemeinen Regel. Sie theilte sich wirklich mit dem Czar in die Herrschaft über Rußland und sank erst auf das Niveau hinab, als man eines Tages in dem Hotel an der Petersburger Sängerbrücke den Muth fand, den beiden Publicisten am Strande der Moskwa eine kurzangebundene Verwarnung zu ertheilen. Das war im Jahre 1871. Man entsinnt sich noch, welches Aufsehen und Kopfschütteln diese Maßregel in allen russischen Gesellschaftskreisen hervorrief. Kattkoff verwarnt! Das hätte man zu Nicolaus' Zeiten sich nicht träumen lassen, und auch der alte Gortschakoff wäre noch im Jahre 1865 um keinen Preis zu bestimmen gewesen, seinen Respect vor dem Moskauer Professor in so demonstrativer Weise zu verleugnen.

Aber die Zeiten ändern sich, zumal durch ein so verhängnißvolles Jahr, wie es das siebzigste unseres Säculums gewesen, das nicht blos Louis Napoleon und seine saubern Creaturen, sondern auch die panslavistische Idee und deren fanatische Bekenner für eine Spanne Zeit über den Haufen warf. Es war ein wunderliches Spiel der Verhältnisse, als kurz nach dem deutsch-französischen Kriege der Thronfolger des Deutschen Reiches während eines Aufenthaltes in der Kreml-Stadt auch dem von Leontjeff geleiteten Lyceum einen Besuch abstattete und bei dieser Gelegenheit von dem Dioskurenpaare der Moskauer Zeitung mit überschwenglichen Reden begrüßt wurde. Wiederum schüttelten die Altrussen befremdet ihre Köpfe; sie wiesen seitdem, wenn von Kattkoff die Rede war, mit jenem bezeichnenden Gestus auf die Stirne, als ob sie sagen wollten: es ist bei ihm da oben nicht mehr richtig. Es laut auszusprechen wagten sie jedoch noch immer nicht, denn sein Kopf war ja durch ein Jahrzehnt der ihrige gewesen. Am Ende nahm Frau Fama die verwegene Botschaft auf sich und zischelte eines Tages der Welt in die Ohren,

daß Kattkoff verrückt geworden sei. Ein Wunder wär's nicht gewesen, denn man wandelt nicht ungestraft unter Palmen, will sagen, man ringt nicht umsonst mit einem Czaren um die Herrschaft in Rußland. Aber Fama hatte dennoch, wie so oft, gelogen. Nicht Kattkoff, sondern sein Bruder war irrsinnig geworden, der nämliche, welcher später auf den greisen Leontjeff ein Attentat verübte und sich sodann am Fensterpfosten seiner Gefängnißzelle eigenhändig erhenkte.

Der arme Leontjeff ist vielleicht an den Folgen dieses Schrecks gestorben, denn er war im Grunde eine zaghafte Seele und an rücksichtsloser Beredtsamkeit seinem Collegen bei Weitem nicht ebenbürtig. Dafür aber besaß er ein ungleich ausgebreiteteres Wissen und stellte den eigentlichen Gelehrten der Moskauer Zeitung dar. Aus seiner Feder stammten die staatswirthschaftlichen und die pädagogischen Artikel. Die ersteren sind eitel Makulatur, die letzteren aber haben eine tiefe Wirkung geübt, denn sie brachten es zuwege, daß die gegenwärtig allerorten umstrittene Frage über den Vorrang des Gymnasiums vor der Realschule in Rußland zu Gunsten des ersteren entschieden wurde. Daher kam es auch, daß Leontjeff in den letzten Jahren seines Lebens den fanfaronnirenden Kattkoff an Volksthümlichkeit bei Weitem überflügelte und den Nimbus der gemeinsamen Firma, welchen jener auf politischem Gebiete nicht mehr zu retten vermochte, in dem engeren Bereiche der Erziehungswissenschaft nothdürftig aufrechthielt.

Der schwächliche Herr las sein Colleg an der Moskauer Hochschule nur mehr wie ein Automat; blos wenn er dem Altrussenthum einen Hymnus sang, ward er feurig und wortreich. Dann setzte es aber auch witzige Hiebe auf die Neuerer, und die abgedroschenen Anekdoten des Professorenhumors, bald mehr bald minder angebracht, feierten in seinem zahnlosen Munde ihre Wiederauferstehung. Solche altrussische Satyre ist von wunderlicher Beschränktheit; sie klebt am Hergebrachten mit der Todesangst eines Schaffot-Candidaten und lästert alles Neue mit grimmem Fanatismus. Wer sich widersetzt, ist kurzweg ein „Durak“ (Lump) oder ein „Chachol“, welches Prädicat nicht viel Anderes bedeutet, als das biedere deutsche „Esel“, und gehört, wenn es mit rechten, das heißt altrussischen Dingen zu-

ginge, in eine Kibitka, deren Reiseroute unmittelbar nach Nertschinsk führt.

Von ähnlicher Beschaffenheit war auch der publicistische Ideenkreis, in welchem Leontjeff sich bewegte, und man kann sich beiläufig denken, welcher Art die staatswirthschaftlichen Anschauungen waren, die seine Feder in der Moskauer Zeitung entwickelte.

Wenn aber heute das ehedem herrschende Blatt zu einem provinziellen Organe herabgesunken ist, so muß man dies nicht der publicistischen Unfähigkeit seiner Herausgeber, sondern den veränderten Zeitläuften zuschreiben. Ein schlauerer Patron als Kattkoff hat vielleicht niemals politische Artikel geschrieben. Auch er ist Professor, und zwar trotz seiner sehr problematischen Gelehrsamkeit ein ehedem angestaunter Professor, dessen Hörsaal vor zwanzig Jahren die Menge von wißbegierigen Schülern nicht fassen konnte, die sich um sein Katheder zusammendrängten.

Seltsamerweise waren es anfänglich zumeist die polnischen Studenten, die zu dem Quell seiner Weisheit mit besonderer Vorliebe pilgerten. Wenn man bedenkt, daß im Jahre 1863 Kattkoff mit seiner Feder nicht mindere Grausamkeiten wider die Polen verübte, als es Murawjeff in Wilna mit Schwert und Galgen that, so möchte man sich hierüber gerechtermaßen verwundern. Aber genauer besehn, ist diese Wandlung für den immerhin merkwürdigen Mann durchaus charakteristisch. Er hat nämlich niemals mit eigenen Ideen gearbeitet, sondern stets nur durch geschickte Benützung fremder Gedanken sein publicistisches Ansehen zu erhalten verstanden. Der Metropolit von Moskau nannte ihn schon im Jahre 1845 Rußlands Messias; die Hyperbel trug aber, vielleicht mit Absicht, eine falsche Adresse; denn da Kattkoff sich glatt wie ein Aal dem ehrgeizigen Nicolaus anzuschmiegen und dessen Herrschaftsträume nach Kräften anzufachen wußte, so sollte jenes überschwengliche Compliment wohl nur dem publicistischen Professor gesagt, aber für den Czar gemeint sein.

Der Letztere war um und um der Typus eines altrussischen Panslavisten; Rußland war ihm zu klein, und das Wenigste, was sein despotischer Sinn anstrebte, konnte nur ein Thron sein, um welchen Alles, was einen slavischen Laut in seiner Kehle führte, sich

zusammenschaaren sollte. So lange er noch die Hoffnung hegen konnte, daß die Polen sich endlich willig unter den Schatten des Czarenthrons begeben würden, so lange kokettirte auch Kattkoff mit den unglückseligen Opfern der Staatsraison, welche bei Praga und Ostrolenka das Feld behauptet hatte; ja, der Professor ließ sich sogar herbei, an dem offenen Grabe eines seiner polnischen Collegen eine weithin vernehmliche Leichenrede zu halten, welche zwar nicht „ad bestias“, aber zweifelsohne nach Wilna, Warschau und Krakau gerichtet war. Man beherzigte sein Pathos so wenig, als man sich durch Knute und sibirisches Wohlleben zur russischen Glückseligkeit bekehren lassen mochte. Nicolaus starb inzwischen, aber die panslavistische Illusion lebte fort; da Alexander ihr den Rücken kehrte, so schlich sie sich an den Großfürsten-Thronfolger heran, um dessen Seele zu umgarnen. Allein im Jahre 1863 ward es offenbar, daß Polen ein Stein des Anstoßes sei für die allslavische Idee; Gortschakoff konnte es mit Händen greifen und Kattkoff nicht minder, und da sie Beide Altrussen sans phrase waren, so geriethen sie ob dieser Wahrnehmung in einen convulsivischen Zorn. Der Staatsmann band seinen Bluthund Murawjeff los, um die Widerhaarigen auszurotten, indessen der Publicist die schwarzen Teufel seiner giftigen Feder entfesselte, um sie über die ohnehin schon umherfliegenden Fetzen des polnischen Volksthums daher fahren zu lassen.

Diese Wahlverwandtschaft zwischen Gortschakoff und Kattkoff bewirkte es, daß die Autorität des Letztern noch fortdauerte und sich erhielt, als bereits die Reformbestrebungen Alexanders längst lebendige Form angenommen hatten. In Gortschakoff, sagte einst ein auswärtiger Staatsmann, stecken zehn Kattkoffs, aber sie haben sich in der Welt umgethan und Witz gelernt, während der Moskauer Stockrusse an dem Testament Peters des Großen hängen geblieben ist. Es ist durchaus nicht zu viel gewagt, wenn man behauptet, daß Petersburg sich eine ganze Weile vor Moskau, der Eispalast vor dem Redactions-Bureau der Moskauer Zeitung fürchtete. Was nur von fern einer Verleugnung altrussischer Ueberlieferungen ähnlich sah, das zitterte man an der Newa ins Werk zu setzen, weil man vor dem Echo an der Moskwa zagte. Demagogie und Reaction berühren einander, die eine arbeitet der andern in die Hand. Kattkoff ist ein

lebendiges Beispiel für diese Erfahrung. Niemand verstand so wie er, mit dem altrussischen Nationalgefühl zu rechnen, es zu reizen und den Aberglauben des niedern Volkes für reactionäre Zwecke auszubeuten.

Aber die Weltgeschichte wird schließlich auch mit einem solchen „wunderlichen Heiligen" fertig; sie schreitet über ihn hinweg, und er bleibt rückwärts liegen wie ein verwitterter erratischer Block, der sich aus einer überwundenen geologischen Periode in die gegenwärtige verirrt hat. Nicht Gortschakoff noch Alexander haben den allmächtigen Redacteur der Moskauer Zeitung von seinem Piedestal gestürzt, sondern der wechselnde Geist der Ereignisse that es. Die Münzen wurden entwerthet, welche Kattkoff aus seinem Fenster hinaus unter das jubelnde Volk geworfen hatte, und andere hatte er nicht zu verschenken. Wenn der nicolaitische Traum von dem Wehen des Czarenbanners auf den Kuppeln der Hagia Sophia zerronnen, wenn das panslavistische Gaukelspiel zerstört war — was hatte dann Kattkoff den armen stockrussischen Hänflingen, welche zu ihm ehedem gewallfahrtet waren, wie zu dem wunderthätigen Bilde einer Heiligen, was hatte Kattkoff den Hungrigen noch zu bieten? Zu alt, um in modernen Sätteln gerecht zu werden, versuchte er es gleichwohl, sich an die neue europäische Ordnung zu gewöhnen; er lobte sogar — und das will für einen Panslavisten viel besagen — die Deutschen und stemmte sich nicht wider die Anlehnung an Deutschland und Oesterreich, trotzdem dieselbe ebenfalls ein Dogma des Altrussenthums zerstörte.

Aber er that dies so plump und ungeschickt, daß der innere Widerwille heraus zu lesen war, und so unconsequent, daß er heute dem Fürsten Bismarck eine Huldigung darbrachte und morgen dem Czar ein herzliches „Empressement" für Frankreich dringend anempfahl. Dieses politische Umhertaumeln ohne Ziel und Tendenz brachte ihn auch bei seinen altrussischen Prätorianern um seinen Glauben, während es ihm gleichzeitig noch verschiedentliche Verwarnungen von der Staatsbehörde zuzog. Kurz und gut, er war seit dem Jahre 1871 bankbrüchig, und der alte Leontjeff hatte für seine Passiven mit einzustehen. Die frühere Kundschaft der Firma Kattkoff-Leontjeff hatte sich inzwischen aber völlig verloren, zum guten

Theile, um der „Giovine Russia“ in die Arme zu rennen, welche von der Moskauer Zeitung mit Haß, Wuth und Denunciation bekämpft worden war.

Die Nachrede auf P. M. Leontjeff wird unversehens zum Todtengerichte über den noch lebenden Kattkoff. Man kann eben von dem Einen nicht sprechen, ohne des Andern zu gedenken. Lebt denn aber Kattkoff wirklich noch? Man sagt es. Es kann Einer leben und dennoch todt sein. Und das ist schlimmer als begraben sein. Seitdem Leontjeff gestorben, hört man kein Wörtlein mehr in Rußland von Kattkoff. Sic transit gloria mundi.

Bakunin.

Er war dem Despotismus entsprungen, um der Revolution zu dienen. Er liebte die Freiheit und begehrte die Anarchie. Was er unter der Gemeinsamkeit der menschlichen Gesellschaft begriff, war ein wüstes Durcheinander aller Besitz- und Eigenthumsverhältnisse, eine elementare Auflösung von Familie und Ehe, und sein Ideal des Staates war das Chaos. Deshalb geschah es, daß seine vertrautesten Freunde allmälig an ihm irre wurden, daß Alexander Herzen, Guiseppe Mazzini, Georg Herwegh und Arnold Ruge sich von ihm lossagten und die „Internationale“ selbst ihn sammt seinen beiden Genossen Schwitzgübel und Guillaume auf dem Haager Congresse des Jahres 1872 ächtete.

So ist Michael Bakunin als ein einsamer und schier verschollener Mann nach dreißigjährigen Abenteuern seltsamster Art zu Bern in die Grube gefahren, um den Ruhm betrogen, der sich einst an seinen jugendlichen Namen geheftet hatte, weil im Alter die Wildheit seines slavischen Naturells in wüsten Eigensinn ausgeartet war und jeder Einordnung in bestehende Verhältnisse unbändig widerstrebt hatte.

In freien Schweizerboden versenkt — das ist, Alles in Allem genommen, die einzige Errungenschaft, welche ihm der lange Jammer von Flucht und Exil eintrug, spärlich genug für einen ruhelosen Irrfahrer, um dessen Wiege Leibeigene gestanden, Knuten geschwirrt und Ketten gerasselt, dessen Leben ein halbes Dutzend Todesurtheile be-

droht hatten, und unsäglich wenig unter dem deutschen Maßstabe, welchem nicht die beharrliche Verneinung, sondern der schöpferische Funke, nicht der Zerstörungsdrang, sondern die Lust am Bauen und Aufrichten, nicht endlich die ungebändigte Begehrlichkeit, sondern die Mäßigung der Selbsterkenntniß als verdienstlich und rühmenswerth gelten.

Die Zeitgenossen haben von diesem revolutionären Sonderling oft genug Act nehmen müssen, denn gleich einem allgegenwärtigen Gespenste stand er stets voran, wo immer eine Barrikade aus dem Boden wuchs, eine Conspiration ihre geheimen Fäden enthüllte. Für die Erinnerung der Nachwelt aber würde es vollauf genügen, wenn über seinem Grabe auf schmucklosem Steine die Inschrift stände:

Michael Bakunin,
geboren zu Torschok in Rußland im Jahre 1814,
gestorben zu Bern am 3. Juli 1876,

und darunter das goldene Wort unseres Dichterfürsten:

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Manne erzitt're nicht!

Wie der Zickzackschritt dieses unheimlichen Menschendaseins sich vollzog, von der Zertrümmerung moskowitischer Ketten bis zum revolutionären Landsknechtsthum und dem communistischen Wahnwitz — im wirklichen Sinne eine Weltumseglung, von den Schrecken der Reaction über Continente und Meere gepeitscht — das ist ein lehrsames Capitel nicht blos für den Historiker und Völkerpsychologen, sondern mehr vielleicht noch für die pathologische Betrachtung. Denn als das Ergebniß einer krankhaften Verirrung stellt sich Bakunins Leben dar, von dem ersten Sprunge aus dem heimischen Gewahrsam in den deutschen Hegelianismus, aus dem politischen und socialen Kerker seines Vaterlandes in die luftigen Abstractionen germanischer Philosophie. Zwischen die denkbar schroffsten Gegensätze jäh hineingeschleudert, verliert die leidenschaftliche Seele das Gleichgewicht, taumelt, wie von ungewohntem Lichte geblendet, von Exceß zu Exceß, bis der crasseste Nihilismus von ihr Beschlag nimmt.

Alle menschlichen Irrungen lassen sich in letzter Linie auf irgend ein kleinliches Motiv zurückführen. Eine persönliche Chicane ist es,

welche Michael Bakunin, den aristokratischen Zögling der Petersburger Artillerieschule, von seiner ursprünglichen Bahn ablenkte. Er hat fleißig gelesen und gelernt, um das Patent eines Garde-Officiers zu erwerben; sie haben ihn aber trotz glänzend bestandener Prüfung und überraschender Studienerfolge kurzer Hand unter die Feld-Artillerie gesteckt. Das ist ihm in das widerspenstige Blut gefahren, und eines Tages hat er plötzlich Dienst und Heimath verlassen, ist nach Berlin ausgewandert und kopfüber zu den radicalsten Jüngern der Hegel'schen Lehre, zu den Linksten der Linken, hinabgetaucht. Arnold Ruge und Max Stirner haben ihn zwischen sich genommen, der Eine, um ihn mit den philosophischen, der Andere, um ihn mit den socialistischen Consequenzen des herrschenden Gedankensystems vertraut zu machen, und der junge Moskowiter ist nicht blos mit gelehriger Energie ihrer Unterweisung gefolgt, er hat bald auch selbst die Feder zur Hand genommen und, hinter dem Autornamen Jules Elysard versteckt, seine robuste Art, die Erscheinungen zu durchdringen, in den „Deutschen Jahrbüchern" zur Geltung gebracht. „Die Reaction in Deutschland" bildete das Thema, dem er schriftstellerisch beizukommen trachtete. Nebelhaft zu grübeln und über die Idee der Geschichte zu raisonniren, ist seine Sache nicht; er schießt mit slavischem Ungestüm auf die Dinge los und übersetzt sich seinen Hegel ins Politische, oberflächlich und in ungelenker Form, aber mit der plumpen Unerschrockenheit eines Autodidakten.

Das künftige Rußland erscheint ihm als ein ungeheurer revolutionärer Herd, und bei Zeiten mahnt er die Jugend seiner Heimath, sich mit den revolutionären Polen vertraut zu machen, auf daß von der Weichsel bis zum Ural die Flamme des Mißvergnügens sich zu einem einzigen großen Feuerbrand entfache.

Damals schon ist Alexander Herzen ihm nahegetreten, aber auch die russische Spionage schnüffelte die Identität zwischen Michael Bakunin und Jules Elysard ohne große Schwierigkeiten aus. Während er in Dresden mit Ruge disputirte, forderte ihn das Petersburger Gouvernement kategorisch auf, in die Heimath zurückzukehren, und da er diesen wohlwollenden Ruf, hinter welchem die „Verschickung" nach Sibirien lauerte, begreiflicherweise überhörte, so ward über ihn von der nicolaitischen Polizei die Verbannung ausgesprochen. Das war

gleichbedeutend mit einem Steckbriefe, welcher auch in Dresden respectirt wurde.

So flüchtete denn Bakunin nach Paris unter die Mißvergnügten und Exulanten aller Zungen, welche an der Seine zu einer beträchtlichen Colonie sich vereinigt hatten. Ein revolutionärer Vortrag machte ihn schnell bekannt, und Barbès, Blanqui, Raspail suchten seinen Verkehr. Er verstand lebhaft zu sprechen und bei aller Ernsthaftigkeit mit wahrhaft verblüffender Naivetät die tiefsten Gedanken anzufassen; daß er nebenbei in Geldsachen sich mit angeborener slavischer Leichtfertigkeit über alle Skrupel hinwegsetzen konnte, entliehene Beträge niemals zurückstellte, geborgte Bücher auf Nimmerwiedersehen zum Antiquar trug und jederzeit bereit war, auf fremde Kosten zu leben, ohne je von dem Triebe der Dankbarkeit geplagt zu werden, sah man als interessante Eigenthümlichkeit seiner Individualität an, wie man auch gutmüthig beide Augen zudrückte, um die äußerliche Vernachlässigung nicht zu gewahren, deren Spuren der langhaarige Fremde mit einer gewissen Koketterie an allen Gewändern trug.

Aber auch die Spione des Czars hatten sich neuerlich an seine Fersen geheftet, und ehe er sich's versah, war seine Auslieferung von Louis Philipp's Staatsmännern begehrt. Man zauderte, ihn herauszugeben, bis die Februar-Revolution ausbrach und vorläufig noch das sibirische Geschick von seinem Haupte fernhielt.

Aber schon war sein Verhängniß im Rollen. Da er die Heimath für immer verloren hatte, so galt es ihm einerlei, wo er dem Geist des Mißvergnügens und der Auflehnung sich als Werkzeug anbot. Bei den Regierungen Europa's gab es für ihn keinen Schutz; der Arm des Czars Nicolaus reichte über den gesammten Welttheil, nur der Canal setzte ihm eine Grenze. Doch das britische Volk revoltirte nicht, und nur wo der Aufruhr wüthete, sah sich Bakunin am Platze. Er ging zum Slavencongresse nach Prag; der Sieg der Reaction vertrieb ihn; er flüchtete, von russischen und österreichischen Steckbriefen verfolgt, nach Dresden und leitete den Mai-Aufstand; die preußischen Truppen verjagten ihn. Wie ein Wild von den Netzen des Weidmanns umstellt, irrte er durch das sächsische Voigtland. Aber in Chemnitz erkannte man ihn, verurtheilte ihn zum

Tode, um ihn nach erfolgter Begnadigung an Oesterreich auszuliefern. Hier begann das hochnothpeinliche Verfahren von Neuem; Verurtheilung zum Tode durch den Strang, Begnadigung zu lebenslänglicher Haft, Auslieferung an Rußland.

Sein Untergang schien besiegelt. Vier Jahre kauerte er in den Petersburger Casematten, dann fünf in der Festung Schlüsselburg am Ladogasee, um schließlich nach Ostsibirien deportirt zu werden. Keine Kunde vom Krimkriege und dessen vernichtenden Folgen war in seinen Kerker gedrungen, und auch von dem Tode seines erbittertsten Feindes, des Czars Nicolaus, hatte er keine Kenntniß empfangen. Dennoch sollte gerade der Regierungswechsel für ihn bedeutungsvoll werden. Selbst in Sibirien wehte seit der Katastrophe von Sebastopol eine mildere Luft. Als er, nach mehr denn halbjährigen Reisequalen in Schnee und Eis und unter dem mangelhaften Nothdache der Kibitka, an seinen Bestimmungsort kam, empfing ihn der Gouverneur, General Korssakoff, mit achtungsvoller Theilnahme, ließ ihm mancherlei Milderungen angedeihen, und gestattete ihm sogar unter Abnahme des Ehrenworts, ungehindert im Amurgebiete umherzustreifen. Dieses Ehrenwort hat Bakunin gebrochen. Denn unter unsäglichen Gefahren irrte er zu Fuß den gewaltigen Strom entlang, bis er den Strand des Meeres erreichte, und rettete sich auf ein amerikanisches Schiff, welches ihn über Japan nach San Francisco und in die Freiheit steuerte.

Damals — im Jahre 1861 — war Michael Bakunin für eine Weile der populärste Mann der Welt; man sah ihm den Treubruch nach, welchen er verschuldet hatte, und redete in den überschwenglichsten Ausdrücken von seiner Flucht, die schier ein completes Märchen war. Ich erinnere mich, daß ich, noch auf den Bänken des Gymnasiums sitzend, tagelang vor dem geöffneten Atlas hockte und mit dem Finger der Route folgte, auf welcher der kühne Mann aus seinem schauerlichen Exil entkommen war. Durch acht Wochen war er, wie englische Berichte mit malerischer Breite erzählten, in Schnee und Eis vorwärts gewatet, immer dem mächtigen Strome nach, dessen Wellen seinen ermüdeten Augen meerwärts voranrollten; die Nächte hatte er, von Bären und Wölfen umkreist, an den kahlen Uferhängen zugebracht und nur hie und da in irgend einer verlornen

Hütte eines mitleidigen Landmannes seinen Hunger gestillt, bis endlich die grenzenlose Oede des Eismeeres ihn melancholisch grüßte. Thalatta! Thalatta! Dann war dem bänglich Spähenden ein Segel, glücklicherweise ein amerikanisches, in Sicht gekommen, und er hatte sich im Kielraume des Schiffes geborgen, bis die Behringsstraße durchschnitten war. Es war sicherlich nicht wenig Ueberschwang in diesen Berichten, die er, ein ohnehin prahlerisches Naturell, ganz gewiß mit der ihm eigenen Fähigkeit zur Mise en scène inspirirt hatte. Aber wenn selbst die Hälfte dessen, was erzählt wurde, der Wahrheit ähnlich sah, so blieb noch Anlaß genug zum Staunen vorhanden. Er war bis dahin überhaupt vielleicht der Erste, welchem die Flucht aus dem ostsibirischen Exil gelungen war.

Ein Jubel sondermaßen begrüßte ihn, als er, ein verkörpertes Wunder, von San Francisco in London eintraf, um seinen Freund Herzen in der Redaction des kürzlich begründeten „Kolokol" (Glocke) zu unterstützen. John Bull hat ein Verständniß für derlei fabulöse Abenteuer, und sein altgewohnter Haß wider den moscowitischen Staatskoloß ließ ihn gleichgültig über den sittlichen Defect hinwegsehn, mit welchem Bakunin sich Flucht und Rettung erkauft hatte. Die Art aber, wie der der Freiheit so wundersam Gewonnene nunmehr in die publicistische Bahn taumelte, war schließlich doch auch dem unerschütterlichsten britischen Spleen verdächtig. Alexander Herzen war schwach an Willen und als Politiker keineswegs stichfest; er hatte den „Kolokol" ins Leben gerufen, um der russischen Emigration einen Mittelpunkt zu schaffen und in das absolutistische System seiner heimathlichen Regierung von Außen her Bresche zu legen; der grobe Nihilismus aber, welchem das Bestehende verhaßt war, gleichviel, ob es existenzwerth oder verwerflich schien, diese Monomanie des Umsturzes lag außerhalb seines Programms. Er bemängelte die Reformversuche Alexanders und traf nicht selten deren Schwächen; er bekämpfte die Halbschlächtigkeit der Emancipations-Arbeit und fand häufig die Wahrheit; doch die Ersetzung des Reformgedankens durch den Revolutions-Gedanken zu begehren, war dem elementaren Ungestüm Bakunins vorbehalten, welcher in der That bald den „Kolokol" allein beherrschte. Herzen schüttelte den Kopf, aber er ließ den Wilden gewähren. Die ungeheure Volksthümlichkeit des Kolokol in dem näm-

lichen Rußland, das ihm ängstlich wie einer Pest seine Grenzen versperrte, vertrug aber die Bakunin'sche Rohheit nicht; sie zerrann allmälig. Mit socialistischen und communistischen Hirngespinnsten war weder dem Muschik, noch dem Popen, weder dem in die Freiheit hinausgestoßenen Leibeigenen, noch dem antidynastischen Edelmann gedient. Die Altrussen haßten den Abenteurer, weil er das Vaterland preisgegeben hatte, die Militär- und Bureaukratenkreise belächelten seine literarischen Excesse; die Jugend pries ihn als nihilistisches Vorbild, ohne ihn zu verstehen. Bakunin hatte zehn Jahre außerhalb der Welt gelebt, in den Casematten von Petersburg und Schlüsselburg, in der menschenleeren Einöde Ostsibiriens. Dort war ihm unter fruchtlosem Brüten über den vormärzlichen Idolen das Verständniß der Wirklichkeit abhanden gekommen, ein Verständniß für ruhige historische Entwickelungen hat er ohnehin nie besessen. Und nun erschien er plötzlich, wie ein Fremder, oder richtiger noch wie ein Gespenst inmitten des fluthenden Lebens, mit weithindröhnender Stimme verlangend, daß in Rußland die monarchische Regierungsform und die griechisch-orthodoxe Kirche abgeschafft, das Eigenthum vernichtet und aus Europa eine socialistische Föderativ-Republik unter der Hegemonie des Slaventhums construirt werde.

Allzuscharf macht schartig. Mit der sehr begründeten Auflehnung wider das moskowitische Regierungssystem hatte der „Kolokol" sich zu einer ungeheuren Macht aufgeschwungen, vor welcher die Petersburger Staatslenker bis ins Mark erzitterten; aber als derselbe, von Bakunin beeinflußt, dem tatarischen Muschik den Atheismus mundgerecht und communistische Grundsätze geläufig zu machen sich unterfing, da war es um seine Autorität geschehen.

Auf Bakunins Andenken lastet der schwere Vorwurf, daß sein roher Fanatismus der Civilisation eine scharfe Waffe stumpfte, welche anfangs unerbitlich dem Petersburger Despotismus ins Fleisch geschnitten hatte. Man kann die gefährlichsten Uebertreibungen belächeln, so lange sie nicht über die Sphäre der Persönlichkeit, welche sie verübt, hinausreichen; aber sie sind verdammlich, sobald sie gemeinschädlich werden, und dies war Bakunins Fall.

Die sinnlosen Uebertreibungen dieses Allerwelts-Revolutionärs waren an und für sich blos lächerlich, und wenn man der Leiden

und Verfolgungen gedachte, welche er ehedem erfahren hatte, sogar bis zu einem gewissen Grade entschuldbar. Daß der Slave sich an Hegel versündigte, mochte man begreiflich finden; diese Art der Geschichts-Philosophie ist kaum für deutsche Mägen verdaulich, geschweige für russische. Einen David Strauß mußte sie eben anders befruchten, als einen Michael Bakunin. Hinwiederum schien der elementare Befreiungsdrang, der allen Barrikaden auf dem Continente nachpilgerte, zwar in seiner Universalität einigermaßen grotesk, aber nach der Seite seiner todtverachtenden Tapferkeit nichts weniger als geringhältig. Die Selbstzerstörung jedoch, welche in den letzten Jahrgängen des „Kolokol" ihre Orgien feierte, war geradezu verbrecherisch, denn sie befreite die russische Despotie von ihrem gefährlichsten Gegner.

Es mag in den Tagen, in welchen die nationale Idee noch nicht den Kosmopolitismus überwunden hatte, eine wenig verwunderliche Thatsache gewesen sein, daß Bakunin, der Russe, die ganze Welt zum Kampfe wider sein eigenes Vaterland hetzte und im Jahre 1863 sogar selbst, mit komödiantischem Geräusche, an der Spitze einer bunt zusammengewürfelten Abenteurerschaar in Stockholm aufmarschirte, um von dort aus die Ostseeprovinzen zu unterwühlen und den polnischen Insurgenten vom Norden her zu Hilfe zu kommen. Wir Jüngeren haben für derlei Felonien weder ein Verständniß, noch einen Maßstab. Eine Freiheit ohne Vaterland dünkt uns nicht minder beklagenswerth, als ein Vaterland ohne Freiheit, und den Verrath an der einen, verachten wir mit derselben Stärke wie die Treulosigkeit gegen das andere. Gewiß, es war ein harter Schicksalsspruch, das nicolaitische Rußland seine Heimath nennen zu müssen und die besten Jugenderinnerungen von den Ueberlieferungen des Kantschu und den Jammerbildern „Todter Seelen" nicht trennen zu können. Aber daß solch ein Schicksal von den Pflichten des Patriotismus entbinde, war eine Theorie, welche eben nur dem Nihilismus die Wege bahnen konnte und jener gewissenlosen socialistischen Propaganda, deren Brutstätte die rothe und schwarze „Internationale" ist.

Bakunin war in seinen Anfängen politischer Revolutionär und als solcher zum mindesten nicht verdammlich. Es ist freilich nicht Jedermanns Sache, für die Volksfreiheit Landsknechtsdienste zu ver-

richten, heute in Spanien, Belgien, Frankreich, morgen in Sachsen, Oesterreich, Italien. Aber da eine Gemeinsamkeit der Freiheitsbestrebungen gewiß besteht und deren Erfolge in dem einen Lande allen übrigen Ländern zu statten kommen, so ist immerhin die Verdienstlichkeit eines solchen Thuns nicht unbedingt zu bestreiten. In seinen alten Tagen aber sprang Bakunin zu den wüsten Doctrinen der socialistischen Revolution über, und von da an ward er, wohin er kam, zum Enfant terrible, sintemal er selbst hier den extremsten Ausschreitungen noch um eine Nasenlänge vorausgallopirte. Jedwede Organisation war ihm ein Greuel und die nackte Anarchie seine Losung; wo er nicht complotiren und Minen graben, Geheimbünde stiften und nach eigenem Belieben Katechismen aufsetzen konnte, fühlte er sich beengt, unzufrieden, conspirirte er innerhalb der Conspiration. Deshalb mußte ihn Carl Marx aus der „Internationale" hinaussprengen lassen, welcher er sich seit dem Jahre 1870 angeschlossen hatte. Er ruhte gleichwohl nicht und betrieb von Bern aus unaufhörlich die Gründung socialistischer Secten, denen er seine unsinnige Lehre vom „Collectivismus" zur Richtschnur gab, eine ungeheuerliche Verirrung, in welcher die Formeln von der Universal-Anarchie, der Adelsvernichtung und der Ausrottung des Capitals wie in einem Hexenkessel durcheinanderwirbelten.

Prüft man das Ergebniß dieses verpfuschten Menschendaseins, so befindet man sich einer ungeheuren Blasphemie gegenüber, welche nur aus einer tiefgewucherten Krankheit des geistigen Apparats entspringen konnte. Die natürliche Begabung Michael Bakunins war sicherlich nicht gering, und bei vernünftiger Entwicklung hätten ihr die rastlose Energie des Charakters, das nahezu dämonische Ungestüm des Temperaments und die unerbittliche Ausdauer des Willens einen eisernen Rückhalt verliehen. Aber es mangelte die sittliche Kraft, welche den Ueberschuß des rohen Thatendranges bändigt und diesseits der Schwelle des Fanatismus festbannt. Streift man von Bakunins Charakterbild den Firniß deutscher und französischer Bildungs-Elemente ab, so kommt der ungeschlachte Sohn eines zurückgebliebenen Stammes zum Vorschein, ein tatarischer Cyklop.

Tschernajeff.

„. . . Um von sich reden zu machen, begibt er sich unbedenklich in drohendste Lebensgefahr; die hohe Meinung der Schwätzer, welche in den Kaffeehäusern von Wassily Ostrow das große Wort führen, ist das sehnlichste Ziel seines Ehrgeizes, und wenn man zu ihm sagt: Michail Grigorjewitsch, du bist zu etwas Besserem berufen, als zum Abgotte der Petersburger Kutscher und Börsenjobber, du hast das Zeug, unseren jungen Cavalieren ein Vorbild, unseren nationalen Schreiern ein wirksamer Antipode zu werden, so zuckt er mit den Achseln und antwortet: Ich mag kein Beispiel für gute Sitten sein; die Welt soll meinen Namen kennen; wie ich sie dazu bringe, ist mir einerlei. Michail Grigorjewitsch Tschernajeff will in Europa berühmt sein, so oder so. Alexander oder Herostrat . . .“

Es war im Juni 1873 und auf der Eisenbahnfahrt zwischen Mestre und Nabresina, als ich diese Charakteristik des Generals Tschernajeff vernahm. Der sie gab, war ein greiser russischer Militär von gewinnenden Manieren, ein kurländischer Baron, welcher alte im Kaukasus empfangene Wunden in den heilkräftigen Dämpfen von Monsummano gebadet hatte.

Ein Jahr vorher hatte ich diesen Michail Grigorjewitsch in Warschau mit meinen Augen gesehen. Er schlenderte, ein hoher elastischer Mann mit etwas vorgebeugter Haltung, durch die Alleen des Sächsischen Gartens; eine finstere Gluth loderte aus seinen grauen Augen, und nacktes Mißvergnügen verunschönte seine Mienen.

Mein Begleiter wies mir ihn. „Michail Grigorjewitsch, der Bezwinger von Taschkend“, fügte er erklärend hinzu.

„Was sucht der in Warschau?“ fragte ich. „Soll er etwa auch euch, wie die Asiaten, unter Väterchens schutzreichen Fittig einfangen?“

„Er möchte es wohl, aber sie halten ihm hier die Zügel kurz, weil wir denn doch etwas zäher sind, als Kalmücken und Kirgisen. Graf Berg, dem sie ihn in undefinirter Stellung, „als besonderen Militär-Attaché“ oder etwas Aehnliches aufgehalst haben, mag

ihn nicht übermäßig leiden, und deshalb schleicht er malcontent einher, wie ein Jagdhund, dem ein Maulkorb angelegt worden."

„Weshalb trägt er seine Generalsuniform nicht? Und keinen Orden?"

„Er haßt die Armee, seit Miljutin, der Kriegsminister, sie zu modernisiren begonnen und insbesondere auf preußische Muster seinen Blick gelenkt hat. Den Georgs-Orden dritter Classe, welchen ihm die Eroberung von Taschkend eingetragen, möchte er, wenn es anginge, dem Czar zurückgeben, den er kaum minder geringschätzt als Miljutin, weil er mit dem Berliner Hofe Freundschaft hält und von den unruhigen panslavistischen Heißspornen nichts wissen mag."

„Hält sich Michail Grigorjewitsch für ein verkanntes Genie?"

„So wird es sein. Jedenfalls aber hat er mehr gelernt, als die ungeheure Mehrzahl seiner aristokratischen Kriegs- und Altersgenossen. Fadejeff ist, mit Michail Grigorjewitsch verglichen, ein unwissender Maulheld."

„Und war denn die Waffenthat von Taschkend wirklich ein so erkleckliches Bravourstück?"

„In seinen Augen das größte seit der Einnahme von Eriwan. Er grollt eben, weil man in Petersburg nicht ganz der gleichen Meinung ist. Miljutin soll sogar einmal geäußert haben, er wünsche seine Officiere mit anderen als den wildwachsenden asiatischen Lorbeeren bedeckt zu sehen."

Während dieses Zwiegespräches war Michail Grigorjewitsch die Allee, auf der wir uns gekreuzt hatten, wieder heraufgekommen, und ich faßte ihn genauer ins Auge. Er brummte eine Kosaken-Melodie vor sich hin, aber das finstere Antlitz schien nichts davon zu wissen. Die breite Stirn war umwölkt, das dünne Lippenpaar, um welches oben und unten ein mehr martialischer als dichter Bart à la royale lagerte, fest zusammengekniffen. Ueber den tiefliegenden Augen wölbten sich buschige Brauen. Er war das Mißvergnügen in Person, aber nicht jenes, welches, rastlos hinausspähend, von verfehlten Zielen zu neuen, glückverheißenderen fortstrebt, sondern eher slavische Verbissenheit, die lauernd im Hinterhalte liegt, bis sie ihre versteckten Absichten wieder an den Tag bringen kann. Das Gepräge des in

Fesseln gehaltenen Abenteurers war an dieser übrigens imposanten Figur dem Physiognomiker auf den ersten Blick erkennbar.

„Lieben ihn die Frauen?“ fragte ich meinen Begleiter.

„Ja, die Frauen und die Studenten. Aber von den Frauen nur diejenigen aus den bürgerlichen Schichten, welchen der Generalstitel Respekt einflößt und der demonstrativ zur Schau getragene Weltschmerz Theilnahme erweckt. Michail Grigorjewitsch hat sich ein eigenes System der Galanterie zurecht gelegt. Er brüskirt die Schönen, indem er den Wildling von Taschkend hervorkehrt und mit affectirter Verachtung aller gesellschaftlichen Formen säbelrasselnd an die Herzen klopft. Eine witzige Polin, welche er auf diese Weise zu verzaubern gedachte, unterbrach ihn mit der Frage, wie er über Ostrolenka denke, und als er sie verblüfft anstarrte, fügte sie lächelnd hinzu, es müsse doch wohl schwieriger sein, in Warschau als in Taschkend Trophäen einzuheimsen.“

„Und die Studenten — warum lieben denn sie ihn?“ forschte ich weiter.

„Das ist ein klares Verhältniß. Der Student haßt das Militär und insbesondere den militärischen Adel. Darin begegnet er sich mit Tschernajeff, welcher — ob instinctiv oder aus Berechnung, weiß ich nicht — mit Händen und Füßen aus der Uniform herausstrebte. Die Wahrheit ist, daß er sich zurückgesetzt fühlte, als ihm die Gloire von Taschkend nur die dritte Classe des Georgs-Ordens und etliche Ehrensäbel eintrug, während er zum mindesten einen Fürstentitel, wie Diebitsch Sabalkansky oder Paskiewitsch Eriwanski, verdient zu haben meinte. Aber zu klug, um dieses Motiv des nackten Ehrgeizes herauszukehren, spielte er sich auf den Oppositionsmann hinaus, quittirte den Dienst und bewarb sich als „mittelloser Mann“ um ein öffentliches Notariat in Moskau. Das war für die Menge genügend, um ihn mit dem Glanze des Martyriums zu umgeben. Bei Hofe aber durchschaute man das Manöver und hielt ihn am Rockzipfel fest. Das Notariat ward ihm verweigert, dafür aber die Warschauer Sinecure mit einem ansehnlichen Staatsgehalte überwiesen. Zweierlei schien man mit diesem Verfahren zu beabsichtigen. Fürs erste wurde dem Frondeur, der nicht übel Lust bezeigte, die deutschfreundliche Politik des Petersburger Cabinets mit

dem geschriebenen Worte zu bekämpfen, der Mund gestopft, denn der alte Graf Berg, sein nunmehriger Vorgesetzter, war selbst ein Vertrauensmann des Berliner Hofes und verstand in Sachen der Disciplin keinen Spaß. In Warschau war überdies der kettenrasselnde Panslavismus des malcontenten Generals ziemlich ungefährlich. Fürs andere aber verlohnte es sich, eine immerhin begabte Persönlichkeit wie diejenige des Michail Grigorjewitsch für künftige Zeiten parat zu halten. Die Tage konnten nahe sein, um auch auf den Zinnen des Hotels an der Sängerbrücke die Fahne des nationalen Russenthums aufzuhissen und dem Gespenste des Panslavismus lebendigen Odem einzublasen. Dann war Michail Grigorjewitsch Tschernajeff ein Mittelsmann, wie man sich ihn besser nicht wünschen mochte, volksthümlich durch eine nationale Waffenthat, beredt in Wort und Schrift, kurzum ein Streber in der erwünschtesten Form."

So weit reichte meine Information über Michail Grigorjewitsch, als ich im Sommer 1873 zwischen Mestre und Nabresina mit dem greisen russischen Fahrtgenossen auf ihn zu sprechen kam. Nicht eigentlich an ihn hatte der Faden der Conversation angeknüpft, sondern an Rostislaw Fadejeff, welcher eben damals wie toll mit seinen panslavistischen Pamphleten um sich schlug.

„Das ist ein kecker Schwätzer," belehrte mich mein Nachbar. „Wie er emporgekommen, wissen wir in Rußland selber nicht. Im Kaukasus wird Einer schnell zum tapfern Mann, denn es ist zu weit, um controlirend wahres Verdienst von falschem zu unterscheiden. Genug, daß er eines Tages im Bereiche des Newsky-Prospects auftauchte und eine gute Censur des alten Fürsten Bariatinsky vorzeigte. Solche Empfehlungen prüft man nicht. Mißtraut man ihnen, so behält man den Zweifel für sich. Und wir alten Soldaten haben dem jungen „General", der so jäh an unserem Horizont aufstieg, allesammt nicht getraut. Daß wir im Rechte waren, stellte sich bald genug heraus. Plötzlich schied Fadejeff aus der activen Armee aus und nistete sich in dem Redactions-Bureau der Nowoje Wremja (Neue Zeit) ein, welche er mit Leitartikeln versorgte. Das war ein Gaudium unter der irregeführten Jugend! Ein General, der Journalist geworden! Und was für ein Journalist! Er opponirte dem Kriegsminister, schmähte Deutschland und Oesterreich, verlangte die Eroberung Con-

stantinopels und den slavischen Staat von den Dardanellen bis zum Weißen Meere, vom Himalaya bis zur Oder. Derselbe Keim liegt auch in Michail Grigorjewitsch verborgen, denn es ist der nämliche Hang nach Abenteuern und nach erlogener Volksthümlichkeit, welcher die beiden beseelt. Aber Tschernajeff ist gefährlicher als Fadejeff, weil er verwegener und rücksichtsloser ist. Das Kunststück, die Uniform des Czars auszuziehen und mit dem bürgerlichen Rocke zu vertauschen, hat Michail Grigorjewitsch dem Affen Fadejeff vorgemacht, indem er zum Jubel der grünen Jugend das Moskauer Notariat begehrte. Wo er uns sonst noch Verlegenheiten bereiten wird, das weiß der Himmel. Wir Alten haben es niemals anders verstanden, als daß Rußland die Mission habe, über den Ural zu steigen, und wenn wir hinauszogen, um am Terek unsere Waffen blinken zu lassen, so meinten wir, die wirklichen Sendboten des russischen Staatszweckes zu sein. Aber die Zeiten ändern sich, und wer weiß, was man mit uns will. Es ist nicht gut, daß man mit den Fadejeff und Tschernajeff rechnen muß; es ist nicht gut!"

Und dabei schüttelte der alte Herr wehmüthig sein silberhaariges Haupt. Er erinnerte mich lebhaft an den Tischlermeister Anton in Hebbels Tragödie und dessen traurigen Ausruf: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!"

Bald darauf — nach Jahresfrist — ward es unheimlich lebhaft an der unteren Donau. Die Diplomaten geriethen in Bewegung, Bosnier und Herzegovzen massacrirten die Türken, diese die Bulgaren, der Handschar versah sein historisches Recht des Nasen- und Ohrenabschneidens, Noten und Memoranden flogen durch die Welt, der Rubel „reiste" und die Panslavisten sperrten angelweit ihre Mäuler auf. Während die europäischen Flotten in die levantinischen Gewässer hinunterdampften, der Thron der Kalifen wankte und alle Schrecken aufgescheuchter Volksleidenschaften zwischen Donau und Bosporus rasten, spähte der europäische Westen gespannten Auges ostwärts, auf den Koloß, in dessen Innerem die Massen schreckhaft zu gähren begannen. Der Name Tschernajeffs ging wie eine Parole von Mund zu Munde. Einst hatte dem Reformdrange Alexanders des Zweiten gegenüber der Name Kattkoffs eine ähnliche Rolle gespielt. Damals stand der reactionäre Journalist gegen den Kaiser,

diesmal der revolutionäre. Und der Letztere hatte etwas vor dem Ersteren voraus; er war nebenbei General und zwar einer, dem, wenngleich eine nach europäischen Begriffen wenig bemerkenswerthe, nach russischen immerhin ruhmreiche Kriegsthat gegen asiatische Barbaren einen Nimbus verlieh. Tschernajeff ging nach Belgrad, um der Revolution seinen Namen zur Verfügung zu stellen. Nicht blos aus den Kaffeehäusern von Wassily Ostrow, sondern aus denen von ganz Europa und aus den Ministerhotels dazu hefteten sich alle Blicke auf sein keckes Abenteuer. Es war doch eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihm und Wallenstein, eine geringe, wenn man will, etwa so gering, wie diejenige zwischen einem Slaven und einem Deutschen; aber eben zum „slavischen Wallenstein" ließ sich der Mann aus der Petersburger Redactionsstube nicht übel an. Die Masse seines Volkes glaubte an ihn.

Damals ward das Andenken an jene beiden Zwiegespräche im Sächsischen Garten zu Warschau und auf der Eisenbahnfahrt Mestre-Nabresina lebhaft in mir wach. Sollte der „Bezwinger von Taschkend" von meinen Gewährsmännern zu niedrig veranschlagt worden sein?

Der Panslavismus ist ein Gespenst, ohne Zweifel. Aber ein robusteres, als sonst wohl derlei Gespenster zu sein pflegen. In gebildeten Ländern ist der Geisterspuk ungefährlich und öffentliche Stichworte, seien sie auch noch so bestechend, passiren die Kritik, gewöhnlich, um ihres verlockenden Schimmers entkleidet zu werden. In Rußland klammern sich an das Gespenst des Panslavismus die verschiedensten Begehrlichkeiten, und das ist seine Schreckhaftigkeit. Der Nihilist preist es als Vorläufer der großen Revolution, in der Alles, Staat, Dynastie, Gesellschaft, Capital von oberst zu unterst gekehrt werden soll. Der Altrusse hofft von ihm die endliche Zurückweisung des occidentalen, namentlich des deutschen Einflusses, der jungrussische Straßenpolitiker begrüßt es als den Boten der Befreiung von allen Fesseln, welche das gegenwärtige System dem russischen Volke auferlegt.

Tschernajeff, der die Stimmungen innerhalb der Nation, soweit sie überhaupt zum Ausdrucke kommen durften, an den verschiedensten Stellen belauscht hatte, in der Armee, als Journalist, in Polen und unter den Malcontenten, mit denen er in der Hauptstadt

verkehrt hatte, würde also in der That für die Regierung eine Gefahr geworden sein, wenn nicht die eitelste Selbstgefälligkeit, sondern das innere Bedürfniß einer politischen Sendung ihn zu keckem Handeln angespornt hätte. Der „Slavo-Russe" schien wenigstens für eine geraume Weile eine sehr passende Vignette für die Verquickung von Altrussenthum, Panslavismus und nihilistischer Gährung zu sein. Man weiß überdies, daß der „politische General" überall, wo altgerostete Zustände mit neuen Bewegungen ringen, am ehesten die Situation zu meistern versteht.

Aber Tschernajeff entpuppte sich als Glücksritter von der wenigst achtungsgebietenden Sorte. Er blieb zu allem Ende doch nur das Ideal der Schwätzer in den Kaffeehäusern von Wassily Ostrow. Die Schlachtfelder auf der serbischen Ebene wurden zum Grabe seiner Volksthümlichkeit. Die psychologische Folgerichtigkeit dessen, was mir der alte russische General im Eisenbahnwagen auseinander gesetzt hatte, blieb unanfechtbar. Der Agitator ist niemals zu ersten Rollen in der Geschichte berufen.

Unter der eisernen Hand des alten Grafen Berg wand sich der ruhelose Ehrgeiz des „besonderen Militär-Attaché's" in ohnmächtigen Convulsionen. Der knirschende Mann, der die Alleen des Sächsischen Gartens finster brütend abmaß, schien brachgelegt für alle Zeit. Auch Ignatieff hat während des Krimkrieges unter Berg's Augen sich fein stille halten und den Schönen von Reval nutzlose Fensterpromenaden machen müssen.

Aber schließlich entwischte Michail Grigorjewitsch dem unbarmherzigen Zwange, indem er — kurz vor Berg's Tode — auf alle seine militärischen Ansprüche verzichtete und als Privatmann nach Petersburg übersiedelte. Dort kaufte er die Zeitung „Ruski Mir" (Russische Welt) und begann, seinerseits nunmehr die publicistischen Lorbeeren Fadejeffs beneidend, einen polemischen Feldzug gegen Miljutins Armeeverwaltung. Seine Tinte war gallenbitter und seine Feder spitz wie ein Stilet. Aber nur die den Franzosen abgeguckte Form seiner Artikel, nicht deren Inhalt konnte vor einer vernünftigen Kritik bestehen. Von dem wohlfeilen Vortheil der unbedingten Verneinung in verschwenderischem Maße Gebrauch machend, beleuchtete er mit greller Beredtsamkeit die Lücken des Miljutin'schen Wehrpflicht-

gesetzes, hetzte er gegen Oesterreich und die in Rußland lebenden Deutschen.

Und wie es im Reiche der Blinden begreiflich, so ward der Einäugige eine Weile von glotzenden Idioten über die Maßen angestaunt. Die russische Publicistik ist wie ein Kind, das mit den Krankheiten des Alters zur Welt gekommen. Sie versteht, was man ihr aus den Ministerien vorsagt, so altklug nachzulallen und aufgenöthigte Ueberzeugungen so anscheinend glaubensstark zu vertreten, daß ein gewisser Scharfsinn dazu gehört, ihre Heuchelei von ihrer Wahrhaftigkeit zu unterscheiden. Michail Grigorjewitsch schien sich in seiner „Russischen Welt" von dieser gouvernementalen Leine losgerissen zu haben, und darin bestand das Geheimniß seiner Popularität. Wir sagen mit Bedacht: er schien sich losgerissen zu haben, denn die Annahme ist wenigstens nicht ausgeschlossen, daß die Petersburger Staatskunst ihm die Kritik, die er an Miljutin übte, löffelweise eingeträufelt hat. Der „Ruski Mir" ward zur papiernen Fahne des Panslavismus und Michail Grigorjewitsch ihr Träger.

Nebenbei verstand sich Tschernajeff vortrefflich auf das journalistische Geschäft. Zu den Festlichkeiten, welche in London der neuvermählten Herzogin von Edinburgh zu Ehren veranstaltet wurden, entsendete er einen Special-Correspondenten — eine Neuerung, welche man ihm um so höher anrechnete, als die Berichte von der Themse mit großer Geschicklichkeit der national-russischen Eitelkeit zu schmeicheln wußten. Die Einnahmen des „Ruski Mir" rückten dergestalt erklecklich in die Höhe, aber die publicistischen Hervorbringungen seines Leiters hielten auf die Dauer nicht Schritt. Die Feder drohte stumpf zu werden. Da ergriff Michail Grigorjewitsch von neuem das Schwert. „Alexander oder Herostrat", sagte mein Reisegefährte auf der Route Mestre-Nabresina.

Das Ziel ist erreicht. Europa sprach von Michail Grigorjewitsch. Aber wie? Der Eine zündet den Tempel von Ephesus an; der Andere beflügelt den Fortschritt der Menschheit. Für Beide hat Klio in ihren unsterblichen Blättern eine Stelle, nur daß der Eine auf einer blutbefleckten, trauerumgürteten, der Andere auf einer lichten, sonnenumglänzten zu stehen kommt.

An seinem Vorkämpfer enthüllten sich aber auch die Blößen

des Panslavismus. Es zeigte sich, daß der Panslavismus ein agitatorisches Element ist und weiter nichts. Sein positiver Inhalt ist gleich Null. Unter einem autokratischen Regiment kann er für eine Spanne das öffentliche Leben beunruhigen oder beherrschen, gleichsam als Ventil für die Reibungen einander bekämpfender Gegensätze sogar auf Augenblicke heilsame Dienste thun. Aber er zerrinnt in dem Maße, wie moderne Rechts- und Culturanschauungen ihm den Boden abgewinnen. In diesem Betracht sind Kaiser Alexander der Zweite und Tschernajeff gewissermaßen die beiden Duellanten, in denen sich der conservative Fortschritt, wenngleich tastend und langsam, und der revolutionäre Uebereifer, von schlechten Triebfedern bewegt, in Rußland gegenüberstehen.

Zweite Abtheilung.

Polnisch.

Wintermärchen.

I.

— — — Ein traurig Märchen
Paßt für den Winter — — —
Shakespeare.

Ein sonderbares Gesetz und ein echt slavisches Gesetz! Wer vor offenem Gerichte einer Verleumdung überführt worden ist, muß bellen wie ein Hund.

Der Gedanke, verhaßte Menschen, Ehrabschneider und Angeber auf die Stufe eines Hundes hinabzudrücken, ist im Mittelalter nicht selten aufzuspüren. Ja, ein Oberhaupt der katholischen Christenheit, Papst Clemens der Fünfte, zwang, um die venetianische Republik zu demüthigen, den Dogen Francesco Dandolo, ihm zur Seite „wie ein Hund" unter dem Tische zu liegen, weshalb dieser unglückselige Doge auch für den Rest seines Lebens den Spottnamen „Cane" mit sich herumschleppen mußte. Aber geschriebenes Gesetz ist dieser herzlose Gedanke gewiß nirgends sonst geworden, als in dem Wahlkönigreiche Polen, wo er alsbald auch in einem merkwürdigen Processe zur Anwendung kam.

Jagello, den Litthauerfürsten, welcher, um der polnischen Krone habhaft zu werden, zum Christenthum übergetreten war, quälte die Eifersucht auf Hedwig, seine schöne und vielbewunderte Gemahlin. Sie hatte ihm nicht aus Liebe ihre Hand gereicht, denn nicht der vierzigjährige Heide aus den russischen Wäldern, sondern der jugendliche Erzherzog Wilhelm von Oesterreich war nach dem Wunsche ihres Herzens gewesen. Sie war nach langem und romantischem

Sträuben ein Opfer der Staatsklugheit geworden. Jagello mißtraute ihr, und dunkle Einflüsterungen bestärkten seinen unwürdigen Verdacht. In gleicher Weise kroch die Verleumdung aber auch an Hedwig heran und erfüllte sie mit dem Wahne, daß ihr königlicher Gatte, in sein heidnisches Vorleben zurückgesunken, der Liebe fröhne, wo immer er sie finde. Von Tag zu Tage wachsend, drohte das Gespenst des gegenseitigen Argwohns die beiden Gatten vollends zu entzweien. Man forschte nach dem Verleumder; umsonst, er blieb verborgen. Endlich kamen Jagello und Hedwig überein, den Ersten, welcher ihnen neue Klatschgeschichten über ihre angebliche Untreue zutragen würde, einander zu nennen. Und siehe da! als sie, dieses Uebereinkommen erfüllend, den Mund öffneten, erscholl von Beider Lippen derselbe Name: Gniewosz von Dalewice!

Dieser saubere Geselle stand auch sonsther, obgleich ein Großer des Reiches, in traurigem Geruch. Als Hedwig, die gepriesenste Schönheit ihrer Tage, noch ein Mägdlein gewesen war, hatte man sie dem ritterlichen Wilhelm von Oesterreich verlobt, und der liebestrunkene Herzog war gen Krakau geritten, um den Bund mit seiner königlichen Braut zu vollziehen. Gniewosz von Dalewice hatte ihn in Wien abgeholt, um ihn an die Ufer der Weichsel zu geleiten. Inzwischen aber hatten sich die polnischen Staatsweisen zwischen die beiden Liebenden geschoben und Jagello als Meistbietenden in das Krakauer Königsschloß beschieden. Als Wilhelm die Stadt seiner Sehnsucht betrat, war sein Glück bereits todt. Er harrte aus, obgleich man ihm den Zugang zu seiner Braut verwehrte, und Hedwig, die jugendliche Königin, ward in ihren Gemächern argwöhnisch beobachtet, denn man wußte, daß sie nicht Jagello, sondern Wilhelm liebe. Die Sage geht, daß Gniewosz dem Oesterreicher dennoch ein Pförtchen geöffnet habe, durch welches er zu Hedwig hineinschlüpfte. Eine andere Sage erzählt, Hedwig hätte, von Sehnsucht nach dem Geliebten ergriffen, dem Wächter, der die Thür ihres Gemaches behütete, eines Tages die Axt aus den Händen gerissen und dröhnend an die Pforte geschlagen, bis die sanfte Gewalt ihrer Umgebung sie wieder, eine Halbtodte, in ihre Einsamkeit zurückbrachte. Was an diesen Mythen wahr ist, bleibt den Geschichtsforschern noch aufzuhellen. Es kommt im Grunde auch nichts darauf an. Indessen aber zog

Jagello immer näher heran, und eines Tages stand er mit vielem Prunk und Gefolge vor dem einen Thore der polnischen Königsstadt, während zu dem anderen der betrogene Oesterreicher rachedürstend hinausfloh. Seine Schätze und Kleinodien, Geschmeide und Edelgestein, das er als Brautgeschenk mit sich geführt hatte, blieb allesammt in den Händen des Gniewosz von Dalewice zurück, und dieser Biedermann ließ sich nicht etwa beikommen, dasselbe dem rechtmäßigen Besitzer, wie es sich gebührte, wiederzugeben. Er kaufte sich Landgüter dafür, der nichtswürdige Kuppler.

Jetzt stand er — es war manches Jahr seitdem verflossen — der Verleumdung des Königspaares bezichtigt, vor Gerichte. Man forderte von ihm, daß er die Wahrheit seiner Angaben erweise; er schwieg. Man verlangte Zeugen; er hatte keine zu nennen. Da waltete das Gesetz seines Amtes, und Gniewosz, der Magnat, mußte durch drei Tage unter einer Bank liegen und „bellen wie ein Hund".

Das war das heitere, aber häßliche Ende der Eifersucht zwischen Jagello und Hedwig. Man erzählte es sich in Europa, landauf und landab, denn Hedwigs Schicksale waren schier zur Legende geworden, und Alles, was sie anging, erregte die Neugier und Aufmerksamkeit in Ost und West.

In dieser nämlichen Zeit beschäftigte eine andere polnische Eifersuchtsgeschichte, welche aber zu tragischem Ausgange führte, die Neuigkeitskrämer im östlichen Europa.

Ein weiser und vielgepriesener Fürst, Ziemowit von Masowien, hatte seine Gattin verloren und ging, obwohl bereits leidlich betagt, von neuem aus, um als Freier an benachbarten Höfen sich ein zweites Weib zu suchen. Die schöne Tochter des Herzogs von Münsterberg blendete seine Augen, und taumelnd vor Liebeslust führte er sie als Gebieterin in sein Haus. Bald aber rächte sich an ihm der verspätete Rausch; er ward eifersüchtig wie ein wildes Thier. Die arme Fürstin, die ihm zwei Söhne geboren hatte und einen dritten unter ihrem Herzen trug, mußte, obwohl ihre Unschuld klar zu Tage lag, in das Gefängniß wandern und, nachdem sie in demselben eines Knäbleins entbunden war, ihr junges Leben unter gedungenen Mörderhänden ausathmen. Der Säugling ward ent-

wendet und in entlegener Stille bei einer mitleidigen Base seiner Mutter erzogen.

Zu spät erkannte Ziemowit seinen verhängnißvollen Irrthum. Er starb mit einem grausen Morde auf seiner Seele, dieweil sein jüngster Sohn, Heinrich mit Namen, als Zwanzigjähriger sich den Bischofshut von Plock auf sein Haupt setzte. Es stand aber auch über diesem Kinde des Unglücks kein lichter Stern. Der jugendliche Bischof fühlte plötzlich sein Herz in lodernder Liebesgluth zu der litthauischen Jungfrau Ryngalla aufflackern, und ohne den Hirtenstab von sich zu thun, führte er die Begehrte an den Altar. Zum Danke vergiftete sie ihn nach wenigen Jahren, als ihr ein Anderer besser gefiel denn ihr bischöflicher Gatte.

II.

Who would not undergo all kinds of toil,
To be well stored with such a Winter's tale.
Nash, Dido.

Der Wind treibt dichtes Schneegeflock an mein Fenster. Ich folge dem lustigen Wirbel mit den Augen, aber meine Gedanken haften an einem unscheinbaren Büchlein, in dem ich just seit einer Stunde gelesen. Es ist eine schlichte Chronik, ohne Wortgepränge noch Vorwitz, und ihr Verfasser nennt sich geheimnißvoll „der anonyme Erzdiacon von Gnesen". Die Geschichte von Ziemowit's eifersüchtigem Wüthen fand ich in diesen halbverschollenen Blättern. Wie der Herzog aus Masowien, von der Schönheit des deutschen Fürstenkindes berückt, seinen Wittwerstand abstreifte und die Geliebte aus dem geräuschvollen Treiben des deutschen Kaiserhofes in sein Ehegemach entführte; wie dann jählings böse Zungen, von rechts und links, geradeaus und hinterrücks, zu flüstern und zu zischeln begannen von der Untreue der Fürstin, bis endlich ganz Masowien von der Lügengeschichte voll war; wie Ziemowit sein Weib in den Kerker stieß und alle Hofdamen martern ließ, um Geständnisse von ihnen zu erpressen; wie endlich ein Mann, welchen das Gerücht als den Geliebten der Fürstin bezeichnete, von Pferden zerrissen, die arme Dulderin ermordet ward und schließlich Margarethe von Dobrzyn,

die tapfere Hoffrau, den Säugling Heinrich entwendete, um ihn abseits liebevoll zu nähren und zu erziehen — dies Alles erzählt in seinem gravitätischen Latein der „Erzdiacon" so anschaulich und gewissenhaft, als gälte es, fünfhundert Jahre vor Walter Scott das Muster eines historischen Romans zu vollenden.

Und dabei taucht mir unversehens die Erinnerung auf, daß irgendwo — ich weiß leider nicht mehr wo — Jemand die Vermuthung ausgesprochen hat, die Geschichte von Ziemowit's Eifersucht sei Shakespeare bekannt gewesen, als er sein unvergleichliches „Wintermärchen" schuf.

Lohnt es, dieser Vermuthung weiter nachzuforschen? Warum nicht? Die Flocken treiben noch immer an mein Fenster, nach dem barbarischen Tact des Sturmgeheuls tanzend, welches die Musik des Winters ist, und

— — — ein traurig Märchen
Paßt für den Winter; ich weiß von Geistern
Und von Hexen eins — —

Gniewosz von Dalewice, der Kuppler und Verleumder, kommt mir in den Sinn, und ich höre ihn schier mit eigenen Ohren, wie er, hinter der Bank liegend, unter nachgeahmtem Hundebellen seine nichtsnutzigen Verleumdungen widerruft. Die Eifersucht Jagello's auf die schöne Hedwig fällt mir bei, und wie von selbst, zumal Ziemowit von Masowien ein Freund und Zeitgenosse Jagello's war, vermischen sich mir die beiden Geschichten aus dem polnischen Königsschlosse und dem masowischen Fürstenhofe. Ich greife hastig nach dem Wundermärchen des großen Briten, blättere im dritten Acte die Gerichtsscene auf, die wie nach altpolnischem Rechte gestaltet scheint, finde zwanzig kleine Charakterzüge Ziemowit's bei Leontes, dem eifersüchtigen Könige von Sicilien, wieder, vergleiche Hedwigs tugendsame Schönheit mit der harmvollen Weiblichkeit Hermione's, erkenne in der Pauline des Gedichtes die tapfere Margaretha der polnischen Chronik, in Perdita den jugendlichen Bischof Heinrich von Plock, den der Poet — ich weiß nicht warum — in eine weibliche Maske gesteckt hat. Zuletzt gar drängt sich noch Ryngalla, die dunkelbrauige Giftmischerin aus den litthauischen

Wäldern, in das Figurengewirr, mit ihrem weißen Zeigefinger auf Hermione's stolzes Wort weisend:

Der große Kaiser Rußlands war mein Vater,

und ein hochmüthiges Lächeln fährt über Ryngalla's Mienen, denn sie ist Witold's Schwester, des nämlichen Witold, der unter allen Großfürsten Litthauens der mächtigste und unter allen Feinden des deutschen Ordens der gefährlichste war.

Halb überzeugt lange ich von neuem nach der Chronik meines „anonymen Erzdiacons von Gnesen" hinüber. Warum, frage ich, soll von dem romantischen Geschichtenkreise, dem Hedwigs und Ziemowit's, Ryngalla's und Jagello's Schicksale angehören, nicht auch nach dem britischen Eilande ferne Kunde gedrungen sein? Ist's denn so neu, daß auf dem weiten Wege über die See zwei Mären oder drei zu einer einzigen zusammenschmelzen, zu einem Gewebe sich ineinanderschlingen, in dem ein Faden hier, ein anderer dort nur noch dem schärferen Auge verrathen, wie zu Anfang drei Geschichten gewesen, was nunmehr blos noch eine einzige ist?

Hilf mir auf den Weg, gütiger „Erzdiacon"! Gib mir ein Zeichen, alter Freund, auf daß ich nicht in die pfadlose Leere unfruchtbarer Vermuthungen, in die Wüste inhaltsarmer Hypothesen gerathe!

Der Alte, eben noch so beredt als Erzähler thränenreicher Geschichten, bleibt mir die Antwort schuldig. Es ist mir, während ich dem Flockentanz vor meinen Scheiben nachstarre, als schüttle der sonderbare Kauz sein weißes Haupt. Aber da! — empfindet er Mitleid? Es muß wohl sein, denn er öffnet seinen zahnlosen Mund und sagt, immer in seinem steifen Latein: „In dem nämlichen Jahre wüthete zu Rom, ja in ganz Italien und den Ländern an der mittäglichen See, welche man Mähren nennt, eine große Pest*)." In den Ländern an der mittäglichen See, welche man Mähren nennt! Das ist ein wundersamer Wink. Also haben die Herren Shakespeare-Gelehrten, Meister und Gesellen, sich umsonst darüber

---

*) Anno quoque eodem Rome in tota fere Ytalia ac circa mare mediterraneum in terris, quae Moravie nuncupantur, magna pestilencia seuiebat.

gestritten, ob der unsterbliche Brite ein guter oder ein schlechter Geograph gewesen, haben all' ihren Scharfsinn und ihr Wortgezänk ohne Nutzen aufgewendet, um den harten Schnitzer im „Wintermärchen", den Schnitzer von dem „Lande Böhmen an der Meeresküste" zu deuten und zurecht zu klügeln! Du, alter Schalk von einem „Erzdiacon", bist schuldig an diesem Frevel gegen alle Heiligen der Erdkunde, von Strabo an bis Klöden; du hast den Genius von Stafford irregeleitet, daß er, so er dir schon deine traurig-schönen Geschichten stahl, nun auch den schändlichen Bock mit fortschleppen mußte, den du in deiner geistlichen Arglosigkeit geschossen! Mähren an der Seeküste — Böhmen an der Seeküste! Was lag dem großen William daran, eines für das andere zu setzen? Und so oder so die Geographen zu beleidigen? War überdies droben in Albion von einem Poeten zu verlangen, daß er zwischen Böhmen und Mähren, die allezeit zusammengehörten, die scharfe staatsrechtliche Scheidung mache? Im Coriolan dröhnen die Kanonen, im Julius Cäsar tickt eine Schlaguhr ihre unheimliche Zeitrechnung, im Wintermärchen ist Giulio Romano ein Bildhauer. Weiß man, wer diese sonderbaren Irrungen verschuldet? Vielleicht steckt hinter alledem auch solch ein entlegener „Erzdiacon", ein schmunzelnder Pfaff, dem sorgsamer die Gotteskunde als die Erdkunde am Herzen lag. Vielleicht gar, ihr Herren von heute, ist es auch nicht einmal ein Irrthum, sondern blos eine Leichtgläubigkeit Shakespeare's, und jener Schnitzer ein ererbter, den Andere dem „Erzdiacon" entlehnten und der große Brite — bisweilen schläft ja auch Homer — ohne viel Federlesens übernahm.

Von wem aber borgte denn Shakespeare zu seinem „Wintermärchen" die Fabel? Von Robert Greene, nicht wahr? Und Greene's Novelle, wie hieß sie? „Liebliche Geschichte von Faunia und Dorastus". Liebliche Geschichte! Der eifersüchtige Gatte läßt sein Weib ermorden, ganz wie Ziemowit, befiehlt das im Kerker geborene Kind an rauher Küste auszusetzen, wird zwei Jahrzehnte später seiner Verblendung gewahr, erkennt in der schönen Faunia sein eigen Fleisch und Blut, bereut, was er verschuldete, und vergiftet sich, weil er sich am Ende doch nicht den Gewissensbissen gewachsen fühlt, mit denen die furchtbare Erinnerung ihn martert.

Das ist selbst dem gewaltigen Shakespeare zu wenig lieblich. Deshalb läßt er Hermione, die verleumdete Königin, gar nicht sterben, sondern bei der tapferen Pauline verborgen bleiben, bis ein freundliches Geschick die wirren Fäden heiter löst. Pauline ist ein Geschöpf Shakespeare's — oder vielleicht auch sie nicht? Entspricht sie jener Margarethe von Dobrzyn, welche den kleinen Heinrich, Ziemowits Jüngstgeborenen, entwendete und bis zu seinem zehnten Lebensjahre in ihrem Gewahr hielt? Hat Shakespeare schließlich gar die Chronik meines „Erzdiacons" vor sich gehabt und aus ihr ergänzt, was Robert Greene übersehen oder mit Bewußtsein bei Seite gelassen hatte, weil es ihm nicht mit dem beabsichtigten tragischen Ziele zusammengeklungen war?

Es wäre schon möglich, daß auch in London der Gnesener Anonymus mit seinem steifbeinigen Latein von den geschichtskundigen Leuten gelesen wurde. Aber wenn dies auch nicht der Fall war, wenn namentlich Robert Greene die Geschicke Hedwigs und Jagello's, des Oesterreichers Wilhelm und des Masowiers Ziemowit nur vom Hörensagen gekannt hätte, so ließe auch dann noch sich erweisen, wie die Kunde davon sich nach England verbreitete und romantisch gestimmte Seelen mächtig ergriff. Ich will davon nicht reden, daß Gestalten wie Hedwig, Witold und Jagello nicht blos im Strandbereiche der Weichsel, sondern in ganz Europa die Aufmerksamkeit der Staatsmänner und Erzähler erregen mußten, weil die Geschicke des gesammten Ostens mit den ihrigen verknüpft waren. Ich unterlasse auch, einen Werth darauf zu legen, daß deutsche Poeten, wie Peter Suchenwirth, der Meistersinger, in lebhaften Versen die dunklen Fügungen besangen, welche sich gen Morgen zu an den Höfen vollzogen. Man darf, meine ich, Beweise von mir fordern, nicht mehr oder minder berechtigte Schlüsse, man will nicht darüber belehrt sein, wie die Kunde von schönen Königinnen, eifersüchtigen Fürsten und blutigen Schicksalen durch die Lande und über das Wasser eilte, sondern daß sie es that. Und zum Glücke fehlt es an solchen Beweisen nicht.

Es ist gewiß, daß englische Edelleute vornehmsten Geblütes nach Preußen kamen, um an den Kämpfen des deutschen Ordens mit Witold, dem Litthauer, sich zu betheiligen. Ein Percy war

darunter und auch ein Douglas, der in diesen Kämpfen eines ritterlichen Todes starb; vor allen Anderen aber Graf Heinrich von Derby, der spätere Heinrich der Vierte. Als sie heimkehrten, erzählten sie, was sie im fernen Polenlande geschaut und vernommen, von der schönen Hedwig und ihrem Roman, von Jagello und Witold, von Ziemowit und Ryngalla. Ihre mündlichen Berichte wurden aufgezeichnet und harrten eines Bildners, der sie künstlerisch, in novellistischem oder dramatischem Gewande für die Nachwelt festhalten sollte.

Robert Greene that es in der „Lieblichen Geschichte von Faunia und Dorastus", mit roher Hand und sichtlich unter dem finsteren Eindrucke, den die abenteuernden Kriegsmänner zwei Jahrhunderte vordem an den Ufern der Weichsel empfangen hatten. Ein schicksalsschwerer Zug geht durch Greene's Geschichte; wo sein König Egisthus um die Gunst seines eigenen Töchterleins, der schönen Faunia, die er nicht wiedererkennt, mit aufdringlichem Sinnenhange buhlt, wähnt man sich mitten in den Müllner'schen oder Houwald'schen Fatalismus verschlagen. Greene war eben nicht Shakespeare.

Endlich stößt auch der Schwan vom Avon auf die polnischen Aventiuren. Er wühlt in den Quellen, um den Stoff zu seinen Historien zu erlangen. Und siehe da! er findet, daß Heinrich, der Prinz von Lancaster, in seinen Jünglingsjahren die Kämpfe des Ordens wider Litthauer und Polen mitgekämpft hat. Der Pfad führt weiter. Hedwig taucht vor seinen Augen auf; er macht sie zur Hermione. Ziemowit verwandelt sich ihm in Leontes. Jagello ist Polyxenes; Florizel und Perdita tauschen ihre Züge; sie waren vorher Heinrich und Ryngalla.

So, denke ich mir, entstand das „Wintermärchen". Robert Greene's Geschichte lag während der Arbeit neben dem Poeten, zur linken Seite. Er schöpfte daraus, wo es Noth that, aber er gab sich ihr nicht gefangen. Zur Rechten blätterte er in dem „anonymen Erzdiacon", wenn nicht etwa schon Greene alles Wissenswerthe herausgefischt und auch einiges nicht Wissenswerthe mit erangelt hatte, wie den drolligen geographischen Unsinn von dem Küstenlande Mähren.

Meine Untersuchung ist hiemit zu Ende. Sie wandelt nicht

im wissenschaftlichen Talar einher und fordert von Keinem, daß er ihr ohne Weiteres beipflichte. Sie will nur bescheidentlich eine Anregung gegeben haben im Dienste des großen britischen Genius, von dem ich glaube, daß zwar bisweilen auf der Landkarte die Himmelsstriche sich ihm seltsam verschoben, daß aber die Menschenseele ihm niemals ein Geheimniß blieb, unter welchen Himmelsstrichen er ihr auch prüfend in ihre Falten schaute.

Homer in Polen.

„Bisweilen schläft auch der gute Homer."

Auf diese hämische Verleumdung des römischen Spötters, der als „Schwan von Venusia" den Unsterblichen zugesellt ist, berief sich öfter als billig der philologische Wundermann, dem ich die Anfänge meiner Bekanntschaft mit dem blinden Sänger von Chios verdanke. Wenn die klugen Sprüchlein des greisen Nestor oder Achill's heroische Declamationen, das Büffelgeschrei des Diomedes oder Penelope's züchtige Sprödigkeit sein armes Hirn auch nur in bescheidenster Weise auf die Probe setzten, so zogen sich seine Brauen düster zusammen, Falten weiser Ueberlegenheit entstellten ihm die niedere Stirne, und wegwerfenden Tones murmelte sein gelehrter Mund: „Bisweilen schläft auch der gute Homer."

Eine geraume Weile nahm ich diese Offenbarung mit schuldigem Glaubenseifer hin. Denn ach! nicht in den bezaubernden Lauten von Hellas, ja nicht einmal in Roms dialektisch gegliederter Zunge ward mir das schmerzliche Heimweh des Odysseus und Andromache's rührende Abschiedsklage vertraut. Mein Mentor war ein Pole und polnisch der Text, in welchem die Irrfahrten des Laertiaden und des Peliden gewaltiger Zorn meiner Knabenphantasie sich erschlossen. Eine römische Marke, den Göttergestalten äußerlich aufgeklebt, war Alles, was an die Herrlichkeiten des Alterthums erinnerte. Die schaumgeborene Aphrodite entwickelte mir ihre übertragenen Reize nur als lateinische Venus; anstatt des hellenischen Zeus schüttelte der römische Jupiter theatralisch seine berühmten Locken; Here, die weißarmige, plagte als Juno den ambrosischen Gatten mit ihrer Eifersucht, und der männer=

mordende Ares schritt als Mars gravitätisch wie ein Volkstribun über Trojas dröhnende Gefilde.

Und das war noch das Schlimmste nicht. Der Mythus geleitet uns nicht eben weit ins Leben hinein; ein wenig männliche Reife und eigenes Schicksal verscheucht den bunten Schwarm von halben und ganzen Göttern, gleichviel ob sie in hellenischer oder römischer Gewandung unsere jugendliche Phantasie beherrschten. Wir sind allesammt entgötterte Heiden, wenn wir, aus der blauen homerischen Salzfluth emportauchend, zu Aristoteles in die Schule kommen, um das unerbittliche Gesetz der Schönheit und ihre unabänderlichen Regeln zu erlernen. Was ist uns dann die Mythologie? Allein den Geist der Griechen brauchen wir bis ans Ende unserer Tage; da kann uns römische Vermittlung nur herzlich wenig helfen. In der Plastik vielleicht, aber nicht in der Poesie und noch minder in der heitern, sonnigen, schönheitstrunkenen Kunst des Lebens. Wir müssen an den Urquell gelangen oder ganz fortbleiben.

Und nun bedenke man, durch welche Filter mir dieser Geist zugeführt ward. Ein ergrauter Gelehrter hatte die Gestalten Homers latinisirt; so übernahm sie ein polnischer Bücherwurm und warf ihnen noch sein heimathliches National-Costüm um die Schultern. Die ganze antike Welt ward mir verkehrt; eine schnurrige Maskerade war's, und die Figuren drängten sich geistlos, entseelt, gespensterhaft durcheinander. Das waren meine homerischen Jugendeindrücke ... Auf dem Forum zu Rom saß ich und vernahm vom Capitol das Schnattern der Gänse; proceßsüchtige Quiriten zupften einander bei den Ohren und, mit plebejischer Würde die Toga um die breiten Schultern schlagend, wanderte ein Volkstribun durch die lärmende Menge, dieweil drüben am jonischen Strande, meinen Blicken verhüllt, ein Rhapsode an zierlichem Säulenschafte lehnte, vor gluthäugigen Weibern und schlankgestalteten Männern die Wundermären hellenischer Vorzeit recitirend ... Doch nein, was sage ich! ... Wären es wenigstens noch Römer gewesen, die aus „Ilias“ und „Odyssee“ meiner Kinderseele entgegentraten! ... Dann hätte ich in späteren Jahren nicht wie ein verschlagener Wandersmann umherzuirren gebraucht, um endlich mit sehnsüchtigen Augen den Sonnenstrahl hellenischer Schönheit zu kosten. Von Ostia nach Salamis ist weit, aber ein rüstiger Steuerer

bewältigt mühelos die Entfernung, und schließt sich genügsam der Blick, so mag ihm am Ende auch Virgil als echtbürtiger Homeride erscheinen . . .

Mir aber ward der Blinde von Chios als Pole vorgestellt; eine arg zerzauste Konfederatka bedeckte ihm, wie dem Dudelsackpfeifer des Adam Mickiewicz, das spärliche silberne Haupthaar, und wenn im Rathe der Fürsten ein Murren sich erhob wider Agamemnon's hochmüthige Worte, so meinte ich zu Warschau im Reichstagssaale zu hocken, um mich herum in blanker Szamarka die beiden Ajax und Diomedes, Menelaus und Patroklus, mit wüstem Veto die Fäuste gen Himmel reckend.

Wohl stiegen mitunter leise Zweifel in meiner Seele auf; der Schlachzizz, welcher draußen auf behendem Rößlein über die Haide sprengte, war gar zu verschieden von den Helden, die Ilions Mauern umlagerten, und nach dem göttlichen Sauhirten spähte ich vergebens unter den zerlumpten Gesellen, die am Rande des Waldes die schlepp-füßigen Rinder weideten. Aber je dringender mein Vorwitz ward, desto krauser faltete sich die Stirne meines polnischen Mentors, und nachdrücklicher von Tag zu Tag wiederholte sich die beschwichtigende Antwort: „Bisweilen schläft auch der gute Homer."

Da endlich — ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen — übermannte die Ungeduld den Gehorsam. Ich stahl das Buch, aus dem die Weisheitsquelle des Lehrers floß, und barg es erwartungsvoll unter meinem Kopfkissen. Und als die Nacht hereingebrochen war, da blätterte ich wohl an die fünf Stunden darin herum, nach echten Griechen und wirklichem hellenischen Leben suchend, die ich mit richtiger Ahnung in dem Vortrage meines Meisters schmerzlich vermißt hatte.

Ich habe damals nicht gefunden, wonach ich forschte; das war mir erst später, beträchtlich später vergönnt, in einem Alter, in welchem andere Jünglinge nicht selten bereits mit voreiliger Hand das Bild von Saïs entschleiern. Aber das entwendete Buch habe ich aufbewahrt bis zum heutigen Tage.

In einer Mußestunde holte ich es neulich von der Wand herunter, und jetzt weiß ich, warum mir Achill und Odysseus, Hektor und Agamemnon, Andromache und Nausikaa in meinen Lehrlings-

jahren gar so — polnisch vorgekommen sind. Der wunderliche Geselle, dessen Name auf dem Titelblatte besagten Buches prangt, war schuld daran. Przybylski hieß er, Jacek Idziej Przybylski, und er war seines Zeichens Professor der griechischen Sprache an der Jagellonen-Hochschule von Krakau; aber er hat nichtsdestoweniger von der Zunge Homer's keine Ahnung gehabt, und wer sich darob verwundert, daß man, ohne Griechisch zu verstehen, eine Professur der griechischen Sprache bekleiden kann, den erinnere ich höflichst an meinen polnischen Lehrer, welcher, ohne die Wimpern zu rühren, den Maeander mit der Weichsel und den alten Priam mit Casimir dem Großen verwechselte. Ueberhaupt haben die Polen sich niemals viel mit der griechischen Sprache befaßt; sie waren gute Lateiner und beschieden sich, die Herrlichkeiten des Olymp und Athens wundersames Geschichtsleben durch römische Brillen zu schauen. Mir ist unter den leidlich zahlreichen Polen, die Homer's Gedichte in ihre Muttersprache übertrugen, mit Ausnahme eines Einzigen Keiner bekannt, der sich unmittelbar an die Urschrift gehalten hätte; den meisten lag eine lateinische, vielen sogar eine französische Uebersetzung vor. Selbst der genialste unter ihren neueren Poeten, Julius Slowacki — man nennt ihn bisweilen den polnischen Heine — gab seinen Landsleuten die ersten 492 Hexameter der „Iliade" nach einem Franzosen wieder.

Was aber der alte Homer auf dieser Wanderung durch Rom und Paris von seinem wahren Wesen eingebüßt hat, das ist ein Kinderspiel gegen die sarmatische Maske, in welche ihn Jacek Idziej Przybylski steckte, als er zu Beginn des gegenwärtigen Säculums „Odyssee" und „Iliade" polonisirte. Ich habe es schaudernd selbst erlebt, denn mein obbesagter Mentor war ein leibhaftiger Schüler Jacek's, aus dessen Buche er mir die beiden Epen gewissenhaft tradirte. Ach! es ist schon ein Unglück, daß es Philologen sein müssen, von deren Mund wir zum erstenmal den entstellten Wohllaut antiker Poesie vernehmen; wären es Dichter oder Künstler, um wieviel herrlicher würde der Genius von Hellas unserer jugendlichen Seele offenbar! Aber wehe, wenn ein Pole der Mittler ist, und dreimal wehe, wenn es aus Jacek Idziej Przybylski's verblüffender Uebersetzung geschieht. Heiliger Voß, was hast du gesündigt, daß dir diese Krakauer Wunderpflanze collegialisch beigesellt ward!

Leider geht es nicht an, im Einzelnen die genialen Kunststücke des biederen Jacek aufzuzeigen. Ich müßte zu diesem Zwecke polnische Verse citiren, und wenn wir Deutschen auch in der Bemeisterung fremder Sprachen vor allen übrigen Völkern glänzen, so ist doch unsere Zunge des polnischen Zischlautes niemals Herr geworden. Aber Jacek verdient es überhaupt und abgesehen von seinen homerischen Greuelthaten, der Unsterblichkeit überliefert zu werden. Denn er hat sein grausames Spiel nicht blos an dem herrlichen Griechen, sondern auch an Ovid und Virgil, an Horaz und Milton und Camoens geübt. Hunderttausende von vandalischen Versen hat er auf diese Weise dem Sprachschatze seiner Nation hinzugebracht. Ja, er gedachte sogar die Propheten des Alten Testaments in polnisches Costüm zu stecken. Aber da wallte die öffentliche Meinung entrüstet gegen ihn auf und setzte seiner Unermüdlichkeit einen Damm in Gestalt eines Knittelversleins, welches etwa folgendermaßen lautet:

Sein ganzes Leben hat Jeremias geklagt,
Auch als der Zorn des Herrn ihn freigelassen,
Warum? . . . Sein Sehergeist hat ihm gesagt:
Przybylski wird dereinst dich, Aermsten, polnisch fassen.

Ob sie wohl daran gethan, den Krakauer Professor so bitter zu höhnen, das ist eine schwer zu beantwortende Frage. Denn Jacek war ein Patriot vom reinsten Wasser; es ärgerte ihn, daß Homer und Milton und Camoens nicht Nationalpolen gewesen, und deshalb trachtete er, sie zum mindesten polnisch zu costümiren. Auf jenem verhängnißvollen Büchlein, welches seine Uebersetzung der „Odyssee" umschließt, prangt, gleichsam wie der Taufschein eines Convertiten, der Vers:

Smyrna, Argos, Kolophon
Fordern dich, Homer, als Sohn;
Durch mich jedoch wirst du ein Pole
Von deinem Scheitel bis zur Sohle.

Aber man wähne nicht etwa, daß Jacek allein so naiv gewesen sei, die Gestalten des Homer und diesen selbst in Slaven umgestalten zu wollen. Ein anderer Uebersetzer, Stanislaus Staszyc mit Namen, der noch dazu als Staatsmann und als Curator der Warschauer Universität berühmt geworden, sprach es mit dürren Worten aus, daß jeder Poet, gleichviel, ob er von Geburt ein Grieche oder Franzose, ein Römer oder Deutscher sei, in polnischer Uebersetzung sich

derart lesen müsse, als hätte er am Ufer der Weichsel oder Narew, des Bug oder San das Licht der Welt erblickt. Daß umgekehrt, wie beispielsweise wir Deutschen bescheidentlich meinen, der Uebersetzer sich in den Geist des Originals hineinleben müsse, das hat man im Lande der Piasten niemals als eine gesunde Regel erachtet, am allerwenigsten den homerischen Gesängen gegenüber, welche durch drei Jahrhunderte flottweg auf das Streckbett slavischer Appretur gespannt wurden. Man bildete sich nämlich ein, daß die hellenische Welt der polnischen wie ein Ei dem andern in Form und Wesen gleiche. Wunderliche Blasphemie! Achill ein Schlachziz und Odysseus, Nestor, Agamemnon desgleichen — wo ist das homerische Gelächter, das einer solchen Wahnvorstellung gerecht zu werden vermöchte? Und doch habe ich, da schon der erste Flaum um meine Lippen sproßte, nicht anders denken können, als daß Kosciuszko von Ithaka nach Maciejowice, Poniatowski aus dem Mutterarme der Thetis zu dem verhängnißvollen Ufer der Elster sich verirrt habe.

Denn so verlangten es Jacek Przybylski und mein seliger Mentor, und wenn mir die Identität nicht zu Kopfe wollte, wenn meine schüchterne Ahnung sich sträubte, den trostlosen dreizehnsilbigen Vers mit den schlotterigen Reimen, dessen die polnischen Uebersetzer sich bedienten, als hellenischen Hexameter anzustaunen, dann war es eiligst zur Hand, das abscheuliche Lügenwort des Horaz: „Bisweilen schläft auch der gute Homer.“

Zwanzig Jahre und darüber sind mir seit jenen Jugendtagen ins Land gegangen. Da stellt sich auf meinem Büchertische eine neue polnische Homer-Uebersetzung ein. Ludwig Siemienski heißt ihr Urheber, und auch er ist eine Weile Professor an der Jagellonischen Universität gewesen. Aber das ist nicht mehr der alte, biedere Jacek, sondern ein wirklicher Uebersetzer von Gottes Gnaden. Den Hexameter vermag freilich auch er nicht in seine Muttersprache zu verpflanzen, aber den Geist Homer's hat er erfaßt. Und ich freue mich dessen, wenn ich bedenke, daß nun nicht mehr strebsame Knaben in polnischen Landen den Odysseus für einen Wojwoden und Penelope für eine Magnatin halten werden.

Die homerischen Gedichte sind eine ganze Welt; wer in sie verständnißvoll eintritt, der läßt jeden nationalen Wahn klaglos hinter

sich. Auch den Polen wird der hellenische Sänger behilflich sein, den unfruchtbaren Traum ihrer politischen Unsterblichkeit tapfer zu verscheuchen. Als freie Menschen wird er entlassen, die als Sclaven einer sterbenden Idee zu ihm geflüchtet. Denn der wahre Poet ist nicht national in dem engbegrenzten Sinne, in welchem die Völker trennende Grenzpflöcke zwischen einander einrammen und Schlagbäume aufrichten als äußere Zeichen ihrer Besonderheit; er lehrt sie einer gemeinsamen Göttin zu dienen: der Schönheit.

Das ist die ewige Sendung Homer's, und so hat ihn auch mancher bevorzugte Pole schon längst verstanden. Vor Allen Bohdan Zaleski, der Dichter der Steppe, der im Verkehr mit der heimathlosen Natur die Seele des Alls erlauschte, und den hellenischen Alten als ihren berufensten Priester feierte.

Homer! — das ist des Volks Incarnation.
Die Laute gab seitdem wohl manchen Ton,
Doch dieses Wunder hat sich nicht erneut.
„Vox dei" heißt's — des Volks wird nicht gedacht,
Ach, Niemand hat auf's arme Volkslied Acht,
Der Dichter nur, der sich dem Volk geweiht,
Steht mit Homer im Buch der Ewigkeit.

Arthur Grottger.

(Ein Künstlerleben.)

Der letzte Culturfleck, auf welchem, um nicht völlig aus dem geistigen Leben der Gegenwart zu verschwinden, die Polen sich zu erhalten suchen, ist die bildende Kunst.

Die nationale Einseitigkeit, welcher sie ihr geschichtliches Un gemach zu verdanken haben, läßt sie zwar auch hier nicht los, und auch was sie mit Pinsel und Meißel hervorbringen, ist wie eingemauert in die Anschauungswelt, die sich mit der Weichsel und dem Bug umgrenzt. Immerhin jedoch ist der Maler Jan Matejko eine Zierde, der sich jedes begabte Volk zu freuen Anlaß hätte, und Talente, wie der leider früh verstorbene Arthur Grottger, hinterlassen in jedem Kunstfreunde eine unverlöschliche Erinnerung.

Größer und durchwegs anders geartet mögen die Gaben sein, welche den Matejko auszeichnen; aber eigenartiger und liebenswürdiger sind sie gewiß nicht, als diejenigen des Zeichners Grottger, in welchem überdieß neben dem Künstler eine reizende und wahrhaftig erquickende Menschenseele hauste.

Es ist ein Tagebuch vorhanden, welches gleichsam die Flegeljahre des Künstlers fortlaufend begleitet, und daneben hat auch schon eine Anzahl seiner Privatbriefe entlegenenorts das Licht einer sehr beschränkten Oeffentlichkeit erblickt.

Wir halten es daher für verdienstlich, im Interesse der zeitgenössischen Kunstgeschichte, jenem Versuche, Grottger nach seinen eigenen Aeußerungen zu schildern, hiemit nachzuhelfen, indem wir

das Tagebuch mitsammt den uns zugänglichen Briefen auszüglich benützen.

Die frohe Kunde, daß Kaiser Franz Josef dem kleinen Arthur zu seiner ferneren Ausbildung ein Jahresstipendium bewilligt habe, drückt dem strebsamen Knaben in der Jagellonenstadt zuerst die Feder zu einer Tagebuchnotiz in die Hand. Von allgemeinerem Interesse werden diese Monologe einer Künstlerseele jedoch erst von dem Tage, an welchem Grottger nach Wien übersiedelt.

Schon auf einer Station zwischen Krakau und Bielitz wird die leicht entzündliche Einbildung des Sechzehnjährigen jäh entflammt; er sieht „das schönste Mädchen, welches ihm im Leben begegnet ist.“ . . . Etwas so Schönes und Herrliches, Edles und zugleich Kokettes werde ich vielleicht nie wiedersehen. Solch ein wunderbares Geschöpf, daß ich stutzte, als ich sie erblickte. Und wie schön war ihr schwarzes Auge! O, möchte ich doch noch einmal auf Erden etwas Aehnliches schauen und anbeten dürfen!“ Etliche Stunden verfolgt ihn das Bild, aber da zeigen sich die Thürme von Wien, und vor diesem Eindrucke verdämmert die Figur der — kleinen Wasserverkäuferin, welche an der polnischen Station ihr „frisch Wasser“ umhergerufen hatte.

Ernste Studien nehmen den Jüngling in Beschlag; er wandert eifrig durch die Galerien, treibt fleißig Musik und am allerfleißigsten Romanlektüre. Tiefe Verehrung erfüllt ihn für seinen Lehrer Professor Geiger und aufrichtige Liebe zieht ihn zu Ruben, dem Director der Wiener Akademie. Sein Geschmack ist vornehmlich den Venetianern und Niederländern zugewendet. Dazwischen aber empfindet er es schmerzlich, daß die Polen in Wien nur geringe Werthschätzung genießen. „Es thut noth,“ ruft er, „daß dies sich ändere. Wir müssen Alles vermeiden, was die Sache verschlimmern könnte. Zwar sind wir nur Wenige, aber auch ich will mich zu jenen Polen rechnen, welche den Ruf ihrer Landsleute hier zu verbessern haben!“

Allmälig erwacht in seinem Busen ein dunkles Verlangen. „Ich bin sehr verlassen, ich sehne mich, ich weiß nicht nach wem, aber das weiß ich, daß ich diesen Jemand genug lieben könnte, um ihm außer meiner künstlerischen Zukunft Alles zu opfern. Ich suche ihn, denn ohne ihn bin ich betrübt, und dennoch fürchte ich mich, ihn zu

finden. Auch scheint es mir, daß ich ihn nicht so bald finden werde.“ Das ist am 1. Februar 1855; sieben Tage später braust schon ein heißer Liebes-Dithyrambus durch das Tagebuch. Es ist von einer Abendgesellschaft die Rede, welche eine Anzahl niedlicher Mädchen vereinigte, „die herzigste, graziöseste und schönste aber war die Tochter des Hausherrn. Seit einigen Tagen zieht es mich so zu ihr hin, als ob ich unaufhörlich sie mit Augen schaute. Sind das vielleicht die Anfänge des Verhältnisses, welches die Menschen Liebe nennen? Nein. Ich gehe darauf nicht ein, ich sage nur, daß ich sie so . . . ich weiß nicht, was! Wenn es mich überkommt, so ergreift mir Frost und dann Hitze meine Knochen.“ Und weitere sieben Tage, da ist's ihm klar. „Was geschieht mit mir, was ist das! Ach! ich fange an zu lieben!“ Selbstverständlich spielt von jetzt ab das Wort Liebe in dem Tagebuche eine große Rolle. Die Dulcinea des jungen Künstlers ist ein Fräulein Rosa Ertl, die Tochter des Restaurateurs, in dessen Local Arthur ständiger Mittagsgast war. Das Verhältniß scheint längere Zeit gewährt zu haben; Grottger malt die Geliebte und trägt sich mit allerhand pädagogischen Plänen, um ihr eine höhere Lebensauffassung beizubringen; sie ist noch kindisch und flüchtig, er will sie ernst machen.

Das Lied bleibt unausgesungen, wie die meisten Lieder von der ersten Liebe.

Um so grausamer haust die gemeine Nothdurft des Daseins in dem Stübchen des jungen Malers. Dreißig Gulden monatlich! Und der Winter 1855—56 ist so bitter kalt; bis zu 20 Grad unter Null sinkt das Quecksilber, während Arthurs Stübchen schon seit zwei Wochen nicht geheizt ist. Die Hände schwellen ihm an und zitternd kauert er, in den Pelz eingehüllt, den er von Hause mitgebracht. „Es ist zum Weinen,“ heißt es da wiederholt im Tagebuche. Aber am Ende ist der Hunger doch stärker als die Kälte, und so zeichnet Grottger die ersten seiner kleinen Bildchen, lauter Soldaten, bald Tscherkessen im Kampfe mit Russen, bald Wallenstein-Cürassiere im Handgemenge mit Schweden, bald Türken im Gefechte mit Ungarn. Sie tragen ihm herzlich wenig ein; vier Stück muß er einem Händler für fünfzehn Gulden dahingeben. Aber was vermag nicht Alles die Noth? Und weßhalb soll eine Künstlerseele

nicht freudig ein Bild verschleudern, wenn für den Erlös der Anblick der Ristori erkauft werden kann? Das ist eine Begeisterung! „Welch eine Gestalt! Gewaltig, prächtig, edel, mit einer großen überirdischen Seele, wie sie Schiller und Goethe besaßen!" Oder: „Ich habe keine Worte, sie zu beschreiben, sie und ihr Spiel."

Es tritt eine Pause ein, welche von Februar 1856 bis Juli 1857 währt. Die Zwischenzeit hat den Jüngling wundersam gereift, denn es sind nicht mehr kleine, abgerissene Notizen, sondern es erscheint auf einmal eine ernsthafte Selbstkritik in dem Büchlein, welche bereits den künftigen Adlerflug ahnen läßt. „Ich sage nicht," heißt es, „daß meine Gedanken heute reifer und vernünftiger sind. Aber ich meine, daß sie sich mir viel öfter aufdrängen, viel mächtiger und viel länger meine Einbildungskraft beschäftigen, als sonst. Unlängst gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß nichts den Menschen so belehrt und bildet, als das Denken. Aber wie selten denke ich über mich selbst nach, wie langweilt mich dies noch und welch ein Wirrwarr entsteht dann in meinem Gehirne! Welch erhabene Ideen, welch schöne Vorsätze und Unzufriedenheit mit mir selbst! Und so träume und träume ich lange, kämpfe mit diesen Gedanken, sehe sie verwirklicht, sehe sie in herrlichen Bildern, sie erheben sich und reißen mich mit sich fort . . . Da plötzlich stürze ich hernieder, erinnere mich an das Heute und das traurige Morgen und schlummere ermattet ein, um von nichtssagenden und gewöhnlichen Dingen zu träumen."

Ueber den jungen Künstler ist sichtlich die Krise hereingebrochen; es soll sich entscheiden, ob er Dauerndes zu schaffen im Stande ist. Und er nimmt den entscheidenden Proceß offenbar sehr genau, davon zeugt die letzte vom 13. Januar 1858 datirte Aufzeichnung seines Tagebuches. Sie lautet: „Heute fühle ich, daß ich noch nichts bin. Und weßhalb? Ich kann von mir nicht sagen, daß ich Charakter besitze, ich kann nicht sagen, daß ich anfange, Eigenschaften zu entwickeln, welche den Charakter ausmachen: ich bin ein Kind!"

Das Tagebuch ist zu Ende. Auch die Flegeljahre sind es. Ein rastloser Schaffensdrang ist in Grottger's Seele eingezogen. Zwar die ihn so harmlos und unwählerisch in der Hietzinger „Neuen Welt", im „Paradies" und Volksgarten sich verlustigen sehen, sprechen

ihm, angeblich weil er in den Niederungen des Lebens zu wandeln liebe, mit landesüblicher Weisheit jegliche künstlerische Zukunft ab. Sie wissen nicht, daß er inzwischen von Stoff zu Stoff fliegt, unstät, sprunghaft wie jedes Talent, welches sich die rechte Bahn sucht. Es sind keine Kunstwerke, die er zwischen 1859 und 1865 bald in Oel und bald in Aquarell, zumeist aber mit dem Stifte zuwege bringt. „Das Gebet der Conföderirten", „Sobieski vor Wien", „Die Schule des Adels" haben nur als Zeichen der künstlerischen Entwickelung einen Werth. Auch die beiden Bildercyklen „Warschau" und „Polonia" sind blos als Stationen bemerkenswerth, also blos von biographischem Interesse.

Aber Grottger hat seinen Weg gefunden und das ist die Hauptsache. Es ist im Juli 1865, da giebt er in einem Privatbriefe die erste Andeutung über den großen, vielleicht seinen größten Cyclus unter dem Titel: „Lituanica" (Litthauisches). „Schade," schreibt er, „daß ich Dir mein Litthauen nicht zeigen kann. Ich habe erst drei Bilder beendigt und das vierte begonnen, aber auch diese würden Dich schon für sich einnehmen, denn sie sind vielleicht ein bescheidener, vielleicht ein künstlerisch nicht genug gerundeter, aber ein wirklich tief aus der Seele eines Polen hervorgeholter Accord." Und einen Tag, bevor die „Lituanica" in Lemberg zur öffentlichen Ausstellung kommen, schreibt er an dieselbe Adresse: „Ich bin sehr gespannt auf die Meinungen, welche das Publicum über die „Lituanica" äußern wird. Ich fürchte mich sehr vor einem einzigen Vorwurfe, nämlich daß ich solche Figuren wie die Plater, Sierakowski, Murawieff, Persönlichkeiten von so ausgesprochener Eigenthümlichkeit, ignorirt habe. Dieser Vorwurf würde mich mit Recht treffen, wenn ich nicht den Titel „Litthauen" in „Litthauisches" umgeändert hätte. Aber diese Aenderung sichert mich zum Theil, denn dieser Ausdruck ergibt von selbst, daß es sich hier um Bilder aus Litthauen, aber nicht um ein Bild Litthauens aus dem Jahre 1863 handelt. Uebrigens werden wir ja sehen; es kann leicht geschehen, daß ich eine so unliebsame Ueberraschung erfahre, wie Herr Benedek, und zwar von einer völlig andern Seite, als ich erwarte. Nur wird zwischen mir und Benedek der Unterschied sein, daß er nach der Niederlage noch eine Festung zur Rettung besaß, während ich Aermster weder Festung noch Ab=

mehr habe, wenn ich im Rathhaussaale besiegt werde. Aber Muth ziert den Jüngling, sagt der Dichter, also keine Furcht!"

Von tiefster Bescheidenheit und Einfachheit der Gesinnung geben sämmtliche Briefe Grottger's ohne Ausnahme einen nahezu rührenden Beweis; keiner aber kennzeichnet den liebenswürdigen Menschen besser, als ein aus Krakau vom Juli 1866 datirter Bericht über einen Besuch, welchen er von Matejko empfangen. Da zeigt sich so recht die neidlose, für alles Schöne begeisterte Künstlerseele.

Man kann nicht leicht über Grottger etwas Wahreres und Treffenderes sagen, als er selbst hier in einem Urtheile über seinen großen Landsmann äußerte. Der Brief lautet: „Ich hatte heute einige alte Künstlercollegen zu Besuch, Isidor Jablonski und Matejko. Sie waren im Ganzen befriedigt von den „Lituanica". Matejko machte mir einige sehr gerechte Einwürfe, nach denen ich morgen früh einige Aenderungen vornehmen werde. Wir haben viel über den in diesen Bildern durchgeführten Gedanken geplaudert. Die Meinungen stimmten nicht immer überein, was daher kam, daß unsere Anschauung hinsichtlich der Form bisweilen auseinander ging. Im Uebrigen waren sie mit meiner Arbeit zufrieden. Ich war in dem Atelier unserers Delaroche-Matejko und sah sein letztes, noch nicht vollkommen vollendetes Bild. Es stellt den Rejtan vor in dem Augenblicke, da er sich vor die Thür des Reichstagssaales stürzt und gegen die Genehmigung der Theilung Polens protestirt. Das Bild ist grandios in der ganzen Bedeutung dieses Wortes, voll Leben, was die Farbe anbelangt, und voll Action. Ich freute mich bei dem Anblicke dieser lebendigen, ungewöhnlich plastischen und herrlich componirten Figuren. Wie viel ausdrucksvolle und wahre Details! Welche Genauigkeit in jeder geringsten Kleinigkeit und wie viel psychologische Wahrheit!

Nur Eins möchte ich sagen, daß es mich im Ganzen deßhalb nicht befriedigt, weil es mehrere Handlungsherde hat. Es hat den Fehler, daß auf ihm viel vorgeht, was den Blick des Beschauers von der Hauptsache einigermaßen ablenkt. Und dieß entsteht daher, daß, obgleich der größere Theil der Figuren an der Handlung des Hauptdramas betheiligt ist, gleichwohl noch zu viele andere gleichzeitig in ganz anderer Richtung handeln, und zwar derart, daß zwei

Gruppen entstehen, welche zwei Drittel des Bildes ausmachen und doch nicht wissen, was in Rejtan vorgeht. Es scheint mir, daß es dem Maler darum zu thun gewesen, desto nachdrücklicher das Chaos und die Verwirrung des Augenblicks zu kennzeichnen. Ich für meinen Theil kann dies nicht loben. Ich gebe zu, daß sich die Sache vielleicht in Wirklichkeit so zugetragen hat, aber in diesem Falle würde ich mich nicht so sklavisch an die Thatsache festgeklammert, sondern ich würde alle Gestalten des Bildes mehr oder weniger mit dem Proteste Rejtans beschäftigt dargestellt haben. Und dadurch, glaube ich, hätte die dargestellte Thatsache eine noch größere Bedeutung in den Augen selbst des gleichgültigsten Beschauers erhalten. Im Einzelnen könnte ich nur einzelnen Köpfen eine zu prononcirte, weil schon nahe an die Carricatur streifende Charakteristik vorwerfen. Sonst aber ist Alles herrlich componirt und meisterhaft gemalt! Ach, ich sage Dir, daß ich angesichts dieser Arbeit meines Nebenbuhlers sehr gedemüthigt war; ich schlug mir an die Brust und sprach im Geiste: Wie klein, du Aermster, wie klein bist du!"

Im Jahre 1867 siedelte Grottger nach Paris über. Es war zunächst kein künstlerisches Interesse, welches ihn an die Seine zog. Er liebte. Aber noch waren Ruf und Mittel nicht gesichert genug, um das Wagniß der Ehe zu rechtfertigen. „Was mich anbetrifft," schrieb er im Juli 1866, „so werde ich jedenfalls nach Paris gehen, denn ich will endlich einmal diesen Coup d'état vollführen, der über meine ganze Zukunft entscheiden soll. Da meine „Polonia", meine „Lituanica" und mein „Warschau" bereits in Paris sind, so wird dort vielleicht auch mein „Krieg" („Thal der Thränen") schneller zur Anerkennung gelangen."

Dieser „Krieg" ist sein großartigster Bilder-Cyclus; er hat ihn im Jahre 1866 in Krakau begonnen und im Mai 1867 vollendet; die letzte der zwölf wunderbaren Zeichnungen entstand schon in Paris. Sie stellt einen in Schlaf gesunkenen jungen Maler dar, an den leise sein Genius herantritt (Dante und Beatrice). Zu allen anderen Zeichnungen des „Krieg" hat der Künstler selbst in seinen Briefen die Commentare geliefert. Ueber die erste, welche das Erscheinen eines Kometen darstellt, schreibt er: „Es sind auf diesem Bilde viele Figuren: Großvater und Großmutter, drei Töchter, zwei

Enkel und der Schwiegersohn, außerdem Dante und Beatrice. Allesammt stehen sie vor dem Hause und staunen den Kometen an; nur der Maler und sein Genius schauen nicht gen Himmel, sondern auf die Hauptscene des Bildes. Auch Tauben und Blumen und andere Kleinigkeiten sind angebracht, um den häuslichen Frieden und das Familienleben dieser Armen zu charakterisiren. In der Mitte nach dem Hintergrunde zu sitzt in Gedanken versunken die Mutter und betrachtet das Kind, welches neben ihr kauernd die Händchen ausstreckt und mit den Füßchen stampft. Seitwärts sitzt ein älteres Kind mit wirren goldenen Haaren und blickt nach dem Beispiel der Andern ebenfalls zu dem Wandelsterne empor. Hinter der Mutter hockt auf einer Bank unter einem Pfeiler, um den wilder Wein sich rankt, die Großmutter; sie ist erschrocken und faltet, gen Himmel schauend, die Hände wie zum Gebet. Neben ihr hat die Enkelin, welche noch bis vor Kurzem fleißig Wäsche nähte, in Gedanken den Faden verloren; es ist, als ob sie ahnte, daß ein schreckliches Zeichen am Himmel stehe, so traurig ist ihr Gesicht. Noch weiter rückwärts, an den Pfeiler gelehnt, steht der Großvater; auch er reckt den Kopf empor, aber nicht aus Neugier, sondern aus Bekümmerniß, daß er vielleicht noch manches Unglück werde erfahren müssen. Auf derselben Seite zur Rechten, aber näher nach vorne, steht der Hausherr selber, ein Handwerker; er ist vor die Thür herausgetreten und hat zum Firmament gelugt, aber bald sein Antlitz gesenkt, das tief erschrockene. An seinen Arm hat sich sein Weib geschmiegt, und sie späht traurig empor, als ob sie aus dem Glanze des Sternes das Geheimniß der Zukunft herauslesen wollte. Alle, Alle sind sie entweder betrübt oder erstaunt, und so stille ist's, daß blos der Flügelschlag der beiden Tauben zu vernehmen, welche zum Eimer am Brunnen geflogen sind, um zu trinken. Auf der linken Seite des Bildes nächst dem Brunnen stehen Dante und Beatrice; es erbarmt sie der armen Leute, denn sie sehen, was derselben schon in der nächsten Zukunft harrt. Die Sonne ist eben untergegangen und Dämmerlicht liegt auf der Gruppe. In einiger Entfernung ragt ein Kirchlein empor, etliche alte Linden sind in der Nähe und einige Kamine sichtbar, dann dehnt sich die Ebene, über welche, wie durch einen Nebel verhüllt, Städtchen und Dörfer verstreut sind."

In ähnlicher ergreifender Weise ist jedes einzelne der zwölf Bilder von dem Maler selber commentirt; auf keinem fehlen Dante und Beatrice. Warum gerade sie von Grottger gewählt worden sind? Er gibt darüber Auskunft. „Höre," schreibt er, „Du kennst Dante? Alle die schrecklichen und wundersamen Bilder seiner Comödie müssen Dir noch lebhaft im Gedächtnisse sein — Du begreifst also den Werth dieses Werkes für die heutige Welt, geschweige denn für sein Zeitalter. Und wenn Dante heute aus seinem Grabe erstände oder sein Geist zum zweitenmale in einem Menschenkinde sich offenbarte und in ähnlicher Weise die Menschheit anriefe? Und wenn ich dieser zweite Dante wäre! Du lachst? Nun ja, es wäre ja ein Wahnsinn, etwas Derartiges im Ernste von sich zu sagen. Nein, ich habe mich nur im Scherze mit Dante verglichen; aber ich that es deßhalb, weil ich das Thema, welches ich mir wählte, in Bildern ganz ähnlich zu bewältigen wünschte, wie es Dante mit Worten gethan. Dante, der Philosoph, setzte sich vor, seine Landsleute durch bittere Wahrheiten an sich selbst zu erinnern. Mit seinem Gedichte wollte er nicht blos die damals verworrenen socialen Verhältnisse, sondern die verfallende Moral überhaupt verbessern. Er trachtete, nicht mit göttlichem, sondern mit menschlichem Munde, nicht mit versöhnlicher Seele, sondern mit dem ganzen Grolle und Hasse eines gewöhnlichen Sterblichen darüber zu reden, was die Religion schon seit dreizehn Jahrhunderten gelehrt hatte. Das Alles war in seinem Plane und er hat es ausgeführt. Es war eine der herrlichsten Aufgaben, welche jemals ein Künstler ergriffen und vollendet.

„Da hast Du in wenigen Strichen das, was Dante that, und nun höre auch das, was ich beabsichtige. Die Plage der Menschheit, der häßlichste Ueberrest des Mittelalters ist der Krieg, dessen sich Alle schämen und den sie verabscheuen, und doch nähren und dulden wir ihn bis zum heutigen Tage in uns selbst. Viel ist darüber geschrieben worden, aber gemalt ward dies noch nie. Man begnügte sich mit der Darstellung einzelner aus dem Zusammenhange gerissener Momente, welche schon die letzte Folge sind der vorangegangenen Katastrophen. Man stellte eine Schlacht dar oder ein Gemetzel,

aber noch Niemand hat ein Bild des Krieges entworfen, wie er in den Augen der armen Leute sich spiegelt. Höre also: Wenn der Maler seine Muse oder seine Beatrice anriefe und ihr sagte: Führe mich dorthin, wo Krieg ist, wo ich ihn Aug' in Auge schauen kann, wo er betrübt, erschüttert, erzürnt und ekelt! Und wenn seine Beatrice ihn an der Hand nähme und ihn nach seinem Wunsche führte, wo sich eine ganze Welt unbekannter Scenen vor ihm aufthäte, und er stände und neigte sich zu ihr, weinte, erbebte, grollte, verabscheute!"

Aus diesen mehr originellen als tiefsinnigen Erwägungen ist die Idee Grottger's hervorgegangen, auf jedem seiner Kriegsbilder die Gestalten Dante's und Beatrice's, je nach dem Inhalte der Scene verändert, anzubringen, und er hat sich auf diese Weise ein allegorisches Band geschaffen, das den ganzen Cyclus geistig zusammenhält. Ob nun der Mann, in die Schrecken des Krieges hinausziehend, von seinem Weibe für immer Abschied nimmt, oder der Recrut aus der Urne sein Loos hervorholt, ob wilde Feuersbrunst das Städtchen zerstört oder im Walde versprengt ein Weib mit drei kleinen Kindern dem Hungertode entgegenstarrt, immer erhebt sich der philosophische Gedanke des Künstlers zu allgemeiner Betrachtung, verklärt und veredelt in den Gestalten Dänte's und seiner Beatrice.

Gewiß, die Commentare, in denen Grottger seine Bilder selber erklärte, sind von einer ergreifenden Gegenständlichkeit. Er schreibt kaum weniger vortrefflich, als er zeichnet. Aber um in den Schaffensproceß des Künstlers einzudringen, muß man das eigenthümliche Notizbuch lesen, worin er, als der „Krieg" beendet war, zu den zwölf Zeichnungen aphoristische Glossen niederschrieb. Dieselben sind so stimmungsvoll und zugleich so charakteristisch, daß sie eine wörtliche Wiedergabe reichlich verlohnen. Sie lauten:

„. . . Und ich erstaunte und versank so tief in meine Gedanken, daß mir war, als sähe ich, nicht mit dem körperlichen Auge, sondern mit banger und verwundeter Seele weit hinaus, und vor mir lägen alle Leiden und Frevel der Welt. Komm' mit und Du

wirst Vieles schauen, sagte mein Genius zu mir. Ich seufzte schwer und ging.

* * *

„Siehst Du diese Leute? Ich blickte auf und sah Trauer auf der Erde und einen häßlichen Stern am Firmament. Die armen Leute starrten in den Himmel, als ob sie durch ihren Blick das künftige Weh und Wirrsal verscheuchen wollten.“

* * *

„Die Mutter weinte, aber die bösen Krieger lachten, indeß der Knabe am ganzen Leibe bebte, denn in der Urne lag das Urtheil über seine Zukunft verborgen.“

* * *

„Leb wohl! vielleicht auf immer!“ Sie konnte nicht mehr weinen, und blieb allein.“

* * *

„Hier rauben die Einen den Andern ihre Habe, denn diese sind wehrlos und Jene hantieren mit Schwert und Feuer. Ich hörte wie die Windsbraut das Feuer anblies, und vermochte nicht hinzuschauen“

* * *

„Ist unsere Mutter eingeschlafen?“ fragten die Kinder. „Sie wird nicht mehr erwachen,“ antwortete mein Genius, „und es graute mir wie zuvor.“

* * *

„Alles ward ihnen genommen; nur mit dem nackten Leben entließ man sie in Elend und Noth.“

* * *

„Hier sah ich zum erstenmale einen Menschen, welcher, nachdem er den Einen sein Gewissen um Geldeswerth verkauft hatte, die Andern um sein Leben bat.“

* * *

„Nicht einmal den Todten ließen die Spitzbuben ihre Ruhe.“

* * *

„Schau und zittere; denn über ein Veilchen werden tausend hingeschlachtete Opfer die Rache Gottes anrufen. Ich zitterte, aber zu weinen vermochte ich nicht.“

* * *

„Aber hier habe ich doch geweint, denn hier haben die Menschen selbst Gott angeklagt.“

* * *

„Schreckliches habe ich erduldet, Vieles erlitten, am Ende ermannte ich mich aus meinem Staunen. Ich danke Gott, daß dies Alles blos ein Traum war, ein Traum vom Kriege und seinen Leiden.“

Mit dem Bildercyklus also, den diese knappen, aber tief empfundenen Notate erklären, war er nach Paris gegangen, obwohl er, wie er selbst sagt, sich vor Paris fürchtete. In wenigen Monaten, zum Lenzesanfange, wollte er wieder in der Heimath sein. Ach, seine Hoffnungen waren eitel Schaum und Phantasie, auch die, welche er auf Napoleon III. setzte, welchem er, um einen Gönner zu finden, den „Krieg“ zum Geschenk zu machen beabsichtigte. Alles ging ihm schief und spottete seiner Einbildungen. Bekanntschaften mit Meistern seiner Kunst waren bald geschlossen, und Gérome nahm ihn sogar mit ungewöhnlichem Wohlwollen auf. Aber das war seine einzige Freude. Inzwischen zerrannen ihm seine Ersparnisse und er mußte wieder kleine Bildchen zeichnen, um das nackte Leben zu fristen. Es kam ihm sauer genug an: Goupil zum Beispiel wollte ihm seine Zeichnungen nicht abnehmen, weil er in ihnen politische Tendenzen witterte. Und doch mußte Geld geschafft werden, um die Rahmen für den „Krieg“ zu bezahlen, welcher demnächst in die Ausstellung wandern sollte. Da arbeitete denn der arme Künstler, wie in seinen Lehrlingsjahren, wieder für illustrirte Blätter.

Dazwischen aber, inmitten seines Elends, erhob er sich zu seiner künstlerischen Meisterschöpfung, die sein Schwanengesang war, zum

„Transport nach Sibirien“. Eben ist ein Häuflein Verbannter auf einer sibirischen Station eingetroffen, sie stehen in langer Reihe vor einer Baracke, welche ihnen als Gefängniß und Wohnung dienen soll. Die Ortscommission mustert sie und läßt jeden Einzelnen vortreten. Ueber ihnen ist Alles kalt und dunkel, unter ihnen weiß, in ihnen trüb und finster. „Ich freue mich selbst,“ schreibt er, „auf diese etliche zwanzig schönen ausgehungerten Gesichter, auf denen düstere Entsagung lagert.“ Es ist, als ob die eigene Noth den Künstler getrieben hätte, sich mit seinem Stifte „Genossen im Elende“ vorzugaukeln.

Die Weltausstellung interessirte ihn trotz alledem sehr, aber auch sie brachte ihm keine Freude. Der „Krieg“ kam zu spät in die Oeffentlichkeit, und die „Lituanica“ hatten sie ihm so schlecht placirt, daß man sie in ihrer Höhe kaum finden, geschweige ordentlich betrachten konnte. „Es ist hart,“ klagte er, „aber ich freue mich dennoch darüber; denn wenn trotz alledem die Leute sie anschauen und daran Gefallen finden, so werde ich wissen, daß sie etwas taugen.“

Es ist ihm nicht besser geworden bis zu seinem frühzeitigen Tode. Trotzdem hatte er selten geklagt und ist Andern beigesprungen, wo er nur konnte. Einst begegnete ihm auf der Gasse ein alter, schwächlicher Mann, der vor einem mit einer Last beschwerten Wägelchen einherkeuchte. Er erkannte in ihm einen Landsmann, rief ihn an und spannte sich zu ihm vor das Gefährt, um ihm die Anstrengung zu erleichtern. Im Sommer 1867 nahm sein körperlicher Zustand eine verhängnißvolle Wendung; ein Bluterguß warf ihn zu Boden. Zwar erholte er sich wieder für eine Weile, und auch seine pecuniären Verhältnisse verbesserten sich durch den günstigen Verkauf des „Krieg“. Aber es war zu spät. Seine besten Träume waren ihm inzwischen zerronnen; die Liebe, welche ihn nach Paris getrieben, hatte er von sich weisen müssen, und harte Enttäuschungen nagten an seiner Seele. Das sind keine Arzneien, um der Zerstörung des Körpers Einhalt zu thun. Noch war der Frühling des Jahres 1868 nicht gekommen, da lag der begnadete Künstler, nach achtundzwanzigjährigem Lebenslaufe, bei den Todten. So sanft

und stille war er gestorben, daß sein Busenfreund Krajewski, der sich in dem nämlichen Zimmer befand, seinen Hingang nicht merkte.

Seine Landsleute begruben ihn still und mit aufrichtiger Klage. Aber er gehört nicht ihnen, denn sein Andenken bewahrt die allgemeine Kunstgeschichte, welcher er unter den Zeichnern aller Tage als der größten einer zu gelten hat.

Silhouetten aus Stadt und Land.

(Polnischen Autoren nachgezeichnet.)*)

I. Der Herr Propst.

Der Ehrenplatz gebührt dem Herren Propst. Als Muster eines Geistlichen aus der guten alten Zeit, der Napoleon Bonaparte mit eigenen Augen gesehen und den Fürsten Joseph Poniatowski in der Propstei zu Radzymin bewirthet hatte, verdiente er, daß man ihn näher kennen lerne.

Woher er stammte und aus welchem Geschlechte, auch wie alt er war, konnte man nie erfahren. Nur bisweilen, wenn er nach den Mühen eines Ablasses unter seinen Amtsbrüdern bei dem Nachtisch saß, gab er unterschiedliche Ereignisse seines Lebens zum Besten, verrieth er, daß er in jungen Tagen bei großen Herren in Litthauen gedient, und im Jahre 1812 das Kriegshandwerk ergriffen hatte, beklagte er, nicht zu wissen, wo seine Angehörigen sich befänden, um endlich schmunzelnd zu berichten, daß er nach dem Heimgange des Propstes von Radzymin, dessen Vicar er gewesen, ein Legat von sechstausend Gulden empfangen und dasselbe als zinsfreie Hypothek dem Vater des zeitigen Grundherren überlassen hatte, unter der Bedingung, daß in Radzymin alljährlich am St. Michaelstage ein Ablaß gehalten würde.

*) Die reizendsten Skizzen aus dem polnischen Volks- und Gesellschaftsleben enthält das Büchlein: Sylwetki von Casimir Chlendowski. Lemberg. Gubrynowicz und Schmidt. 1876. Ich habe mich bei einigen dieser Silhouetten auch bisweilen lediglich verdeutschend an dasselbe angeschlossen.

Seit fünfundvierzig Jahren saß er zu Radzymin auf seinem Platze, dreißig Morgen sterilsten Sandbodens mit unverdrossener Ausdauer bebauend. Wie und wovon er lebte, wußte Niemand. Denn er empfing nie einen Besuch und seine Wirthin, welche ihm nur um ein Geringes an Jahren nachstand, war so stocktaub, daß es nicht möglich war, mit ihr ein Gespräch zu pflegen.

Er war hoch von Wuchs und hielt sich noch leidlich aufrecht. Sein Schritt war fest, und aus den schalkhaften Augen blickte ihm unverkennbar eine gewisse Seelengüte und Naivetät. Die milchweiße Glatze machte ihn nicht ehrfurchtgebietender.

Je hartnäckiger das Consistorium seiner vergaß, desto höher schätzte ihn seine Gemeinde. Er vergrub sich allmälig in seiner Pfarrei, zog sich von den Menschen zurück, wurde ein wenig kindisch und vernachlässigte sein Aeußeres, da er sich gewöhnt hatte, seine Bedürfnisse auf ein Kleines einzuschränken. Wenn er im Sommer zur Kirche ging, legte er eine Soutane an, die vor alten Zeiten einmal schwarz gewesen war; sonst aber trug er eine Reverende aus grauer Leinwand und einen Hut von ordinärstem Stroh. Im Winter steckte er sich in einen mit Tuch überzogenen Schafspelz und seine viereckige Mütze von thurmartiger Höhe war in der ganzen Gegend jedem Kinde bekannt. Erforderte es aber ein festlicher Anlaß, so kramte er sein Paradekleid, eine glänzende Brunellrobe, aus dem Kasten, welche zur Winters- wie zur Sommerszeit seinen vornehmsten Schmuck bildete, obwohl er ihr längst entwachsen war und vom Ellbogen an mit den Hemdsärmeln aus ihr herausstrebte.

Einmal in jedem Jahre fuhr er mit Truthähnen eigener Zucht in das benachbarte Städtchen. Für den Erlös kaufte er ein karges Fäßchen Ungarweins und kehrte noch desselbigen Tages um die Abendstunde in die Propstei zurück. Alle übrigen Bedürfnisse lieferte ihm der Arendator des Dörfchens, auch den Schnupftabak, den er leidenschaftlich liebte; der Herr Propst nahm niemals mehr als ein Pfund dem Juden Berek ab und auch dieses insgeheim, weil er in der steten Besorgniß lebte, wegen Contrebande bestraft zu werden.

Einst verbrachte der Schwager des Grundherren, ein Bürschlein von sechzehn Jahren, seine Schulferien auf dem Edelhofe von Radzymin.

„Wenn Du ins Dorf hinunterreitest, Ludwig," sagte der Gutsherr zum Knaben, „so kehre bei dem Herrn Propst ein und bitte ihn, mir einen Taufschein auszustellen."

Der Knabe that, wie ihm geheißen. Da er aber in der Gymnasiasten-Uniform steckte, so erschrak der Alte bis ins Mark, als er ihn vom Fenster her in den Pfarrhof hereintraben sah. Er meinte steif und fest, in dem Ankömmling einen Steueraufseher zu erblicken.

Ludwig befestigte den Zügel des Pferdes an dem Staket und schritt auf das Haus zu. Die Thür war fest verschlossen. Er pochte und rief, aber Niemand ließ sich sehen. Da er jedoch beim Hereinreiten den Herrn Propst am Fenster erkannt hatte, so ließ er nicht ab, an der Thür zu rütteln. Eine Viertelstunde verstrich. Endlich ward von innen der Riegel behutsam zurückgeschoben und der Propst trat scheu auf die Schwelle.

„Ich bitte Tausendmal um Verzeihung, gnädigster Herr Steuer-Aufseher. Ich habe das Pochen nicht vernommen."

Der Knabe sagte seinen Auftrag her.

„Ich bitte, einzutreten, gnädigster Herr Steueraufseher," fuhr der Alte fort, ohne dem Ankömmling ins Gesicht zu schauen.

Aus dem Zimmer drang dem Knaben ein betäubender Tabakgeruch entgegen. Der Herr Propst hatte nämlich das ganze Pfund auf den Boden geschüttet und mit Sand untermengt.

„Es riecht hier entsetzlich nach Tabak, Herr Propst," rief der Gymnasiast. „Ich werde ein Fenster öffnen."

„Gnädigster Herr Steueraufseher, das ist kein Tabak," stotterte der Alte, indem er hastig das Gemenge von Sand und Tabak mit den Füßen stampfte und dabei mechanisch den Gast von der Seite anblickte.

„Aber ich bin ja gar nicht der Steueraufseher," lachte Ludwig. „Kennen Sie mich denn nicht mehr, Herr Propst? Ich bin Ludwig Kawczynski."

„Ah wirklich, Du bist der Ludwig. Grüß' Gott! Aber welchen Schreck hast Du mir verursacht, und welchen Schaden! Ich sah einen Reiter in Uniform und glaubte, es sei der Steueraufseher, Du weißt ja, es gibt böse Leute, Denuncianten. Nun, nun, grüß' Gott!"

Und dabei nahm er den Tabak und Sand behutsam in den Handflächen auf, schüttete beides auf einen Papierbogen, den Tabak sorglich aus dem Sande herauslesend, stöhnte und jammerte über den Schaden, welchen er erlitten.

„Gott sei Dank, daß Du kein Steueraufseher bist! Setz' Dich nieder, mein Bürschchen."

. . . Die Geistlichen aus der Nachbarschaft mochten unsern Alten nicht sehr leiden, und auch er suchte ihre Berührung nicht. Nur selten und wenn er dringend gebeten wurde, fuhr er zu einem Ablasse oder Begräbnisse in der Umgegend. Dann pflegte er aber auch jedesmal irgend eine Albernheit zu reden oder eine Verkehrtheit zu begehen, welche fernere Einladungen unmöglich machte.

Da starb eines Tages das Weib des Gemeindevogtes. Der arme Teufel, der, obschon aller Habe ledig, seiner Todten ein feierliches Begängniß zu bereiten wünschte, lud auch mehrere Geistliche ein. Darunter unsern Herrn Propst. Der Traueraft ward mit allem ceremoniellen Brauch vollzogen, der Vogt bat die geistlichen Herren und sonstigen Gäste zu einer Mahlzeit und setzte ihnen reichliche Speise vor, mit Thränen in den Augen für ihre Theilnahme dankend.

Beim Abschiede drückte er unserem Alten einen Drei-Rubelschein in die Hand. Der Alte fuhr mit der Hand zurück, als hätte er sie sich verbrüht, und schleuderte das Papiergeld auf den Tisch.

„So theuer, denkst Du, verkaufen wir unsere Gebete?" rief er mit lauter Stimme. „So lange ich lebe, habe ich eine solche Summe noch von Niemand empfangen. Du armer Tropf, hast wohl nicht genug daran, daß Du Dein Weib verloren und uns wie ein Graf bewirthet hast; möchtest uns gar noch bezahlen? Behalte das Geld und kauf' Deinen Kindern Schuhwerk dafür! Das müßte ein Jude, aber kein christlicher Kaplan sein, der Geld von Dir annähme! Behalts, sage ich, und bleib' gesund!"

Selbstverständlich mußten nach einer solchen Scene auch die übrigen geistlichen Herren das Honorar zurückweisen. Der Alte aber bestieg lachend seinen Einspänner: „Ich bin Euch in die Quere gefahren, meine Herren Collegen, was?" spottete er, und fuhr davon.

In der That, es gab in der Umgegend keinen uneigennützigeren Menschen. Für jede Taufe begehrte er drei Groschen (sechs Pfennige),

für jede Trauung zehn, für jedes Begräbniß gleichfalls zehn und für eine Grabrede noch fünf dazu. Den Zehnten forderte er nie, weder vom Bauer noch vom Edelmann.

„Ich brauche es gottlob nicht," pflegte er zu sagen, wenn man ihm für seinen geistlichen Beistand ein besonderes Geschenk machen wollte.

Die Grabreden bereiteten ihm die geringste Mühe. Er hatte zwei vor fünfundvierzig Jahren ausgearbeitet, die eine für einen Bauer, die andere für den Propst von Radzymin, der ihm das Legat hinterlassen. Diese beiden Reden reichten bis zu seinem Tode für seinen Gebrauch vollständig aus. Begehrte man ihn, so schrieb er blos den Namen des Todten in das Manuscript. Allmälig war dieses kaum mehr zu enträthseln. Am Rande, oben, unten und zur Seite, zwischen den Zeilen und sogar zwischen den Buchstaben befanden sich die Namen. Zwischen die Anna fuhr mitten durch ein Maciek, zwischen den Jan eine Barbara, eine Elzbieta umschlang sich mit einem Wladyslaus und ein Ignaz mit einer Marylla.

Ehedem waren diese beiden Reden sauber zusammengeheftet gewesen; sie hatten in einem Umschlag von rothem Pappdeckel geruht. Aber allmälig hatte der Umschlag sich zerfasert und das Papier ward so zerfetzt, daß weder Nadel noch Kleister mehr helfen mochten. Den Herrn Propst kümmerte das wenig; wo er das Heft gerade aufschlug, begann er seine Leichenrede abzulesen, so lange, bis er ermüdete oder gewahr wurde, daß er wieder zu der Stelle zurückgekommen war, von der sein Vortrag begonnen hatte. Natürlich verstand keiner unter den Leidtragenden, was der Redner sagte; die Bauern weinten, der Gutsherr verabschiedete sich von dem Heimgegangenen für die ganze Familie, deren nähere und fernere Mitglieder, indeß der Alte das gottesfürchtige Leben des Seligen, seine reinen Sitten und seine Sparsamkeit pries, sofern nämlich die Rede auf den Propst von Radzymin dabei an die Reihe kam.

„Meine lieben Kinder," pflegte der Herr Propst zu schließen, „Alle sind wir nach dem Tode vor dem lieben Gott gleich und deshalb betet für die Seele des heimgegangenen Jan drei Vaterunser, drei Avemaria und drei Requiescat. Amen!"

Seine Pflichten erfüllte der Herr Propst mit der größten Gewissenhaftigkeit; niemals verspätete er sich, nichts verabsäumte er. Seine Stimme war laut, wenn auch sehr bedenklich zitternd; sein Ite missa est mit allen Modulationen und Tremolos verstand ihm jedes Büblein im Dorfe nachzuahmen. Als versteinerter Gewohnheitsmensch vermochte er sich nicht in die geringste liturgische Neuerung des Gottesdienstes hineinzufinden.

„Heda, Ihr neumodischer Herr Organist!" rief er zum Chor hinauf, „was spielt Ihr da auf? Was sind das für Kosaken im Gotteshause? Bei uns wird so gesungen!" Und nun begann er mit lauter Stimme die alte Melodie zu singen, und die ganze Gemeinde sang mit.

Nach der Predigt, in welcher es, da ihr Concept aus der Zeit der französischen Revolution stammte, ohne Erwähnung des Ketzers Voltaire nicht abgehen konnte, machte er stets noch eine besondere Improvisation, um die Gewohnheiten seiner Gemeinde etwa in folgendem Geschmacke zu geißeln:

„Was habt Ihr denn da bei der Hütte des Schimek für einen elenden Bretterbau aufgerichtet? Fürchtet Ihr Euch nicht vor Gottes Strafe bei solchem nichtsnutzigen Beginnen? Anstatt zu beten, Ihr Faullenzer, und einen Rosenkranz abzusingen, wollt Ihr Eure sündigen Leiber im Tanze wiegen? Und selbst Frauen, verheirathete Frauen drängen sich dazu, wie ich höre? Ist das nicht eine Schande, eine Beleidigung Gottes? Daß Ihr mir das Ding baldigst niederreißt!"

Und man gehorchte ihm. Tags darauf war von dem Bretterbau nichts mehr zu gewahren.

Die größte Mühsal für den Herrn Propst war der Ablaß zum heiligen Michael. An diesem Tage strömte eine Menge von Andächtigen und von geistlichen Würdenträgern im Hause des Grundherrn zusammen. Während des Gottesdienstes ging es noch an; aber wenn im Edelhofe der Tisch gedeckt wurde, kam der arme Alte in die bitterste Verlegenheit. Er mußte den Segen sprechen, der allemal mit den Worten endete: „die himmlische Krone gieb, o Herr, die himmlische Krone!" Und begannen erst die Trinksprüche, so war es seine Pflicht, mindestens deren zwei auszubringen; das verschlug ihm vollends den Athem. Er wurde geschwätzig, plapperte allerhand

unpassende Sachen in einem Tone und in Ausdrücken, davor sich die weiblichen Ohren entsetzten.

Die junge und stolze Grundherrin mußte insbesondere für ihren Propst des Oefteren erröthen. Doch das war nun einmal nicht zu ändern; man durfte den Alten bei den Einladungen nicht umgehen, zumal seine sechstausend Gulden als zinsfreie Hypothek auf dem grundherrlichen Besitzthum ruhten.

Einst kam der neue Dekan, der noch die Eigenthümlichkeiten des Alten von Radzymin nicht kannte, zu dem Ablasse gereist, mit dem Wunsche, die Stiftung eines Mäßigkeitsvereins anzuregen. Er meinte, den verwahrlosten und armseligen Amtsbruder im Orte nicht erst von seiner Absicht verständigen zu müssen, sondern bestieg nach dem Gottesdienste die Kanzel und ermahnte die Gemeinde in glühenden Worten, dem Schnapsgenusse für immer zu entsagen. Die Leute weinten und schlugen sich dröhnend auf die Brust und es schien, als hätte die Rede des Dekans ihre Herzen tiefstens erschüttert; der Verein konnte als gesichert gelten, da aber kletterte unser Alter plötzlich auf die Kanzel.

„Kinder,“ sagte er, „seid nicht gar so bekümmert wegen der Predigt des hochwürdigen Herrn Dekans. Ihr seid keine Säufer, ich kenne Euch besser. Entsagt nicht dem Schnapse, denn Ihr würdet das Gelübde nicht halten und dann noch schlimmer sündigen. Trinkt, Kinder, aber besauft Euch nicht. Für Euch ist ein Glas und ein zweites eine Stärkung und manchmal auch eine Arzenei. Ich selbst entsinne mich aus dem Zwölfer-Jahre, als wir uns mitten im Winter eine ganze Woche in den Wäldern verbargen, da retteten wir uns nur durch Brot und Schnaps vor dem Hunger und Frost. Wenn nicht der Schnaps gewesen wäre, so wäre eine Menge Volkes umgekommen wie das liebe Vieh ohne die heilige Beichte. Also seht Ihr, Kinder, daß der Schnaps dem armen Bäuerlein manchmal zum Leben und zur Gesundheit nöthig ist. Trinkt also wie bisher, aber nicht zuviel; trinkt, aber besauft Euch nicht. Das wars, Kinder, was ich Euch sagen wollte.“

Der Dekan war vermuthlich sehr indignirt über diese Berichtigung. Aber auch die Intelligenten unter den Bauern, welche im Stillen ihrer Propination gedachten, stimmten dem Alten bei. Und

so wurde die Sache beigelegt; es kam nicht erst zu Schreibereien und der Alte wiederholte nur immer: „Hochwürdiger Dekan, der Bauer kann nun einmal den Schnaps nicht entbehren."

Das Ereigniß hatte indeß gleichwohl ein gewisses Aufsehen erregt und bei dem Mittagsmahl im Gutshofe war es der Gegenstand des allgemeinen Gespräches. Nach dem ersten Toaste löste sich, wie gewöhnlich, unserem Alten die Zunge.

„Ich bitte Sie," sagte er zu seinem Vorgesetzten, indem er ihm die Dose hinhielt, „ich gehöre nicht zu dieser neumodischen Schule, ich kann nicht Französisch. Zu meiner Zeit wußten die Leute nichts davon, daß man den Schnaps abschwören könne, und sie lebten nach dem Wunsche Gottes. Was ich vom Zwölfer-Jahre gesagt habe, ist die reine Wahrheit; die Kosaken plünderten die Dörfer, man mußte in die Wälder entlaufen. . ."

„Ei, Herr Propst, wer spricht hier vom Entlaufen?" unterbrach ihn lachend die Wirthin, um das Gespräch in eine andere Bahn zu lenken. „Ich bin eine Frau, aber ich verstehe nicht. . ."

„O, Sie würden, gnädige Frau Gutsherrin, es sehr gut verstehen," erwiderte mit höflichem Lächeln der Herr Propst, „wenn der gnädigen Frau so wie mir von den Kosaken die Haut gebläut worden wäre, ja Sie wären noch schneller davon gelaufen als ich."

Die Dame erröthete bis unter die Haarwurzeln; die Herren preßten die Lippen zusammen, um nicht in ein schallendes Gelächter auszubrechen; die anwesenden Kirchenlichter thaten, als hätten sie nichts gehört und der Wirth brachte, um die Pause auszufüllen, die Gesundheit der geehrten Geistlichkeit aus.

Die Frau Gutsherrin jedoch konnte lange jenes Gleichniß nicht verwinden. Aber was sollte sie am Ende mit einem Greis von achtzig Jahren machen, der noch dazu Propst war und in der ganzen Gegend sich einer nicht geringen Schätzung erfreute? Sie sann und sann, auf welche Weise sie für das nächste Jahr einer solchen Ungeschicklichkeit des Herrn Propstes vorbeugen könne, und schließlich meinte sie auch wirklich das Mittel gefunden zu haben. Unter dem Vorwande, daß es im Speisesaale zu eng sei, ließ sie im anstoßenden Gemach einen besonderen Tisch richten, bat ihren Bruder und den

Alten, an demselben Platz zu nehmen, und ließ sich selbst bei ihnen nieder.

Der Alte nahm diese Veränderung mit gutmüthiger Gelassenheit hin, aß mit gutem Appetit, trank sehr wenig und behauptete bei Tisch die ruhigste Würde. Die Hausfrau sparte nicht mit Aufmerksamkeiten, reichte ihm eigenhändig die Speisen hin, band ihm die Serviette, goß ihm das Glas voll, bewies ihm kurzum die größte Verehrung.

Als das Mahl zu Ende war, verfügten sich die Gäste in die anderen Gemächer, der Alte bedankte sich und nahm Antheil an den Gesprächen der Männer und gab nicht mit einem einzigen Wörtlein zu erkennen, daß ihn die Handlungsweise der Hausfrau verletzt hätte.

Am Sonntag darauf bildete sich, wie gewöhnlich, nach dem Gottesdienste eine Gruppe von Plauderern auf dem Platze vor der Kirche. Man schwatzte über alles Mögliche und erzählte einander die Neuigkeiten der verflossenen Woche. Auch einige Damen standen beisammen, darunter die lustige Frau Gutsherrin. Der Herr Propst trat zu ihnen, begrüßte Alle mit lächelnder Miene und mischte sich in die Unterhaltung.

„Grüß' Gott, geliebter Propst, grüß' Gott! Wie ist das Befinden?“ fragte die Frau Gutsherrin.

„Ich bin gesund, gnädigste Frau,“ entgegnete sich verneigend der Alte, „nach einem so glänzenden Ablasse wird man nicht so bald krank.“

„Der Herr Propst war zufrieden mit dem Ablasse?“

„Und wie! Nach so viel Güte und Freigebigkeit der gnädigen Herrschaft! Aber wozu bedarf es am Ende solches Ueberflusses, wozu? Es lohnt sich nicht, so viel Ausgaben zu machen und sich so sehr zu sorgen, um den Leuten zu essen zu geben und hinterher von ihnen beredet zu werden.“

„Spricht man denn Etwas, Herr Propst?“ fragte sie gespannt.

„Bah, es ist nicht werth, daß man es laut wiederhole.“

„Bitte, bitte, sagen Sie es, ich sterbe vor Neugierde. Was sagt man, was?“

„Was kann man sagen, ohne Dummheiten zu reden,“ antwortete der Propst, indem er die Dose im Kreise herumreichte. „Mir ist

das Alles einerlei; ich bin ein alter Kerl und hier oder dort, für mich ist Alles gut genug. Aber Andere essen und trinken und dann spitzen sie ihre Zünglein. Glauben Sie mir, gnädigste Frau Gutsherrin, es lohnt sich nicht, für diese Geistlichen so glänzende Ablässe zu bereiten, es lohnt sich nicht."

„Lieber Herr Propst, Sie tödten mich. Sagen Sie doch endlich einmal, was man von mir spricht!"

„Nun, wenn Sie es durchaus wissen wollen, so werde ich reden. Man sagt, daß die gnädige Frau — aber das sage, Gott behüte! nicht ich . ."

„Was, was, die gnädige Frau? Was sagt man von mir?"

„Daß die gnädige Frau ohne jede Erziehung sein muß — der Ausdruck war, glaube ich, noch schärfer — da sie im Stande war, ihren alten Propst nicht in den Speisesaal hereinzulassen, sondern mit sich in irgend einem Alkoven abzufüttern. Nicht wahr, gnädige Frau, das sind böse Zungen? Lohnt es sich nun, sie einzuladen und zu füttern? . . Das ist mir eine Welt heutzutage!" . .

Noch einmal war es dem Alten vergönnt, den Ablaß am heiligen Michaelistage zu erleben. Da saß er auf dem Ehrenplatze bei dem Gastmahle des Grundherrn. Dann war er an einem milden Frühlingstage plötzlich gestorben. Schmerzlos und mit einem Lächeln auf dem vertrockneten Antlitz. Seine Gemeinde bewahrt ihm ein treues Gedächtniß. Mit seinem jungen Nachfolger wollen die Bauern nur schwer sich verständigen. Sie fanden selbst die Predigten des Alten nicht blos billiger, sondern auch schmackhafter.

II. Frau Helene.

„Aus dem Weg, aus dem Weg! Weshalb rufst Du nicht Dummkopf?" tönte es hinter mir an der Straßenecke.

Das „Aus dem Wege!" galt dem Publikum, das Compliment dem Bedienten, welcher auf dem Hintersitze eines mit zwei Ponys bespannten Phaëtons hockte.

Die Zügel führte die Herrin selbst, eine junge, anmuthige Frau, fast männlich gekleidet, einen Filzhut mit keder Feder auf dem

Köpfchen, einen Paletot mit großen Hornknöpfen über dem Gewande.

Sie fuhr bei der Conditorei vor, sprang zierlich vom Bocke und reichte, freundlich grüßend, ihr linkes Händchen zwei Herren, welche eben in dieselbe eintreten wollten.

„Just bin ich Ihrem Jockey auf einem großmächtigen Engländer begegnet,“ rief sie dem Einen derselben zu, „Sie haben ihn wohl erst jüngst gekauft; er ist sechzehn Faust hoch, aber mich dünkt, er hat am linken Bein den Spath. Wo haben Sie ihn erwischt, Herr Mieczyslaus?“

„Bei dem Fürsten Wladislaus. Gegen den Spath muß ich indessen feierlichste Verwahrung einlegen.“

„Bah, das ist nicht der Rede werth. Wissen Sie, daß die französische Rente gefallen ist?“

„Allerdings, um zwanzig Francs.“

„Zum Teufel, das ist ein harter Schlag. Sehen wir uns heute bei den Italienern? Laura ladet zum Souper; der Sekt wird in Strömen fließen. Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen, meine Herren!“

Frau Helene bestellte etliche Backwaaren, sprang dann mit einem einzigen Satze auf den Bock und flog wie der Wind davon.

„Ein niedliches Mütterlein,“ murmelte Graf Mieczyslaus und schaute der Davonjagenden nach.

„Unsere Mütterlein haben kürzere Strümpfe angehabt.“

„Kürzere, ja wohl; aber die längeren von heute sind indiscreter.“

„Sag', Mieczyslaus, was ist's denn nur mit ihrem Gatten?“

„Er haust irgendwo hinten in Litthauen und sie kümmert sich um ihn nicht; vor der Hochzeit verschrieb er ihr etliche Hunderttausend Gulden; jetzt muß er ihr die entsprechende Rente zahlen, ob er will oder nicht.“

„Aber es sind doch Kinder vorhanden . . .“

„Sie haben einen Sohn, den sie in ein Pensionat, irre ich nicht, in ein ausländisches Jesuitencollegium gaben. Der Vater brachte ihn dorthin, weil der Bengel bei der Mutter ganz verwilderte und im Naschwerk förmlich unterging.“

„Und wer erfreut sich jetzo ihrer Huld?"

„Das ist schwer zu sagen. Die Ministerien wechseln rascher als in der Türkei."

Unterdessen raste Frau Helene auf ihrem Gefährt durch die ganze Stadt, sauste mit der Peitsche einem Kohlenmann um die Ohren, der ihr nicht schnell genug auswich, und kehrte dann nach Hause zurück, streichelte die Ponys, sorgte, daß man dieselben in Decken einhüllte, zankte die Kammerjungfer aus, weil eine andere Toilette nicht bereit lag, ließ einen Bettler, der ihr gefolgt war, vor die Thüre setzen, kroch in einen großen grauen Pudermantel, postirte sich vor dem Spiegel, nahm den Figaro zur Hand und überließ ihr Haupt der Friseurin.

„Du bist heute so ungeschickt! Langsam! Vorsichtig!" Sie unterbrach wenigstens zwanzigmal die Lectüre des Figaro.

Die Frisur war noch lange nicht fertig, als der Diener an die Thüre pochte.

„Was giebt's?" fragte mit lauter Stimme Frau Helene.

„Herr Arthur . . ."

„Bitte ihn, einzutreten."

Herr Arthur ist ein häufiger, ja ein täglicher Gast bei Frau Helene; man sagt sogar, er gehöre zu jenen rasch wechselnden Ministern, von welchen Graf Mieczyslaus gesprochen. Frau Helene begrüßte ihn vertraulich, aber ohne Koketterie. Das Gespräch drehte sich lebhaft um den bevorstehenden Abend, um Jagderlebnisse, um gemeinsame Bekannte, bis die Frisur fertig war. Dann mußte der Gast sich für einen Augenblick entfernen, indessen die resolute Wirthin sich rasch umkleidete, ein einfaches, aber geschmackvolles Costüm anlegte, eine Cigarette anzündete, sich nachlässig auf eine Chaise-longue streckte und, Herrn Arthur zurückrufend, zu plaudern begann.

Von der Liebe, wie?

O nein, Frau Helene spricht nie von der Liebe. Ein Mann, der ihr Herz mit gefühlvollen Declamationen erobern wollte, mit blumenreichen Phrasen, den würde sie verlachen und einen Schulbuben heißen. Denn sie ist eine praktische und aufrichtige Person, liebt die Verstellungen und Lügen nicht, verlangt von ihren Anbetern

Discretion und Verschwiegenheit, hält überhaupt alle leeren Redens-arten für unnütz. Sie legt nicht etwa einen Werth darauf, daß die Welt glimpflich von ihr denke; andererseits aber haßt sie alle hohlen Klatschereien und achtet sorgsam auf den Schein, um neu-gierige Augen auf falsche Fährten zu lenken. Wenn Herr Arthur bei ihr war und es sendete anderswer seine Visitenkarte herein, so erfolgte jedesmal ein freundliches „Bitte, einzutreten", wobei sie sich aber nicht etwa von der Chaise-longue erhob. Sie bat nur wegen ihrer Gewohnheiten lächelnd um Entschuldigung.

Diese Gewohnheiten, Launen und Ausgelassenheiten bestimmten denn auch ihr ganzes Leben und ihre Schicksale. Hätte ihr Kind nicht ihre Geduld auf die Probe gestellt, so wäre sie ohne Zweifel eine gute Mutter geworden, wäre ihr Mann nicht immer unrasirt und in schmutzigen Manchetten einhergegangen, so hätte er an ihr eine brave Frau besessen; hätte sie überhaupt den Leuten nicht zeigen wollen, daß sie sich aus ihnen nichts mache, so wäre ihr Ruf ein bei weitem besserer gewesen. Die Nothwendigkeit lehrte sie, für sich selbst zu sorgen; in Geschäftsangelegenheiten begehrte sie Niemandes Rathschläge; sie verwaltete ihr Vermögen wie ein Mann, überführte den Oekonomen aus den Büchern, daß er sie betrüge, gab ihrem Advocaten nicht selten praktische Winke und vergaß auch mitten im Carnevalsrausche nicht, daß auf dem fernen Gute der Vertrag mit dem Pächter zu erneuern oder dem Arendator die Schenke zu kündigen sei.

Von Bällen und Soiréen blieb sie fort; sie langweilte sich dabei. Auch mochte sie durch ihren Wetteifer die Damen nicht er-bittern, damit der Klatsch sich ihrer eigenen Lebensführung nicht bemächtige. Ueberhaupt haßte sie den Umgang mit Frauen, und außer einigen Freundinnen, deren Anschauungen der ihrigen ähnelten, empfing sie blos Männer. Mit den „alten Schachteln" mochte sie nichts zu thun haben.

Frau Helene bewegte sich eben in Extremen. Es gab Monate, wo sie sich ununterbrochen in der lärmendsten Gesellschaft tummelte, in ihren Gemächern lustige Champagnerabende veranstaltete, täglich fünfmal die Toilette wechselte und wöchentlich drei Paar Pferde zu Schanden fuhr. „Auf Wiedersehen in Paris!" rief ihr ein Be-

kannter zu. Gesagt, gethan. Eine Woche darauf traf man sie auf den Boulevards, in der Closerie und im Vaudeville, kurz überall, wo es eine pikante Zerstreuung gab.

Oft aber kamen auch triste Stimmungen über sie. Dann entfloh sie auf ihr Gut, ritt tagelang durch die Felder oder irrte mit der Vogelflinte über die Wiesen, sendete an alle Bekannte rosafarbene Briefe, daß sie nicht zu Hause sei. Das waren die Stunden innerlichen Mißvergnügens, vielleicht auch des Schmerzes über ihr inhaltloses Dasein.

„Unsere Herrin schießt auf Blumen," sagte der Bediente, und das war eine verblümte Mahnung, ihr aus dem Wege zu gehen. Wenn nämlich aller Humor von Frau Helene gewichen war, so griff sie gerne nach dem Revolver und zielte auf die Georginen, welche in schmucken Gruppen vor den Fenstern blühten. Sie haßte die Georginen, weil sie das Herannahen des Herbstes verkündigen.

Während dieses Exils pflegte Frau Helene sogar Bücher zu lesen; philosophische und belletristische, je nachdem. Es waren das nicht etwa ernsthafte Studien; es verlangte sie, irgend was zu finden, das sie vor sich selbst rechtfertige, eine Entschuldigung dafür auszuspüren, daß sie ihren Mann verlassen hatte und ihr Kind vernachlässigte. Sie besaß Muth genug, um vor dem herankeuchenden Eber kaltblütig auszuhalten; aber wenn sie in skeptischen Momenten an sich selber dachte, zitterte ihr das Herz.

Ihre eigene Schuld zu bekennen, hinderte sie die falsche Scham und auch die süße Gewohnheit des Wohllebens. Am Ende gingen auch die Stunden der Einkehr spurlos vorüber; sie sagte: „es muß so sein" und beruhigte sich wieder.

Bücher, welche sie in dem Glauben bestärkten, daß sie das Opfer eines unabänderlichen Schicksales sei, verschlang sie förmlich. Sie verstand Vieles nicht, was der Autor vorbrachte; aber die Phrasen, die ihr in den Kram paßten, prägte sie sich niet- und nagelfest ins Gedächtniß. Daß sie sich dadurch zu einer perfecten Fatalistin entwickelte und jedweden guten Vorsatz immer entschiedener einbüßte, war nicht zu verwundern.

Sie ließ sich sogar die Schriften Darwins kommen, las sie nach Frauenart, überschlug die Blätter, die ihr nicht zusagten, und

wenn sie zu einer Seite kam, auf der die tiefsten Räthsel erörtert wurden, so fielen ihr die Arme schlaff in den Schooß, flüchtete sie mit ihren Gedanken zu den Unabänderlichkeiten ihres eigenen Geschickes und verstand Darwin just so, wie sie ihn brauchte.

„Der Teufel," heißt es beim Dichter, „würde rein werden, wenn er der Hoffnung zugänglich wäre." Frau Helene hatte das Hoffen verlernt. Die schönen Triebe in Herz und Geist waren ihr hingedorrt wie Blätter zur Herbstzeit.

Dann kam der blanke Cynismus geschlichen. Er fand kein Hinderniß. Frau Helene brachte auf einer Soirée, bei der man sich in Champagner so zu sagen badete, einen Trinkspruch aus „auf die discreten Männer". Sie zerriß ein andermal die Photographie ihres Sohnes, um nicht an Pflichten erinnert zu werden, die ihr lästig waren. Von ihrem Advocaten begehrte sie mit den Geberden einer Furie, daß er ihre Mutter unter Curatel stellen lasse, damit sie nicht ihr Erbtheil verliere.

Fanden sich dann wieder ernsthafte Momente ein, so wußte sie ihre Reue nicht hastig genug zu bethätigen. Sie sendete ihrer armen Nähterin, die sich verheirathete, tausend Gulden als Beitrag zu ihrer Mitgift oder deponirte bei einem Apotheker eine Summe, für die er unbemittelten Kranken unentgeltliche Arzeneien verabreichen sollte. Keine Frau ist so verdorben, daß sie nicht bisweilen ein Engel sein könnte.

Und das Ende vom Liede? Es ist nicht tragisch und nicht komisch. Frau Helene lebt in den Tag hinein, zerstreut sich, so lange sie jung ist, und im Alter fährt sie von einer Stadt in die andere, um die Zeit todtzuschlagen, führt einen Beichtvater mit sich, der sie nicht mehr genirt, als ihre künftige Hinterlassenschaft werth ist, füllt ihre Runzeln mit Poudre de riz aus und steckt sich Rosen in das ergrauende Haar. Die Schminke hat sie stets verschmäht.

III. Der Herr Senator.

Der Freistaat Krakau hatte, wie Ihr wißt, seine Senatoren. Die meisten sind todt, aber etliche hat Freund Hain vorläufig noch verschont, und sie bilden im Verein mit den ehrwürdigen Gestalten,

der weiland königlichen polnischen Staatsräthe, welche als Emeritirte noch auf Erden wandeln, eine gar stattliche Erinnerung an gewesene Herrlichkeiten.

Der Herr Senator war von Frühauf an ein thätiges Leben gewöhnt. Als er dann durch den heimtückischen Gang der Geschichte zu unfreiwilliger Muße verdammt ward, widmete er sich den Werken der Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Er ist Vorsteher eines Waisenvereins, Curator eines Krankenhauses, Referent einer Sparkasse. Er liest die Schriften schweizerischer Autoren über wohlthätige Anstalten und brütet über Verbesserungen des heutigen Gefängnißwesens. Da er überdies Mühe hat, seine Zeit auszufüllen, so beschäftigt er sich außerdem auch noch mit Münzen- und Alterthumskunde, schreibt in freien Stunden an seinen Memoiren und arbeitet insbesondere eine Bekenntnißschrift aus, in welcher er nachweisen wird, daß sein Gegner im seligen Senate dem Irrthum diente, während seine eigenen Meinungen von ungleich heilsamerer Bedeutung waren, als ihnen von Tessarczyk in seiner Geschichte des Freistaates Krakau oder von Mochnacki in der Darstellung der Revolution zugestanden wird.

Die Wohnung des Herrn Senators macht einen angenehmen Eindruck. Wenn man die Glocke gezogen, erscheint ein Lakai in langem Tuchrocke, bei weitem ähnlicher einem Glöckner, als einem Kammerdiener. Im ersten Zimmer sind die Wände von Bücherschränken bedeckt; schöne schweinslederne Einbände erfreuen das Auge und sieht man genauer hin, so entdeckt man Gesammtausgaben von Rousseau's und Voltaire's, Racine's und Molière's Werken, die Geschichte von Naruszewicz, die Sammlung polnischer Schriften von Mostowski und die Memoiren von Niemcewicz. Neuere Sachen sucht man vergebens, denn seitdem der Herr Senator pensionirt worden, reichten die Einkünfte nicht mehr zum Erwerb von Büchern aus.

Ueber den Bücherschränken hängen Bilder; Landschaften und Fruchtstücke, auch Stillleben und Genres, mit Einem Worte: schwache Copien berühmter niederländischer Originale. Die eigentliche Gemäldesammlung befindet sich nämlich im Salon. Da sieht man Judith mit dem Kopfe des Holofernes, einen Missionär, von afrikanischen Wilden umringt, vor Allem einen kleinen Ruisdael, den der

Herr Senator niemals ohne eine gewisse ehrfürchtige Weihe anblickt. Die Canapés und Sessel sind noch vom Style des ersten Kaiserreiches, weiß lackirt, mit vergoldeten Rändern. Seit einem halben Jahrhundert starrt ihnen ihr Bild aus dem nämlichen Spiegel entgegen, einem venetianischen, den Amoretten und Guirlanden buntverschlungen umrahmen.

Es herrscht ein tiefer Ernst in diesen Gemächern, ein trauriger, wenn Ihr wollt. Denn von jeder Wand ist herabzulesen, wann der Glanz dieser Herrlichkeit verblich und mit der Kargheit des Ruhegehaltes vertauscht ward. Ihr sinnt noch über diese kaum entschwundene Vergangenheit, da tritt der Herr Senator herein. Er ist von mittlerem Wuchse, ein wenig gebeugt und lächelt aus dem glattrasirten Gesichte ein so verbindliches Lächeln, als erschiene er in einem Kreise anmuthiger Frauen. Ihr seid ihm natürlich von einem seiner Jugendfreunde empfohlen; dennoch mißt er Euch mit einem scheuen Blick und wird nicht eher unbefangen, als bis er sich überzeugt hat, daß Ihr von ihm keinen Beitrag zu einem wohlthätigen Zwecke und auch keine Protection begehrt. Denn nichts ist dem Herrn Senator widerwärtiger als eine Collecte, wie sie auch heiße. Man hat seine Gutmüthigkeit so oft mißbraucht, daß er am Ende nur deshalb an die Spitze wohlthätiger Institute getreten ist, um die vagabondirenden Bettler, die „bettelnden Volontäre", wie er sie nennt, los zu werden.

Die Unterhaltung wird von Minute zu Minute lebhafter, und richtig! da spricht er ja auch schon von seiner Bekenntnißschrift, entwickelt Euch die Argumente, mit denen er seinen Gegner moralisch tödten wird, nachdem derselbe physisch schon längst nicht mehr vorhanden ist. Plötzlich springt er jäh vom Sessel auf, mitten im Satze, vergißt Podagra und Gliederreißen und eilt in das anstoßende Gemach. Was ist ihm nur? Nichts, gar nichts, er hat blos zwei Kanarienvögel getrennt, welche in ihrem engen Bauer wüthend mit den Schnäbelchen auf einander loshackten. Die Vögel nämlich sind seine schwache Seite und er besitzt ein ganzes Heer gefiederter Schelme: Spatzen, Finken, Nachtigallen und Lerchen. Wenn er nun Abends seinen Spaziergang macht, vergißt er niemals, um etliche Groschen schmackhafte Körnlein und saftige Blätter für seine Lieblinge einzukaufen. Die zarten Vögelchen sind denn auch die alleinigen

Vertreter der Jugend in der Wohnung des Herrn Senators, alles Andere ist uralt, der Diener, die Möbel, das Theegeschirr, die Uhr.

Doch nein, eine neue Mode, eine einzige, hat er wirklich mitgemacht. Er schaffte Petroleumlampen an, aus Sparsamkeit natürlich. Der Diener aber darf diesen Lampen nicht einmal nahe kommen; er putzt sie selbst und richtet mit eigener Hand den Docht. Es könnte ein Unglück passiren, sagt er; in Wahrheit aber gewährt ihm der Verkehr mit den Lampen eine angenehme Zerstreuung.

Der Herr Senator mischt sich überhaupt gern in die Küchenangelegenheiten; ja, er entwirft nicht selten den Speisezettel, gibt selbst den Zucker und Kaffee heraus, und versteht, prächtigen Salat zu bereiten, insbesondere vermöge eines eigenthümlichen Pfeffers, von dem er behauptet, daß Talleyrand ihn in den Salat that, als er Anno Zwölfe in Warschau bei der Mutter des Herrn Senators Quartier nahm.

Talleyrand — ach ja, der Herr Senator denkt gar oft an ihn, auch wenn er nicht mit der Zubereitung des Salats beschäftigt ist. Die Erinnerung an Talleyrand ist sogar seine letzte Hoffnung, denn er führt einen Proceß mit der französischen Regierung, von der er Schadenersatz begehrt für die Kosten, welche Anno Zwölfe Herr Talleyrand nebst Gefolge seiner seligen Mutter verursachte. Der Proceß währt nun schon an die vierzig Jahre, aber der Herr Senator ist ein geduldiger Mann und er berechnet, um wieviel von Jahr zu Jahr die Zinsen seiner Forderung sich vermehren. Künftigen Mai, wenn er wieder das erste Glas Marienbader schlürft, wird der Proceß gewiß entschieden sein; seine Ahnung sagt es ihm nun schon seit dreißig Jahren und er vertraut ihr stets von neuem, ob sie ihn auch schon neunundzwanzigmal betrog.

Seit dreißig Jahren. Gewiß, so lange ist es her, seitdem der Herr Senator das Marienbader Wasser trinkt. Damals verordnete es ihm der Doctor Majer, der elf Monate später sich in die Grube legte. Es ist wie ein Vermächtniß, das er heilig hält, indem er die Verordnung gewissenhaft beobachtet. Und es hat auch seine Annehmlichkeiten. Er begegnet im Bade zwei alten Bekannten, mit denen er von vergangenen Zeiten plaudern kann, die ihn schätzen und verstehen.

Ihr denkt aber doch nicht etwa, der Herr Senator sei ein Hagestolz? Er besitzt Weib und Kinder, wirklich. Aber freilich, die Gattin ist auf der einen Seite gelähmt und bringt ihr Leben zwischen Bett und Lehnstuhl hin; die ältere Tochter, welche heirathete, als der Herr Vater noch im Amte war, ist verwittwet und lebt auf dem Gütchen seines Sohnes, ihres Bruders; die jüngere nahm den Schleier. Als der Herr Senator aus dem öffentlichen Leben zurücktrat, blieben auch die jungen Leute von seinem Hause fort; er hatte keine Protectionen mehr auszutheilen, und ohne diese war ihnen Fräulein Sophiens Hand zu wenig. Er konnte nicht mehr, wie ehedem, ein Haus machen und durfte doch auch nicht um eine einzige Stufe niedersteigen, das wehrten ihm seine Vergangenheit und sein Stolz. Dabei kam freilich Fräulein Sophie am schlimmsten fort; sie ward alt und älter, wartete und harrte, aber der Proceß um Herrn Talleyrand wollte nicht enden, die Jahre eilten unheimlich vorüber und am Ende, um nicht als alte Jungfer zu sterben, entwich die Aermste ins Kloster.

Dem Herrn Senator kostete es einige bittere Thränen, als er sie einkleiden sah. Aber er mochte sie lieber als Nonne sehen, denn als Gattin des Erstbesten, dessen Lebensstellung zu der seinen nicht paßte. In seinem Speisezimmer konnte man sie mustern, die Familienbilder in ehrwürdigen Perrücken und vergoldeten Uniformen — durfte er ihrer vergessen und seine Tochter an den Altar schicken mit Einem, der ohne Ahnen verloren durch die Welt irrte? Durfte es der weiland Senator des Freistaates Krakau, ohne seine eigene Vergangenheit zu besudeln? Geh in ein Kloster — es kostete einen Entschluß, einen harten, will ich meinen; aber das Alter und die Verhältnisse hatten aus dem Herrn Senator einen Egoisten gemacht, einen leibhaftigen Egoisten.

IV. Der Mystiker.

„Gott zum Gruße," sagte Herr Siegmund mit salbungsvoller Stimme, indem er in den Salon trat und gravitätisch sein Haupt neigte. Dann wechselte er etliche Worte mit der Frau des Hauses

und setzte sich zu deren Tochter, einem Mägdlein von jungen Jahren.

Herr Siegmund war ein Sechziger, hoch von Wuchs und mager, mit ruhigen und angenehmen Mienen. Das Haar fiel ihm in langen weißen Strähnen auf die Achseln. Der Backenbart erinnerte an die Portraits des gealterten Mickiewicz. Sein Anzug war bescheiden, aber von peinlichster Sauberkeit; ein langer schwarzer Tuchrock reichte ihm bis an die Knöchel, die weiße Weste war bis zum Halse zugeknöpft, um den sich nachlässig ein dunkles Tuch mit grobgeschürztem Knoten schlang.

Er saß neben dem Haustöchterlein, weil er wußte, daß die Jugend ihn liebe und mit offenem Munde seinen geheimnißvollen Reden lauschte. Niemals kam ein Lächeln auf seine Lippen und ein Ausdruck stillen Leidens sprach aus seinen Augen. Seine Worte flossen ruhig und gemessen, aber in pathetischer Breite; die Bilder erinnerten lebhaft an die Beredtsamkeit der Kanzel und die Stimme klang wie diejenige eines Predigers.

Er war jüngst von Paris angekommen und wie von selbst lenkte sich die Unterhaltung auf Frankreich, das Frankreich des second empire. „Unsere Schwester im Geiste ist vom rechten Wege abgeirrt und taumelt hinter der Verführung einher,“ sagte er mit nachdrücklichem Accente. „Aber die Zeit wird kommen und unsere Schwester wird wieder erglänzen in dem ganzen Strahlenfeuer ihrer messianischen Sendung. Vorher aber wird sie im Blute waten, denn Blut und Feuer reinigen Alles.“

Die Anwesenden schwiegen zu dieser Prophezeiung. Sie blickten nur verstohlen einander an und hie und da huschte ein sarkastisches Lächeln über ihre Mienen. Die Stille ward der Hausfrau unheimlich und sie befahl dem Diener mit vernehmlicher Stimme, den Gästen den Thee zu serviren.

Herr Siegmund mochte wohl bemerkt haben, daß er einen falschen Ton angeschlagen hatte, denn als der Samowar auf dem Tische stand, änderte er die Melodie. Er erzählte anregende Anekdoten aus dem Privatleben des Adam Mickiewicz und Towianski's, und erst bei dem Abschiede fiel er von neuem in den alten Schwulst, beklagend, daß er schon morgen wieder zum Wanderstabe greifen

müsse, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Dabei segnete er Alle, zerdrückte zwei große Thränen zwischen den Wimpern und deutete auf dunkle Todesahnungen in seiner lebensmüden Seele.

„Liebt Euch und glaubt!" Es klang feierlich und rührend zugleich. Dann verschwand er, fast lautlos und ohne rückwärts zu blicken.

Herr Siegmund war ein geborener Litthauer. Er hatte in Wilna mit Mickiewicz zusammen studirt, auch Verse gemacht, als er noch ein lebhaftes Bürschlein gewesen. Dann hatten ihn Familienverhältnisse in das Heimathsdörfchen zurückgerufen, das väterliche Gütchen verlangte nach einem rührigen Verwalter. Bald genug war er verheirathet und, als die Revolution ausbrach, Vater zweier Kinder. Er zog ins Feld; eine feindliche Kugel streckte ihn zu Boden und als er aus tiefem Schlafe erwachte, erfuhr er den Tod seines jungen Weibes und daß seine Kinder von mildherzigen Bauernhänden gehütet würden. An Geist und Körper krank, suchte er Tröstung im Glauben. Er zog ins Ausland, verkaufte sein Gut und spähte nach einem stillen Winkel, um, versteckt vor dem Unglück, seinen Kindern zu leben. Aber kaum hatte er Paris betreten, so ereilte ihn die Kunde, daß das ältere seiner beiden Söhnlein jählings gestorben. Er jagte heimwärts, zu dem jüngeren, in dem nun der ganze Rest seines Glückes sich verkörperte, und nahm es mit sich nach Paris. Und arbeitete und sparte Tag und Nacht. Er begegnete Mickiewicz, dem Studienfreunde, und Towianski, dem großäugigen Schwärmer, der wie eine Klette an des Dichters Fersen haftete. Aber er mied jedweden Verkehr, verließ seine Mansarde nur, um in der Kirche zu beten, lehrte sein Söhnlein lesen und führte es an heiteren Tagen in die einsamsten Alleen des Gehölzes von Boulogne, weit, weit ab von dem brandenden Menschen- und Stimmengewirre des neuen Babel.

Es vergingen Jahre über diesem Einsiedlerleben, und allmälig vernarbten Herrn Siegmunds Wunden. Da raffte ihm der Tod auch seinen zweiten Knaben hin, in einer unseligen Nacht, gewaltsam und unbarmherzig wie ein Räuber. Nicht Worte reichten für diesen Jammer. Herr Siegmund starrte wochenlang vor sich hin wie in stillem Wahnwitz, nahm kaum mehr Speise und Trank zu sich,

magerte ab und seufzte. Draußen rollte das vielgestaltige Leben der Weltstadt, geräuschvoll, ungestüm; er vernahm es nicht. Ihn zog es nur nach der großen Todtenstadt, dem Père Lachaise, und stundenlang kniete er an dem Grabe seines Kindes, mit heißen Thränen die schweigsamen Gräser benetzend.

Die Bekannten pochten an seine Thüre, um nach dem Verschollenen zu sehen. Er glotzte sie wie Fremde an, aus gläsernen Augen, schüttelte zu allem Troste, den sie boten, den Kopf und stöhnte. Sie besorgten, daß er dem Irrsinn nahe sei, und zogen ihn gewaltsam mit sich fort. Towianski widmete sich ihm und träufelte die Grundsätze seiner messianischen Mystik in das ohnmächtige Hirn des Kranken.

Und nach wenigen Wochen war der Einsiedler in einen Apostel umgewandelt. Er hörte nicht auf, nach Einsamkeit zu begehren, und schlich nach wie vor tagtäglich auf den Kirchhof. Aber daneben lechzte er nur nach dem Einen, die dunkle Lehre seines Meisters, an der er dulden gelernt hatte, zu verbreiten und Adepten für sie zu werben. Wenn er sich unter Menschen mischte, so geschah es blos in dieser einen Absicht. So lange hatte er allein, der Wirklichkeit entrückt und von geistigen Schmerzen gepeinigt, vor sich hin gedämmert, daß ihn allmälig eine seltsam geartete Welt von Illusionen umsponnen hatte, von mystischen Erleuchtungen, mit denen er nun auch andere Menschenkinder leidenschaftlich zu beglücken strebte.

Immer schnöder wandte ihm die Wirklichkeit den Rücken. Träume überkamen ihn und Visionen. Er meinte am Ende, nur deshalb seien ihm von Gott so schwere Prüfungen auferlegt worden, damit er der göttlichen Gnade desto würdiger und der Gabe theilhaftig würde, mehr zu schauen und zu wissen, als andere Sterbliche. Oft, wenn zu stiller Nachtzeit der Geist über ihn kam, sprang er vom Lager auf, griff hastig zur Feder und schrieb mit fliegender Eile seine Visionen nieder. Nicht ein einziges von den Bildern, welche sein Auge schaute, nicht ein Wort aus seinen Träumen sollte ihm verloren gehen, denn Alles, Alles galt ihm als Offenbarung.

An Neugierigen, welche seinen Erzählungen lauschten, war kein Mangel. Fast die ganze polnische Emigrantencolonie hing an dem mystischen Schwindel Towianski's. Mickiewicz selber und auch der

feurige Slowacki sprangen in das öde Meer der Geheimlehre, um das Elend des Vaterlandes zu vergessen, in phantastischen Träumereien nach einem Hoffnungsstrahl zu wühlen. Sie schaarten sich um Herrn Siegmund, der unter Towianski's Jüngern der fanatischeste war. So fanatisch, daß er schließlich auch den nationalen Kummer von sich wies, um ohne Rest in der Mystik aufzugehen. Die unheimliche Lehre war von Litthauen gekommen, in ihren Anfängen und Wurzeln von politischen Ideen befruchtet. Aber in Paris verwandelte sie ihr Antlitz, ward immer nebelhafter und entartete zuletzt in allerhand verschwommenen Theorien, knüpfte an den Spiritismus an und an die Seelenwanderung.

Herr Siegmund, den das Leben nicht befriedigt hatte, bildete sich ein, daß es auch andere nicht befriedigen könne. Er lachte, wenn man von Glückseligkeit sprach, und behauptete, daß diese nur in der Einbildung bestehe. Die Einbildung war sein Alphabet und seine Reguladetri. Zwar von der Einbildung konnte er nicht leben; Hunger und Durst konnten mitunter von quälender Wirklichkeit sein. Deshalb bewarb er sich um ein Amt und versah den niederen Posten eines Hilfsschreibers bei einer Bibliothek mit ziemlicher Gewissenhaftigkeit. Aber in sein System wollte die Arbeit nicht passen. Sie ließ ihm keine Zeit zu Träumen und Visionen.

Er wechselte den Erwerb, gab Lectionen, stand an belebten Straßenecken, den Vorübergehenden gedruckte Reclamen in die Hand drückend, lungerte durch die Bahnhöfe, um sich den Fremden als Führer durch Paris anzubieten. Umsonst; die Mystik ließ ihn nicht los. Anstatt seinen Zögling zu unterrichten, starrte er lautlos vor sich hin, haschte, Schweißtropfen auf der Stirne, nach Visionen. Anstatt auf dem Trottoir die rothen Zettel abzusetzen, redete er mit sich selbst und ward den Gassenbuben zum Gelächter. Wenn er an der Seite wißbegieriger Fremder durch das Louvre schritt und um die Milonische Venus befragt wurde, lenkte er zu einer Madonna hin, und begehrte man seine Auskunft über ein Meissonier'sches Schlachtenbild, so declamirte er von den apokalyptischen Reitern.

Am Ende verzichtete er auf den Erwerb und entfloh in die litthauische Heimath. Als Gast hauste er auf den Edelhöfen, bald hier und bald dort; das Mitleid und die Erinnerung bereiteten ihm

ein karges Kissen. Er ließ nicht ab, für seine Lehre zu werben, erzählte unverdrossen seine Visionen und Offenbarungen, und da er gut zu sprechen verstand, so hörte man ihm geduldig zu. Man übte Nachsicht an seinen grauen Haaren.

Und als er starb, pries man ihn als einen Patrioten. Das war nun freilich eine Ungenauigkeit, eine bewußte bei den Alten, eine unbewußte bei den Jungen. Aber er war in Paris gewesen als Emigrant, und das genügte der Nachrede. Daß er mehr von der Seelenwanderung, als vom Vaterlande geträumt, mehr an Towianski, als an Kosciuszko geglaubt hatte, verschwieg das Sprüchlein auf dem Todtenstein. Wenn man es doch auch an Mickiewicz verschweigen könnte!

V. Die Emigrantin.

Sorgen und Kümmernisse kräftigen oft nicht blos den Charakter, sondern härten auch den Leib zu eiserner Widerstandsfähigkeit ab.

Ein Beispiel ist Frau Cölestina, welche bald Methusalems Alter erreicht haben wird, die verschiedensten Schicksale erfuhr, das Geld zu Tausenden durch ihre Hände gleiten ließ und an trockenem Brote nagte, in Diamanten stolzirte und in Kattungewändern einherschlich, ein stolzes Palais bewohnte und in einer Pariser Mansarde kauerte, und trotz alledem rührig und rüstig geblieben ist, voll Witz und Erzählungskunst und Thatkraft.

Sie ist von niederem Wuchse, brünett und im Aeußern ein wenig vernachlässigt; raucht wie ein Feuerschlot, will „Emigrantin" geheißen sein, weil sie die Hälfte des Lebens im Exil verbrachte, liest die Zeitungen von der ersten bis zur letzten Spalte, politisirt und stellt Zukunftsbetrachtungen an, als wäre sie ein Redacteur. Aeltere Männer küßt sie bei der Begrüßung auf den Mund und nennt Jeden, den sie vom Auslande her kennt, „Herr Kollege". Sie liebt es, weltlich zu scherzen, ist ungemein resolut, trägt Beschwerden mit Gleichmuth und bewahrt sich auch im Unglück ihren Humor. Auf Reisen kleidet sie sich wie ein Mann, schleppt eigenhändig ihren kleinen Handkoffer durch die Waggons und klagt niemals über ihr

Alter, dem sie im Gegentheil dankbar ist, weil es ihr die Haare nicht gebleicht und den Appetit nicht geraubt hat.

Frau Cölestina hat ihre Töchter und Enkelinnen gut verheirathet, und macht sich bisweilen auf, sie zu besuchen. Bei ihnen zu wohnen, wäre ihr ein Greuel, denn erstens legt sie auf ihre Unabhängigkeit einen großen Werth, und zweitens kann sie ihre theure Therese nicht missen, die ihre liebste Jugendfreundin ist. Zwar Frau Therese und Frau Cölestina zanken ohne Aufhör mit einander, und es setzt spitze Worte, wenn am dritten Orte eine auf die andere zu reden kommt; aber jede würde dennoch sich allein auf der Welt fühlen, wenn sie der anderen entrathen müßte.

Die beiden Damen leben seit vierzig Jahren in innigster Freundschaft und haben einander manches Opfer gebracht. Wenn sie aber mit einander schmälen, so geht der Teufel durchs Haus. Der erstbeste Zeitungsartikel, die leiseste Meinungsverschiedenheit kann ganze Feuermeere zwischen ihnen entzünden. Frau Cölestina nämlich hegt radicale Anschauungen, schwärmt für Republiken und ficht für die Frauenemancipation, citirt bei jeder Gelegenheit die Redner der ersten französischen Revolution, haßt glühend die Bourbons, indessen Frau Therese durch und durch ultramontan ist, nur auf flüchtigen Reisen das Ausland gesehen und keine Veranlassung gehabt hat, mit Leuten von radicaler Gesinnung zu verkehren.

Nichtsdestoweniger geht Frau Cölestina am Osterfeste zur Beichte, trägt ein Scapulier und ein kleines Medaillon, das der heilige Vater geweiht hat, auf ihrem Herzen, und wäre wohl längst ins Kloster geflüchtet, wenn es nur eben Klöster gäbe, wo jede Nonne ihr eigenes Häuschen und Gemüsegärtchen hätte und nach Herzenslust politisiren könnte. Denn das letztere kann sie nun einmal nicht entbehren.

Ueber diese und ähnliche Fragen herrscht ein ewiger Kampf zwischen den beiden Freundinnen, oft bis in die zweite Morgenstunde hinein, und die Hähne krähen bereits, wenn Waffenruhe zwischen ihnen eintritt. Die „Emigrantin“ vertilgt während des Gefechtes zehn Tassen schwarzen Kaffee's, verpafft ein halbes Dutzend Tabakspfeifen und durchmißt das Gemach in Pantoffeln und einem kurzen Rocke, ganze Windhosen blauen Rauchs vor sich herblasend.

Kennt man aber ihren Lebensgang, so wundert man sich freilich nicht über ihr Treiben. Sie mußte zur Revolutionszeit ihre zarten Kleinen fremdem Schutze anvertrauen und, als Mann verkleidet, mit ihrem Gatten auf Schleichpfaden über die Grenze flüchten. Dann irrte sie lange in Deutschland umher, bis es ihr glückte, nach Paris zu entkommen. Dort fiel der Gatte in eine schwere Krankheit, das Geld zerrann, die Nachrichten von den Kindern blieben aus, kurzum, es war eine schreckliche Prüfungszeit. Zu guter Stunde fiel ihr ein, daß sie daheim von ihrer Gouvernante ein wenig malen und künstliche Blumen machen gelernt hatte und auch nicht ganz unerfahren im Weißnähen war. Sie malte also Guirlanden auf Teller, welche ihr ein Porcellanfabrikant anvertraute, machte des Nachts für ein Modegeschäft künstliche Blumen und bezahlte von dem Ertrage durch ein ganzes Jahr die Miethe für ein enges Kämmerchen im fünften Stockwerk, ernährte sich und ihren Gatten. Von den Kindern hörte sie aber noch immer nichts. Man bedenke dabei, daß sie im Ueberfluß erzogen worden war und bisher keine Ahnung gehabt hatte von der fressenden Sorge um das nächste Frühstück. Es lag eben eine männliche Energie in ihr verborgen und diese war ihre Lehrmeisterin. Bald nähte sie flinker und geschickter als jede gewerbsmäßige Nähterin, räumte wie eine Dienstmagd ihr Stübchen auf und bereitete mit eigenen Händen ihr karges Mahl, als wäre sie in einer Küche zur Welt gekommen.

Nach diesem Probejahre genas der Gatte, es traf beruhigende Kunde aus der Heimath ein, auch etwas baares Geld, und sie konnte wieder einmal unter die Leute gehen und frische Luft schöpfen. Da packte sie die Politik beim Schopfe, wie vordem die Malerei und Nähterei, mit der nämlichen Energie und dem nämlichen Feuer. Sie stöberte in allen Zeitungen, las jede Broschüre, schloß eine Menge von Bekanntschaften, erörterte Hunderte von Projecten. Sie wurde mit einem Worte die Egeria der Emigration.

Bald durfte sie auch die Kinder nach Paris kommen lassen, um die Erziehung derselben in die Hand zu nehmen. Und sie verstand, zu erziehen. Ihre Töchter lehrte sie, sich in jede Lage zu finden, die eine bildete sie zur Comptoirdame aus, die andere zur Musiklehrerin. Und es hatte den Anschein, als zögen in der That

für die ganze Familie bessere Zeiten herauf, denn Jedes steuerte, wenn auch nicht viel, zur Haushaltung bei. Auf das Glück ist indessen kein Verlaß. Der Gatte verlor den Posten, den er nach schweren Mühen errungen hatte; die ältere Tochter erkrankte und mußte ihre Lectionen einstellen; es sah auf einmal wieder recht kahl aus in dem rührigen Kreise. Aber die „Emigrantin" war bereits gestählt gegen den Schicksalswechsel. Vor allen Dingen ließ sie keine Sentimentalitäten aufkommen. Sie stellte sich kalt und unerbittlich im Umgange mit ihren Töchtern, zerstörte ihnen alle nutzlosen Illusionen, predigte ihnen vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne Entsagung und Bescheidenheit. „Wenn sie es gut haben werden," pflegte sie zu sagen, „werden sie das Glück um so höher zu schätzen wissen."

Sie vergaß dabei nur, daß einem jungen Mädchenherzen selbst die Worte der Mutter seine Ideale nicht rauben können und daß erst die Erfahrungen kommen müssen, um mit rauher Unerbittlichkeit den jungfräulichen Schmelz zu zerstören.

In dieser Richtung also machte unsere „Emigrantin" die Rechnung ohne den Wirth. Die Töchter bewahrten sich ihre Träume und ihre poetischen Empfindungen und sagen sogar noch heute, daß die Mutter damals eine Pessimistin war. Natürlich, das Leben ist ihnen auch tausendmal leichter geworden, als der Mutter. Sie waren aber auch schön und zierlich, die beiden Mädchen, machten gute Partien und brauchen gottlob weder von der Buchhalterei noch vom Musikunterricht zu leben.

Nach dem Tode ihres Gatten kehrte Frau Cölestina in die Heimath zurück. Als sie nach dreißigjährigem Aufenthalte in der Fremde die Thürme von Krakau wiedersah, kamen ihr die Thränen in die Augen. Aber gleichzeitig wurde es ihr so wohl ums Herz und sie empfand so lebhaft das Gefühl ihrer Unabhängigkeit, daß sie es ausschlug, bei einer ihrer Töchter unterzukriechen, und weil der Rest ihrer zusammengeschrumpften Habe zum Leben nicht ausreichte, sich entschloß, durch Uebersetzung französischer Romane ihren Unterhalt zu erwerben. Das war nun freilich auch eine verfehlte Rechnung, denn man ist in Polen etwas karg mit den Uebersetzungshonoraren. Aber es sollte ihr nun einmal jede fernere Prüfung

erspart bleiben. Eine Schwester in Wolhynien legte rechtzeitig sich zur Ruhe und hinterließ ihr ein verhältnißmäßig reichliches Erbe.

Von nun an pflog die „Emigrantin" der Muße, richtete sich eine bequeme Wohnung ein und ging regelmäßig zu den Kapucinern in die Messe. So denkt Ihrs Euch, nicht wahr? Aber Ihr irrt gewaltig, sage ich Euch. Vorerst mißfiel ihr die Politik zu Hause und darum überschüttete sie alle Redactionen in Lemberg, Krakau und Posen mit einem wahren Platzregen neuer Projecte; sodann führte sie eine heftige und lange Polemik mit der Herausgeberin einer Frauenzeitung, deren Tendenz ihr nicht radical genug war; endlich wollte sie sogar selbst ein Journal gründen und zwar nach den Grundsätzen der ersten französischen Revolution; sie fand nur keinen Verleger im Lande und ihr eigenes Capital langte für das Unternehmen nicht aus.

Es gibt aber trotzdem, sage ich Euch, keine angenehmere Frau als die „Emigrantin". Sie betheiligt sich an jeder Unterhaltung, interessirt sich für jedes Thema, spielt meisterhaft Preference und, wenn es sein muß, auch Pharao, kuppelt alle Liebespaare in ihrem Umkreise zusammen und haßt bis in den Grund ihrer Seele jedwede Prüderie. Die gewerbsmäßigen Wohlthäterinnen verspottet sie. „Die üben die Wohlthätigkeit zum Zeitvertreib," pflegt sie zu sagen. Hingegen klopft sie selbst in aller Stille bei armen Wittwen an und trägt ihnen ein paar Gulden zu, und junge Leute, welche ihre Fürsprache erbitten, erfahren gewiß keine Enttäuschung, denn Niemand kann auf die Dauer ihrer Zunge widerstehen.

So lebt die „Emigrantin" bis zum seligen Ende. Sie hat in Frankreich gelernt, das Dasein zu bewältigen; in Polen wäre sie über das folgsame Beichtkind irgend eines Pfaffen nicht hinausgekommen.

VI. Der Herr Major.

Das war ein wetterfester Mensch, dieser Herr Major.

Ein Spanier hatte ihm eine tiefe Rinne in die Stirn gegraben; an der Beresina lag er halberfroren unter Leichen, und dennoch litt er niemals am Magenkatarrh, spottete er bis zu seinem

letzten Athemzuge über die neumodischen Krankheiten. Er glich einer Feldweide im Herbste, die weder Sturm noch Schnee zu beugen vermag; im November hustete er ein wenig und klagte über Schmerzen im Kreuz, aber wenn der Lenz kam, wurde er wieder beweglich und schritt flinker aus als mancher Jüngling. Der Rheumatismus plagte ihn wohl, das ist wahr; aber wenn man die Narben von neun Schuß= und Hiebwunden mit sich herumträgt, so ist es am Ende begreiflich, daß Einem das Barometer in den Knochen sitzt und der Witterungswechsel zur Zeit der Tag= und Nachtgleiche nicht einerlei ist. Uebrigens war auch dann der Herr Major nicht etwa wehleidig. Konnte er vor Schmerz nicht schlafen, so stand er auf, zündete sich eine Kerze an, schritt aufrecht durchs Zimmer und sang mit gedämpfter Stimme: „Wer sich ergibt u. s. w.“ Oder er setzte sich an den Tisch und blätterte im Code Napoléon, manchmal auch in Thiers' Geschichte des Kaiserreichs.

Den Code Napoléon nämlich nannte er eine Glanzleistung des menschlichen Verstandes. Er hatte ihn wenigstens vierzigmal schon durchstudirt und fand doch immer wieder etwas Neues darin, das ihn mit Bewunderung erfüllte. Thiers dagegen regte ihm die Galle auf; er hielt ihn für einen historischen Falschmünzer, wenngleich er ihm auch manches Gute nachrühmte und namentlich gern an seiner Hand die Ereignisse noch einmal durchlebte, an denen er persönlich einen Antheil gehabt hatte.

Der Herr Major hatte in einem leichten Cavallerieregiment gedient und er hätte Manches berichtigen können, was die Militär=schriftsteller vom Hörensagen erzählten. Aber da ihm das Schreiben mühselig von statten ging, so verschob er es von einem Tage zum anderen, die Schicksale der Weichsellegion zusammenhängend darzu=stellen, zumal ihn niemals der Gedanke anwandelte, daß auch er einmal dem großen Zapfenstreiche würde gehorchen müssen.

In der That hatte sich der Herr Major seit vierzig Jahren nicht um ein Fältchen verändert. In der Erinnerung der Leute bot er alleweil das nämliche Bild. Mager und knochig von Gestalt, das Antlitz roth, das schwarze Haar nach vorn gekämmt, um einen Theil jener spanischen Schramme zu verdecken, die bis hart an das rechte Auge lief, der Schnurrbart gewichst und leicht gedreht, die

Miene finster. Er trug auch seit Menschengedenken einen schwarzen Schnurrock mit dem Bändchen der Ehrenlegion, und die Stirnader schwoll ihm, so oft er las, daß jetzt in Frankreich der Erstbeste mit der Ehrenlegion decorirt werde.

„Früher mußte man das rothe Bändchen mit seinem eigenen Blute färben," knirschte er, „jetzt bekommt es jeder Zeitungsschreiber und Seiltänzer."

Man muß nämlich wissen, daß der Major die Zeitungsschreiber und Gelehrten einigermaßen geringschätzte, wenngleich er ihnen in der Theorie ihre Verdienste nicht absprach. Für ihn war nur derjenige ein ganzer Mensch, der ein ritterliches Handwerk betrieb. Die Ehre und die Courage gingen ihm über Alles, und jeden Literaten oder Gelehrten hielt er für furchtsam. Dafür aber achtete er die Schriftsteller, welche von der Strategie handelten, um so höher, und er besaß selbst eine großmächtige Karte von Europa, die er an der Wand befestigt hatte und auf der er, wenn irgendwo ein Krieg wüthete, mit rothen Fähnlein die Märsche der Armeen andeutete. Wenn es nach ihm gegangen wäre, so wäre jeder Krieg gewonnen worden, von demjenigen der Kämpfer natürlich, der seine Sympathien besaß; denn er hielt sich für einen unvergleichlichen Strategen. Allerdings war ihm auch die Geschichte der napoleonischen Feldzüge bis in ihre Einzelheiten geläufig und um sein Herz zu gewinnen, brauchte man im Gespräche nur ein ganz klein wenig militärische Kenntnisse zu entwickeln, etwa so, daß man erwähnte, wer bei Jena auf dem rechten Flügel gestanden und wer bei Leipzig den linken commandirt hatte.

Die Gewohnheiten des Herrn Majors waren von erstaunlicher Einfachheit. Er trank keinen Wein, sondern nur Thee und aß ein einziges Mal während des Tages, um die sechste Abendstunde. Im Sommer ritt er des Morgens um fünf, im Winter um sieben Uhr zwei Stunden spazieren, in langsamem Schritt, um das Pferd zu schonen; die Jugend, die unnützerweise trabte, galoppirte und über Gräben setzte, war ihm ein Greuel, und von den Wettrennen, bei welchen nicht einmal die Herren, sondern die Jockeys ritten, mochte er vollends nichts hören. In seiner Wohnung war kein Bett, denn er schlief auf dem Sopha unter einem Wolfsfell; wenn er an

Matratzen und Kissen dachte, so überlief es ihn unheimlich, und unter Federn hatte er nur in Deutschland gelegen, wo er als Verwundeter in einer Bürgerfamilie gepflegt worden war.

Es sah bei ihm wie in einem Lager aus. Die Sessel waren ohne Ueberzug, von schlichtem Holz; über dem Sopha hing die ganze Montur eines leichten Cavalleristen und der Säbel glänzte, als hätte er gestern noch eine Parade mitgemacht. Gegenüber blickte von der Wand das alte wohlbekannte Bild, Napoleon in der Mitte seiner Generäle darstellend; es war mit einem mächtigen Kranze aus Eichenblättern umrahmt. Mit seinem Kaiser nämlich trieb der Herr Major einen wahren Götzendienst; wenn er von ihm sprach, blitzten seine Augen, und es war noch gar nicht so lange, seitdem er Einen, der geringschätzig von dem Kaiser gesprochen, zum Zweikampf herausgefordert hatte. Am Napoleonstage widmete er zwanzig Gulden zu einer Messe für die Seele des Kaisers, und obgleich Niemand ihn sah, legte er die volle Uniform an — grande tenue — und heftete sich alle seine Orden auf die Brust. Im Leben des Kaisers fand er auch nicht den Schatten eines Fehlers; er war ihm der vollendetste Mensch, der je gelebt, und nichts liebte er so sehr als Anekdoten über die Geistesgegenwart und den wunderbaren Verstand Napoleons. Erzählte er solche, so drehte er sich selbstgefällig den Schnurrbart, richtete sich kerzengerade auf und wurde so beredtsam, daß man ihm stundenlang zuhören konnte, obgleich er, wie alle Greise, sich öfters wiederholte.

Seit fünfundzwanzig Jahren war der Herr Major conservativ bis zum Einschlafen. Er widersetzte sich jeder Neuerung, beschwerte sich über die unreife Jugend, welche die Nation ins Unglück gestürzt habe und pries den Absolutismus als die beste Regierungsform. Alle liberalen Bestrebungen verachtete er; es war ihm unbegreiflich, wie Leute von Stande, Leute von ritterlicher Herkunft den Liberalen die Hand reichen konnten. Freimaurer nannte er alle Demokraten, Menschen ohne Grundsätze, auf die Niemand zählen könne. Er wenigstens hätte einem solchen Freimaurer niemals seine Hand gereicht.

Wie in seiner Lebensführung, so war der Herr Major auch in seinen Grundsätzen hart und unbeugsam. Seit man ihn kannte,

der Nämliche, von Außen und von Innen. Der Verkehr mit den Männern war ihm längst verleidet, denn unter diesen stieß er zu oft auf die verhaßten Freimaurer. Deshalb suchte er lieber die Gesellschaft der Frauen auf, die er für ungleich beständiger und conservativer hielt als die Männer. Er verehrte die Frauen und war von ritterlicher Galanterie, konnte sogar heftig werden wie ein unbärtiger Lieutenant, wenn Jemand geringschätzig von dem weiblichen Geschlechte sprach. Ach, er bedauerte, daß er ein Junggeselle geblieben; aber er hatte es früher als unvereinbar mit dem Soldatenstande angesehen, zu heirathen. Und was die jungen Militärs betraf, so war er auch jetzt noch dieser Ansicht.

Da der Herr Major ein zwar bescheidenes, aber ausreichendes Vermögen besaß, um seine geringen Bedürfnisse zu bestreiten, so verzichtete er darauf, zu sparen. Er nahm sich lieber der Waisen an, war dreifacher Vormund und verwaltete mit musterhafter Ordnung die ihm anvertrauten Mündelgelder. Oft erkundigte er sich in der Stadt nach passenden Schulbüchern für das jugendliche Alter, bewarb sich um Stipendien für seine kleinen Schützlinge und kaufte für sie Papier und Federn ein. Um ihnen Protectionen zu verschaffen, erneuerte er alte Bekanntschaften, wenn sie ihm auch sonst nicht gerade genehm waren, machte Staatsvisiten, die er im Uebrigen wie die Sünde haßte. Er wohnte den Prüfungen bei, und wenn die Knaben sich auszeichneten, so beschenkte er sie, nahm sie während der Ferien in sein Haus und bereitete ihnen allerlei kleine Ueberraschungen.

Sein Dörflein hielt er in strengem Regimente und patriarchalischer Ordnung. Holzdiebe und Faullenzer wurden von einem Tribunal bestraft, in das er als Vorsitzender die Aeltesten der Gemeinde berief. Da kannte er keine Nachsicht und die Prügelstrafe stand in höchster Blüthe. Wenn er durchs Dorf ging, so versteckten sich die Burschen, denn er pflegte Manchen von ihnen kräftig am Ohr zu zausen, weil er nicht gewaschen war; dafür aber begrüßten ihn die älteren Bauern mit großem Respecte, zumal er nicht selten in der Wirthschaft einen guten Rath zu ertheilen vermochte, und wenn es um die Saatzeit ging, auch mit Saatkorn und Saatkartoffeln nicht sparte.

Die Dienerschaft zitterte vor dem Herrn Major, blieb aber dennoch gern auf seinem Hofe, ungeachtet er geringeren Lohn zahlte als seine Nachbarn. Während der Ernte hatte er Arbeiter m den niedrigsten Preis und die Bevölkerung der Umgegend fühlte sich verpflichtet, dem Herrn Major bei der Einheimsung zu helfen, ehe sie zu fremden Höfen auf Lohn ging.

Er starb, wie er gelebt hatte, der Herr Major. Ohne Arzt und nicht im Bette, sondern im ledernen Sessel, in dem er sanft entschlummerte. Ja, er starb sogar ohne Zeugen, denn es war in der Nacht und der Diener merkte es erst, als er des Morgens ins Zimmer trat. Man begrub ihn, wie er es stets gewünscht hatte, in der Uniform seines Regimentes, mit dem Orden der Ehrenlegion und der St. Helena-Medaille. Das Begängniß war das glänzendste, welches die Umgegend jemals erlebt hatte. Auf zwanzig Meilen kamen die Leidtragenden herbeigeeilt, um ihm die letzte Ehre zu bezeigen. Die Bauern trugen den Sarg, und zahlreiche Waisen benetzten sein Grab mit ihren Thränen.

VII. Graf Georg.

Graf Georg genoß seine Jugend mit vollen Zügen. Er tummelte sich wie ein Füllen durch die Steppen der Ukraine. Wenn er jagte, so kam sein Haupt oft eine ganze Woche nicht unter Dach. Wenn er ritt, so flog er mit dem Sturmwind um die Wette. Wenn er Karten spielte, so setzte er tausend „Seelen“ auf Eine Karte, und betete er, so wälzte er sich wie im Krampfe unter dem Altar und kam tagelang von den Mönchen nicht los.

Seine Erziehung empfing er in der Ukraine, seine Ausbildung auf Reisen. Er las nicht eben viel, aber was er las, das blieb ihm im Gedächtnisse, und den Childe-Harold wußte er von dem ersten bis zum letzten Verse auswendig. Den einen seiner Lehrer, einen Franzosen, prügelte er gottsjämmerlich durch, einen zweiten erschoß er auf der Jagd. Nichtsdestoweniger sprach er geläufig französisch; er hatte es von den Pariserinnen erlernt.

Nach Paris war er gesandt worden, als er sein funfzehntes Jahr vollendet hatte. Ein alter Hausdiener von erprobter Treue war ihm als Hüter mitgegeben worden. Der arme Greis erkrankte schon nach zwei Monaten, denn der junge Graf machte ihm schwere Sorgen. Georg pflegte ihn wie einen Vater, wie einen Bruder, er saß Tag und Nacht an seinem Bette, weinte, versprach, sich zu bessern. Da er aber selber spürte, daß in Paris diese Besserung ihre guten Wege hatte, so packte er den Alten auf und fuhr mit ihm in die Heimath zurück.

Im väterlichen Hause ging es wie an einem kleinen Fürstenhofe her. Dreißig Kosaken standen dem jungen Herrn zu Befehl und ebensoviel Lakaien waren auf den Wink bereit, alle seine Wünsche zu erfüllen. Er schwamm förmlich in Ducaten und wenn er einmal nach Kiew kam, so lauerten zwanzig Commissionäre, zumeist semitischer Physiognomie, unter den Fenstern seines Hotels, um ihm ihre Dienste aufzudrängen. Zum Glücke bewahrte ihn sein Stolz, dem Gesindel ähnlich zu werden.

Die Verhältnisse machten es ihm leicht, in jungen Jahren die Welt und die Menschen kennen zu lernen. Da er einen scharfen Blick besaß, so entgingen ihm die Verheerungen nicht, welche die Leidenschaften anrichten. Seine eigenen Leidenschaften zügelte er nur, wenn sie ihn in den Sumpf des Lasters hinabzuzerren drohten; im Uebrigen entschlug er sich jedweder Rücksicht, vertrug keinen Widerspruch und begehrte, daß Alles seinem Willen sich unterordne.

Die Frauen bevorzugten ihn. Er brauchte nicht einmal um ihre Gunst zu werben; sie brachten ihm dieselbe freiwillig entgegen. Zuletzt freute er sich gar nicht mehr seiner erotischen Triumphe. Sie hinderten ihn nicht, finster und verdrossen über die Steppe zu reiten, ganze Nächte beim Kartenspiel zu verbringen und mit Bären, die seine Leute aus ihrem Versteck aufscheuchten, sich ein Rendezvous zu geben. Wer ihm bei solcher Stimmung seinen Weg kreuzte, der mochte seine Haut hüten, denn sein Jähzorn hatte keine Grenzen; sein Rechtsgefühl war wie ausgelöscht; der Störenfried mußte zu seinen Füßen liegen oder er ward zermalmt.

Ueberhaupt begriff Graf Georg niemals, wie etwas unmöglich sein könne auf der Welt. Und das Wort unerreichbar stand vollends

nicht in seinem Lexicon. Man hatte ihn ja von Kindsbeinen an gelehrt, daß es seine Sache sei, zu befehlen, zu gehorchen aber die der Andern. Seine Wünsche mußten auf der Stelle befriedigt werden, sofort und ohne Verzug; wer ihm vorzustellen wagte, daß sie unerfüllbar seien, dem schleuderte er ein schallendes Hohngelächter in die Zähne. Daß man nach Grundsätzen und festen Lebensregeln vergebens bei ihm ausspähte, versteht sich von selbst; er war eben in Allem ein Naturalist; übte Gerechtigkeit aus Instinkt und war religiös aus Gewohnheit. Wenn er seines heimgegangenen Mütterleins gedachte, wurde er weich und fromm.

Den Mönchen, deren Kloster seinem Schlosse gegenüberlag, wendete er reiche Geschenke zu, und wenn er im Drange des Augenblicks Jemandem eine Unbill zugefügt hatte, so konnte man sicher sein, daß er bei nächstbester Gelegenheit eine ausgiebige Reue bezeigte. War es um Geldes willen geschehen, so griff er mit fürstlicher Freigebigkeit in die Börse; war es eine körperliche Züchtigung, so ließ er an allen Altären Messen lesen und schenkte dem Vergewaltigten ein Haus, ein Stück Wild, zwei Gespanne oder etliche Morgen Ackers.

Sein Schloß, das mit ungewöhnlichem Luxus eingerichtet war, glich sozusagen einem kleinen Städtchen. Neben dem Herrenhause saß in kleinen Gelassen eine Menge von Dienern, Schreibern, Reitknechten. An Gästen fehlte es fast nie. Doch war der Graf nicht etwa zu allen Zeiten ein gefälliger Wirth; oft nahm er die Ankömmlinge mit offenen Armen auf, oft aber ritt er, wenn zu dem einen Portal ein Gast hereinfuhr, ohne allen Grund zu dem anderen hinaus und überließ jenen der Fürsorge des Hofmarschalls und der zahlreichen Kammerdiener. Einst kehrte er von einer Reise heim und befahl plötzlich, neben dem Schlosse ein Theater zu bauen. Er hatte irgendwo ein Ballet gesehen, das ihn entzückte, und brachte nun einen Balletmeister mitsammt seinem Personal nach seinem Hofe, unter den splendidesten Bedingungen, wie sich versteht. Nach kurzer Zeit aber langweilte ihn die Geschichte und er schickte die Gesellschaft Knall und Fall von dannen, mit reichlicherer Entschädigung, als ihr zukam. Seitdem stand das Theater leer und der Hofmarschall trocknete in demselben seinen Kukuruz.

Auf seinen Reisen kaufte Graf Georg eine Menge von Büsten, Statuen und Gemälden, denn er hatte, wenn auch keine theoretische Kenntniß, doch zweifelsohne einen guten Geschmack und es befand sich manches wirkliche Kunstwerk in seinen Sammlungen. Was er aber einmal besaß, daran verlor er das Interesse und manche vielgerühmte Specialität lagerte verpackt und bestaubt in den Magazinen oder auf den Tennen.

Das Geheimniß seines Naturells war doch unschwer zu ergründen. Er war voll von Passionen und Gelüsten, aber ohne nachhaltige Begeisterung, und verbrauchte die Eindrücke, wie man Kleider verbraucht. In seinem Wesen gab es nur einen einzigen Punkt, die Liebe zur Heimath, zur Ukraine, zu ihren Wäldern und Steppen. Ob auf den Boulevards oder in den Warschauer Cirkeln, die Sehnsucht ergriff ihn immer wieder, und oft unmittelbar von einem Balle fort sprang er in den Wagen und jagte Tag und Nacht, bis er die Zinnen seines Schlosses aus der Ebene aufleuchten sah.

In der Schätzung von Frauen war er von der nämlichen Unrast. Er konnte für eine weibliche Schönheit schwärmen, aber nur einen Tag oder zwei; bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre war ihm überhaupt kein Weib gefährlich geworden. Einst aber lenkte sich sein Auge auf eine junge Dame von wundersamer Seelengüte, aber auch wundersamem Stolze. Dieser bot er rasch entschlossen seine Hand. Und sie verstand es trefflich, ihn zu regieren. Vor ihr beugte er zum erstenmale seinen harten Nacken. Von Zeit zu Zeit bäumte sich allerdings seine angeborene Wildheit gegen das sanfte Regiment, und dann raunte einander die Dienerschaft allerhand Klatschgeschichten zu und beklagte das Unglück der Gräfin. Aber diese siegte stets wieder durch ihre Engelsmilde; sie verzieh ihm Vieles, weil sie wußte, daß er doch zu ihr zurückkehre.

Die Gräfin führte ihn sogar langsam einer practischen Thätigkeit in die Arme. Sie bewirkte, daß er sich um die Wirthschaft zu bekümmern begann, seinen ungeheuren Aufwand einschränkte, und lenkte seine rohen Zornesausbrüche ab, indem sie sich zwischen ihn und seine Opfer stellte. Allmälig begriff auch der wilde Mann den Werth seines Weibes und ließ sie ungehindert schalten; denn er befand sich wohl dabei, um so wohler, als die Gräfin niemals die Zügel zu straff

spannte und sich bewußt blieb, daß Naturen, wie ihr Gatte, Raum zum Ausschreiten haben müssen.

Es stellten sich zwei Söhne ein, welche überdies das Band zwischen den beiden Ehegatten fester knüpften. Graf Georg freute sich an ihrem Gedeihen, das er durch thätige Theilnahme an ihrer Erziehung zu fördern trachtete.

Aber da kam jählings die leidige Politik dazwischen und entführte ihn seinem Herde. Er trat in die Revolutionsarmee ein, als Gemeiner, warf einen Theil seines Vermögens auf den Altar des Vaterlandes, raste mit unerhörter Tollkühnheit von Schlacht zu Schlacht. Keine Entbehrung schreckte ihn und keine Gefahr machte ihn erzittern. Er hatte in den Wäldern der Heimath, im Kampfe mit Wölfen und Bären dem Tode trotzen gelernt. Aber seine Verwegenheit war sein Unglück. Er wurde von Kosaken gefangen und ohne Proceß nach Sibirien verschickt.

Zehn lange Jahre schwerer Arbeit! Die Haare färbten sich weiß, das Augenlicht nahm ab, die Gesichtsfarbe ward fahl. Und daran war es noch nicht genug. Während er in den Bergwerken frohndete, starb daheim sein Weib, und als er endlich die Freiheit erlangte, war er ein Greis mit zerrissenem Herzen. Er ließ das Grab der Heimgegangenen öffnen, um sie noch einmal zu sehen, und veranstaltete ihr ein zweites Begräbniß mit königlichem Pompe. Dann verschwand er, Niemand wußte wohin, um erst nach längerem Zwischenraume wiederzukehren. Die Söhne ließen ihn suchen; aber der Alte irrte unstät durch die Wälder und klagte der Natur sein Leid.

Als er zurückgeschlichen kam, wagte Niemand ihn zu fragen, wo er gewesen, denn er war finster und schweigsam, auch seinen Söhnen gegenüber. Und nicht blos dies; es erfüllte ihn auch ein tiefes Mißtrauen gegen die Menschen, denen er wie ein Verbrecher auswich.

In einem entlegenen Dörfchen setzte er sich endlich zur Ruhe. Er ließ sich Alles bringen, was ihn an sein Weib und das Exil erinnerte, theilte sein Vermögen und behielt für sich nur einen einzigen Reitknecht. Er wollte allein sein.

Um sein Haus ragte ein hoher Zaun; einige Hunde hüteten die Pforte. Sie allein sahen ihn gehen und kommen, meistens in der früheſten Morgenstunde oder um Mitternacht. Er fischte und jagte, sonst that er nichts. Zur Winterszeit, wenn der Schnee fußhoch auf der Steppe lagerte, kauerte er vor dem Kamin und starrte in die Flamme, dieweil der Reitknecht ihm traurige ukrainische Lieder vorsang. Und eines Abends — der Sänger wiederholte eben seinen melancholischen Refrain — sank ihm der Kopf auf die Brust, aus der ein dumpfer Seufzer aufstieg. Graf Georg war todt.

VIII. Der Bonvivant.

Herr Alphons ist überall zu finden, ein rechter Hans Dampf in allen Gassen. Wenn der Landtag beisammen ist, in Lemberg; zur Herbstzeit in Warschau, von wo er nach Litthauen auf Jagdabenteuer ausfliegt. Dann wieder auf den Pariser Boulevards und während des Osterfestes in Rom. Die Badesaison verbringt er in Ems oder Biarritz, kurzum, er reist und reist, als ob es auf der Welt kein wichtigeres Geschäft gäbe, als unterwegs zu sein.

Dabei sieht er alleweil wie ein Jüngling aus, obschon er seine wohlgezählten vierzig Jahre auf dem Rücken trägt, kleidet sich stets nach der neuesten Mode und pflegt Jedermann, der ihm vorgestellt wird, von Kopf bis Fuß genau zu mustern, denn er hat sich gewöhnt, die Leute nach ihrem Aeußeren zu beurtheilen, und ist sogar überzeugt, daß die Garderobe das sicherste Kennzeichen eines Menschen, die Art, wie er sich die Cravatte bindet, das untrüglichste Merkmal seines Charakters ist.

Comfort und Bequemlichkeit gehören zu seinen Glaubensartikeln. Er würde sie nicht opfern, auch wenn es gälte, seinen Bruder vom Tode zu erretten. Wenn das Nachbarhaus in Feuer stände, so würde er doch vor der neunten Morgenstunde sein weiches Lager nicht verlassen, und wenn gegenüber ein Menschenkind aus dem Fenster des dritten Stockwerks sich auf das Straßenpflaster stürzte und das Hirn zerschmetterte, so würde er seine Mahlzeit nicht für eine

Secunde unterbrechen. Von seinen Gewohnheiten mag er vollends keine missen. Zweimal geschah es, daß ihm der Bahnzug vor der Nase fortbrauste; er hatte nämlich in dem Wartesaale zum Diner eine Flasche Rothwein bestellt und der träge Kellner vergaß des Auftrages. Die Locomotive pfiff; der Conducteur rief sein „Fertig!“ — aber Alphons rührte sich nicht vom Fleck; er ließ kein Mittagsmahl im Stiche und verzehrte keines ohne Rothwein.

In Polen weilt er eigentlich nur im Vorübergehen. Es gibt ja keine Seefische in Polen. Seine Wäsche wird in Paris besorgt, und die Handschuhe müssen aus Neapel sein. Unvorhergesehenen Emotionen geht er geflissentlich aus dem Wege; es ist ihm am liebsten, daß ein Tag wie der andere vorübergleitet, wie die Wellen eines stillen Teiches.

Des Morgens trinkt er Thee, durchfliegt die Zeitungen und schneidet einige neuangekommene Bücher auf, die natürlich sehr pikanten Inhalts sind. Dabei bläst er mit behaglicher Miene die Ringelwölkchen einer echten Havanna-Cigarre vor sich her. Dann macht er lange und sorgfältig Toilette und empfängt Besuche, geht später ein Viertelstündchen spazieren, um den Vormittag selbst mit einigen Visiten zu beschließen. Bei Tische sitzt er bis zur Theaterstunde und die Siesta hält er in einer Loge, mit dem Rücken an die Brüstung gelehnt, da ihn das Stück, das sie auf der Bühne darstellen, fast niemals sonderlich interessirt. Nach der Vorstellung trinkt er im Club seinen Thee, gähnt etliche Stunden vor sich hin, und wenn er lange nach Mitternacht das Lager aufsucht, so zürnt er jedesmal, daß unterdessen sein Diener zu Hause eingeschlafen ist. So läuft an ihm das Leben ohne Störung vorüber, und bietet höchstens in Ems oder Biarritz eine unvermeidliche Abwechslung.

Vor dem Tode fürchtet sich Herr Alphons lange nicht so sehr, wie vor Sorgen. Er hat sich nicht verheirathet, weil er ihnen entgehen und des Kummers um Weib und Kind überhoben sein wollte; er hat seine Güter verkauft, um von Rechnungen und Ansprüchen der Pächter verschont zu bleiben und weil er nicht Lust hatte, allezeit Verwalter und Oeconomen zu überwachen, ja, er hat nicht einmal Pfandbriefe gekauft, weil er zu bequem ist, Coupons abzuschneiden, und zu nervös, um

auf Coursschwankungen Acht zu geben. Er legte seine Capitalien bei Versicherungsgesellschaften nieder, die ihm von Jahr zu Jahr seine Rente abliefern, und was aus dem Gelde nach seinem Tode werden soll, darüber hat er noch gar nicht nachgedacht. Nur eine gewisse Summe in goldenen Sovereigns ruht im Gewahrsam der englischen Bank; es könnte ja geschehen, daß besagte Versicherungsgesellschaften eines schönen Tages ihre Zahlungsunfähigkeit erklären.

In seiner Jugendzeit, ach ja! da ging ihm Manches quer. Er hatte eine Braut und sie starb drei Stunden vor der Trauung. Auch der Hagel kam ihm einmal über die Halmfrucht und die Rinderpest über das Vieh. In drei Vorwerken legte ihm das Feuer drei Scheunen in Asche, welche nicht versichert waren. Da verlor er die Lust an dem mühsamen Landleben und sann auf Mittel, das Glück gewaltsam an sich zu fesseln. Er hatte eine große Unternehmung im Sinne, eine Art ländlicher Universal-Unternehmung, welche nicht abhängen sollte von unvorhergesehenen Zufällen, von Hagel, Rinderpest und ähnlichen Calamitäten. Aber um seinen Plan zu verwirklichen, bedurfte es vorher einiger ausgedehnter Reisen. So kam er nach Wien, Paris, Berlin, und zuletzt ließ er alle ländlichen Creditinstitute und Ameliorirungsgesellschaften am Nagel hängen, um fortan als Großstädter zu leben und zu sterben.

Mit den Frauen ging er aber sehr behutsam um; er wünschte nicht, sich zu verlieben, weil Liebe eine Leidenschaft ist. Er bewunderte die Schönheit und suchte sie, wie natürlich, da er kein Barbar war; aber die leiseste Anspielung, von einem Freunde oder von geschäftigen Klatschbasen herrührend, der zarteste Wink, von einer Mutter stammend, welche ihn zum Schwiegersohn nicht übel fand, machte ihn stutzig und das Nächste, was er in so kritischer Lage that, war eine eilige Flucht, von Paris in einer Tour bis Rom, von Wien bis Berlin, von Mailand bis Neapel.

Europa war ihm bald so bekannt, wie — mit Verlaub gesagt — seine Westentasche. Er hatte die Alhambra gesehen und das Goldene Horn, war in der Eremitage zu Petersburg und in den Uffizien von Florenz heimisch, entsann sich des Rheinfalls aus eigener Anschauung und eines deliciösen Frühstückes, das er einst bei

den Wasserfällen von Terni verzehrt hatte. Es ist begreiflich, daß sich sein Kunstgeschmack unter der Fülle dieser Eindrücke veredelte und auch seine Geschichtskenntniß nicht wenig dabei profitirte. Er wußte die letzten Augenblicke des fünften Karl im Kloster St. Just mit lebhafter Gegenständlichkeit zu schildern, weil er selbst in der Zelle gewesen war, die den Kaiser beherbergt hatte; in Waterloo weilte er eine ganze Woche, mit der berühmten Beschreibung Victor Hugo's in der Hand das merkwürdige Schlachtfeld studirend. Nur England und Skandinavien blieben ihm fremd, denn vor der Seekrankheit hatte er einen Heidenrespect.

Zehn volle Jahre trieb er sich in der Welt umher, ein neuer Odysseus, der vieler Menschen Städte gesehen und Sitten erkannt hat. Aber am Ende langweilte ihn auch das Reisen, und als er sich den Vierzig näherte, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß es sich eigentlich nicht lohne, durch die Welt zu jagen, da überall in den Hotels die Table d'hôte um sechs Uhr stattfinde, schöne Frauen in Paris so gut als in Madrid vorhanden seien, die Aïda nicht blos in Neapel, sondern auch in Wien aufgeführt werde und sogar Kunstwerke oder historische Reliquien ohne Wirkung bleiben, wenn man sich einmal den Magen an ihnen übersättigt hat. Der Cicerone, der seinen Tageslohn in blanken Francs begehrt, die Engländer, denen man während des Diners an der Table d'hôte begegnet, die überraschende Farbenpracht eines Gemäldes und die verblüffende Plastik einer Statue — man hat dies Alles schon hundertmal gesehen, empfunden, erlebt, hat vor der Venus von Milo, dem Jüngsten Gerichte Michel Angelo's und einer Madonna Murillo's gestanden — was sucht man noch auf unsteten Pilgerzügen in der Welt?

Man kann Karten spielen, o ja. Aber dieses ewige Hocken auf dem nämlichen Platze! Und das Forschen in der Physiognomie der Spieler! Herr Alphons geht immer noch am liebsten ins Theater, und wärs auch nur, um die lustigen Insassen der Gallerie zu beneiden, die so stürmisch applaudiren und mit erhitzten Gesichtern der Vorstellung folgen. Wenn er dies auch noch könnte!

Seit fünf Jahren sucht er und sucht, und kann keine Zerstreuung finden. Er sitzt und sinnt und wundert sich, daß der Weg

zum Glücke gar so steil sei. Alles ist ihm in Erfüllung gegangen, was er plante, bis auf das Jota, meint er sagen zu können; die Versicherungsgesellschaften zahlen ihm regelmäßig seine Rente aus, der Bruder begehrt von ihm keine Anlehen, die englische Bank ist sicher; er hat sich nicht ein einziges Mal verliebt und selbst seine Gesundheit läßt ihm nichts zu wünschen übrig. Und doch! und doch! — er ist unzufrieden mit dieser langweiligen Welt.

Sie sagen, die Langeweile sei eine Krankheit, welche man heilen könne. O nein! Herr Alphons bekämpft sie ohne Unterlaß, wendet Tag für Tag die verschiedensten Arzneien an und dennoch ist ihm manchmal so leer und öde, ja so traurig zu Muthe, daß es ihm wirklich bedünkt, als sei das Leben nicht des Lebens werth. Ja, ja, die Engländer haben so unrecht nicht, sich im November zu ertränken oder nach Indien auf die Tigerjagd zu gehen. Er möchte das Letztere ihnen wohl schon nachmachen, wenn nur die vermaledeite Seekrankheit nicht wäre.

Warum hat er seine Gelder den Lebensversicherungsgesellschaften anvertraut? Hätte er sie jetzt, so wüßte er sich eine Beschäftigung, könnte die Börse besuchen, gewinnen und verlieren, sich an Hoffnungen klammern und vor Täuschungen fürchten. Ehedem verweilte er an einem Orte drei Monate oder vier; er fuhr nach Warschau, machte im Theater Bekanntschaften, unterhielt sich hinter den Coulissen, unternahm Ausflüge zu ländlichen Freunden — jetzt kommt er sich wie der ewige Jude vor, jagt wie ein Courier durch die Welt, weil er nirgends stillhalten kann. Nizza fesselt ihn nicht; er geht nach San Remo. Aber dort setzen sie ihm ein schlechtes Rostbeaf vor, das ihn vertreibt, und zwei Tage darauf schleicht er durch die Gassen von Paris. Unglücklicherweise langweilt ihn auch Paris; er kennt die Häuser und die Menschen, die Theater bieten ihm nichts Neues, und über einem guten Buche kann man bei dem besten Willen nicht ewig hocken. Ein Freund besucht ihn Nachmittags um drei; er legt Patience. Der Freund kehrt Abends um sieben wieder; Herr Alphons legt noch immer Patience.

„Was, Du gehst nicht in den Club?“ fragt er staunend.

„Der Club langweilt mich.“

„So komm mit ins Theater."

„Sie spielen immer das Nämliche."

Herr Alphons fährt fort, Patience zu legen. Er will wissen, ob ihm noch eine Zerstreuung auf Erden winkt. Vielleicht, wenn er auf das einzige Mittel verfällt, das ihm noch helfen kann, auf die Arbeit. Die Aussicht ist schwach. Er kennt so viele Landsleute, welche sein Schicksal theilen, und getheiltes Leid ist bekanntlich nur halbes Leid.

Literarische Büsten.

I. Adam Mickiewicz.

In der gesammten Weltliteratur gibt es kein traurigeres Dichterschicksal. Der Anfang ist Licht und Ruhm, das Ende Verfall und Nacht. Man nennt Günther und Musset, Grabbe und Poe, wenn man das Wort vom Kainsmaal der Dichtung an Beispielen erhärten will. Aber unseliger als sie Alle ist Adam Mickiewicz, der Vaterlandssänger ohne Vaterland. An der Vergeudung und Selbstzerstörung, aus eigener Schuld gehen Jene kläglich zu Grunde. Der Pole büßt, was nicht er verschuldete; er wird geahndet für die Sünden seines Volkes.

Und nicht er allein. Seit dem politischen Untergange ihrer Nation sind alle polnischen Poeten Märtyrer; vor demselben waren alle ohne Ausnahme Stiefkinder der Muse. Jene steuerten eine Nationalliteratur zusammen, zu der die Nation fehlt; um diese fluthete ein nationales Leben und sie wurden sich desselben nicht bewußt. Erst wenn man sie verloren, singt man von der Heimath, sagt irgendwo Heinrich Heine.

Eine Epoche der Zerrissenheit war auch uns beschieden; sie entsprach dem Jammerbilde, welches durch Jahrhunderte die politische Gestaltung Deutschlands darbot. Aber Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung blieben unseren Poeten fern. Auch die zaghaftesten unter ihnen beklagten nur, daß es nicht ihnen vergönnt sei, die Wieder=

geburt des Vaterlandes mit eigenen Augen zu schauen. Den Glauben an die Zukunft gaben sie nicht preis. Das ergreifende Schauspiel einer dichterischen Begeisterung, welche zu Häupten einer schönen Leiche flackert, ging von den Polen aus, und die erste Rolle in demselben führte Adam Mickiewicz.

Eine Sehnsucht ohne Erfüllung, ein Feuer ohne belebende Gluth, eine Klage ohne Vorsätze und ein Haß ohne Thatkraft! Was kann mit alledem der größte dichterische Genius zu Stande bringen? Adam Mickiewicz verherrlicht in seinem Epos „Konrad Wallenrod" den Verrath am Feinde. Das ist ein typischer Zug. Wo alles übrige Hoffen zerronnen ist, bleibt als Rettungsanker der Verrath. Er versinkt in den Schlamm der Mystik. Wenn die Sehnsucht auf Erden gescheitert, flüchtet sie gen Himmel.

Von Marie Szymanowska, der reizenden Klavierspielerin, an ihren Freund, den deutschen Dichterfürsten, empfohlen, kam Adam Mickiewicz nach Weimar. Göthe empfing ihn mit Wohlwollen, und um ihm zu beweisen, wie sehr er seine Gaben ehre, schenkte er dem Fremden eine Feder als Erinnerungszeichen.

Damals war Adam in der That ein Dichter. Und mehr als dies, er war ein Reformator. Er hatte die zopfigen Lateiner aufgescheucht, welche, von klassischen Ueberlieferungen erdrückt, über der Kunst der Formen das nationale Wesen vernachlässigten. An Byrons Strahlenfeuer hatte sich seine Seele erwärmt. Russische Sbirren ergriffen den unruhigen Magister, der zu Kowno den Bakel schwang, und entführten ihn nach Petersburg, wo die gefeierte Landsmännin Marie Szymanowska sich seiner mit gütiger Seele annahm. Er war ein Verbannter, doch den Schmerz des Exils strebte eine weiche Frauenhand ihm zart zu lindern. Puschkin erwies ihm schmeichelhafte Ehren. Aber die Treppen des Exils hinauf- und hinabzusteigen, ist ein Weh, das auch die liebevollste Milde nicht beschwichtigen, auch die samaritanische Barmherzigkeit eines edlen Weibes nicht versüßen kann. Die Sehnsucht ist stärker als die Liebe. Der Poet durchmißt die ungeheuren Weiten des Czarenreiches. Er irrt bis an den Saum des Pontus und schwelgt in den Reizen der taurischen Halbinsel. Aber das lockende Bild der Heimath weicht nicht vor seinem Auge. Er denkt an den Niemen und fragt in bangen Schauern:

Mein Heimathfluß, o Niemen, wo sind die lieben Quellen,
Die so viel Hoffnung bargen, des reichen Glücks so viel?
Wo sind der Kindheit Freuden, ihr unschuldvolles Spiel?

Wo ist des stillen Herzens so stürmisch süßes Schwellen?
Wo lacht mir wieder Laura's, der Freunde Angesicht?
Ach, Alles ist vergangen — nur meine Thränen nicht!

Der Hauch des Südens weht ihm lind und verführerisch um das Antlitz; fernher schimmert die Brandung des Meeres und ihr frischer Athem kühlt ihm die Stirne. Er aber spürt nichts davon, denn sein Geist ist daheim.

Dein Wald, o Litthau, singt ein schöner Lied
Als Baydars Nachtigall und Salgyrs Frauen,
Und deine Moore mag ich lieber schauen,
Als hier den Maulbeer, der rubinroth glüht.

Endlich gibt sie ihn frei, die mitleidslose Fremde, aber nur, um ihn in ein neues Exil zu entlassen. Er wandert westwärts, den Ruhm seiner Gedichte zur Seite. Schon sind seine „Todtenfeier", seine „Grazyna", die Sonette aus der Krimm und der „Konrad Wallenrod" heimisch geworden in der erlesenen Nachbarschaft des Byron'schen Don Juan und des Göthe'schen Faust. Da ereilt ihn die Kunde von der Erhebung seines Volkes, und flammende Begeisterung rührt ihm die müde Seele. Die „Ode an die Jugend" tönt von seiner Zunge und wird zur Marseillaise der polnischen Revolution.

Hat in des wirren Chaos dunkler Nacht,
In der Geschöpfe Hader Gottes Macht
Nicht mit dem Einen Wort „es werde"
Auf fest' Gebälk gestellt die Erde,
Dem Sturm geboten, Quellen aufgeschlossen,
Des Himmels Blau mit Sternen übergossen?

Wo finstre Schatten noch ein Land umnachten
Und auseinandergeht der Menschheit Trachten,
Da haucht die Liebe Feuerstrahlen aus,
Den Geist errettend aus der Wirrsal Graus;
In ihrem Schooß empfängt die Jugend ihn,
Die Freundschaft läßt ihn wechseln und erblühn.

Das fühllos kalte Eis zerbricht,
Kein Irrthum trübt fortan das Licht,
Das Morgenroth der Freiheit ist erglommen —
O Sonne der Erlösung, sei willkommen!

Ein Jubel ohne Gleichen entzündet sich an den Strophen des vergötterten Dichters. Sie werden mit großen Lettern, weithin sichtbar, an die Wände des Warschauer Rathhauses geschrieben; einzelne Verse rufen von den Standarten der polnischen Regimenter den Todesmuth der Kämpfer wach. Aber der Jammer von Ostrolenka und Praga löscht sie mit seinen Thränen aus und er bricht auch den Poeten mitten entzwei. Die Quellen, die einst so mächtig in seinem Inneren sprangen, sickern nur noch spärlich, ein halbes Jahrzehnt; dann sind sie für immer versiegt. Er hat die Hoffnung verloren und mit ihr die würdevolle Hoheit seines Genius. In den Vorlesungen über slavische Literatur, welche er im Collège de France einem zahlreichen Hörerkreise hält, irrt seine Beredtsamkeit ziellos vor sich hin; bald gilt sie einem Mahnruf zur Versöhnung zwischen Russen und Polen, bald ergeht sie sich in nebelhaften messianischen Verkündigungen, von denen die Jünger auf geistige Störungen in dem Gedankenleben des Meisters schließen. Er verliert den Lehrstuhl, dämmert in einsylbigem Tiefsinn unthätig weiter, geht schließlich als Sendbote der französischen Regierung nach beendetem Krimkriege an den Bosporus und stirbt auf türkischer Erde.

Oft übt der Leidende des eignen Henkers Pflicht,
Er macht sich selbst das Rad, auf das er selbst sich flicht.

Es ist gesagt worden, die dichterische Begabung des größten polnischen Poeten sei nicht dauerhaft und stark genug gewesen, um die Schicksalsschläge, die ihn und sein Volk trafen, zu überstehen. Losgelöst von seinem britischen Vorbilde, sei er der Unfruchtbarkeit anheimgefallen. Das ist ein Irrthum und eine Unbill zugleich. Adam Mickiewicz verdarb an der schroffen Einseitigkeit, mit welcher er sich dem nationalen Gedanken auslieferte. Nicht den Einzelnen, und reichte sein Genius bis zum Himmel, noch ein ganzes Volksthum vermag die nationale Leidenschaft allein auf die Dauer mit geistigem Inhalt zu erfüllen.

Mit geistigem nicht und noch weniger mit poetischem. Die unaufhörliche Anspannung durch gesteigerte Affecte, durch Rache, Haß und Vergeltungsdrang, zehrt die Kraft der Empfindung auf, um anstatt ihrer hohles Pathos zurückzulassen, zerstört die Fähigkeit zu schaffen, um sie durch trübsinnige Schlaffheit abzulösen. In dieser Verfassung sind die Einzelnen ebenso wie ganze Völker eine sichere Beute des Verfalls. Wer von ihnen zuerst Beschlag nimmt, dem gehören sie, und die Polen fielen der römischen Kirche zum Opfer.

Adam Mickiewicz ist die Verkörperung des polnischen Volksgeistes, wie sehr er anscheinend in Byrons Geleisen wandelte. Man meint das schwermüthige Schilf in den dunkeln Wassern der Weichsel rauschen, den Klaggesang des Karpathenbauers durch die Felsschlucht hallen zu hören, wenn man seinen Rhythmen horcht. Ganz leise und wie von fern vernimmt man dazwischen auch universelle Töne, gleichsam Urlaute der Menschheit, welche eben so gut von Göthe oder Victor Hugo, von Byron oder Leopardi herstammen könnten. Allmälig, je älter der Dichter wird, verschwinden diese Merkmale des Genius, welche ihn der ganzen Welt zu eigen machten, und der selbstsüchtige Schmerz, der ohne Pause über die verlorene Heimathsscholle klagt, entstellt die Physiognomie. Dann schmeichelt sich ein religiöser Schwindler heran, gießt Schlaf und Müdigkeit in die Dichterseele, raubt ihr mit tempelschänderischer Hand ihr heiliges Feuer, statt dessen todte Asche zurückbleibt.

Das Bild seines größten Dichters ist Polens Bild.

Man hat Adam Mickiewicz wiederholt und mit gutem Rechte den Fürsten unter den slavischen Dichtern geheißen. Aber von Denen, welche dieses prunkende Beiwort gläubig nachbeten, ahnen vielleicht die Wenigsten, wieviel Herzeleid und Jammer es umschließt. Ihnen steht der feurige Sänger vor dem Geiste, welcher in herben Sonetten sein Heimweh und sein Vaterland beklagte, in köstlichen Epen sein armes Volksthum verherrlichte und in schwungvollen Liedern seine verlorene Jugendliebe betrauerte. Darüber hinaus sind kaum dunkle Gerüchte bis zu ihnen gedrungen von den mystischen Irrungen, welchen der alternde Poet verfiel, und von verscherzten Lebensfreuden, denen sein müder Geist, von der gemeinen Noth des Daseins umdüstert, mit melancholischer Zähigkeit nachbrütete.

Von seinen Landsleuten ist über ihn und die wechselnden Abschnitte seines Lebenslaufes leider nur wenig biographischer Stoff für die Nachgebornen gesammelt worden, daraus sich mit Bestimmtheit feststellen ließe, woher der unheilvolle Riß entstand, welcher jäh und hart sein Dasein in zwei einander so fremde Hälften zerschnitt. Man kennt in Deutschland den Dichter, dessen Fruchtbarkeit mit der „Ode an die Jugend", wenn nicht ihr Ende, so doch ihren Höhepunkt erreichte. Aber von dem Menschen Mickiewicz geht nur geringe Kunde. Es würde auch wenig frommen, sich über ihn bei polnischen Gewährsmännern zu unterrichten, denn er gilt seinen Namensbrüdern als ein Heiliger, dessen Schicksalen unbefangen nachzuforschen eine nahezu grenzenlose Pietät verbietet. Um so dankbarer habe ich vor Jahresfrist in einem dünnleibigen Büchlein geblättert, welches den gealterten, vom Drange der Existenz und der Pein des Irrthums gebrochenen Poeten nach persönlichen Wahrnehmungen liebevoll, aber ohne Schönthuerei zu schildern versucht. Die volle Wahrheit ist freilich auch hier nicht enthüllt und man muß bis auf Weiteres sich noch immer dabei bescheiden, den Beginn der traurigen Wandlung, welche in dem Leben des Dichters sich vollzog, ganz äußerlich auf den dritten Band seiner „Vorlesungen über slavische Literatur" zurückzudatiren, in welchem sie schreckhaft zuerst zu Tage trat. Aber einzelne Andeutungen, welche, scheu und ängstlich, als zitterten sie, den Genius des großen Todten zu beleidigen, über diese jüngsten Erinnerungsblätter huschen, gewähren zum mindesten einen losen Faden, welcher aus dem lichten Jugendtage in die öde Altersnacht dieses Dichterlebens hinüberleitet.

An den feurigen Sänger von ehedem gemahnte schon Anno 1840 kaum noch ein leiser Zug. Die stolzen Tage waren dahin, in denen er, bewundert und angestaunt, mit seinem sprühenden Geiste die Salons der edlen Marie Szymanowska belebte und Alexander Puschkin, den Liebling der Petersburger Gesellschaft, durch seine unvergleichliche Beredtsamkeit in den Hintergrund schob. Auch die Wonnen der ersten Liebe waren längst zerflattert und die Wogen eines viel durchstürmten Flüchtlingsdaseins hatten rettungslos das Bild seiner süßen Laura, der vielbesungenen, hinweggespült. Er hauste als Professor des Collège de France, mit Weib und Kindern

in dumpfem Quartier zusammengepfercht, abseits von dem Getümmel der Weltstadt, in nächster Nähe des Luxembourg, und starrte halb im Traume den Ringelwolken nach, welche von der unentbehrlichen Tabakspfeife emporstiegen. Bisweilen scheuchte ihn die unliebsame Zudringlichkeit neugieriger Landsleute aus seinem Brüten auf, welche haufenweise in seine enge Klause wallfahrten, um den Heros ihrer nationalen Dichtung von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Dann ward er, je nach dem Charakter der Eindringlinge, unwirsch oder salbungsvoll, barsch oder süßlich, aber niemals mehr hell und beredt, wie in den Tagen schaffensfreudiger Jugendlichkeit. Zwei bartlose Bursche, adeliger Eltern verzogene Kinder, stehen eines Tages mit glotzäugiger Bewunderung vor seinem Arbeitstische. „Woher kommt ihr?" fragt er kurz und rauh. — „Aus der Heimath." — „Und wozu kommt ihr?" — „Um Französisch zu lernen." — „Nicht übel. Aber was trug euch sonst eure Mutter noch auf?" — „Mickiewicz zu besuchen." — „Das ist geschehen." — „Ja." — „So lebt wohl." — Und verdrossen kehrt der Alte den verblüfften Jungen den Rücken. Er will nicht gestört sein in seinen wirr verschlungenen Gedankenreihen, welche wie Nebelbilder labyrinthisch durcheinander wallen und seinem getrübten Blicke bald die Gestalt eines neuen Welterlösers und bald einen nationalen Heiland vorgaukeln, der „in einem noch nie von feindlichen Schritten befleckten Winkel der litthauischen Wälder" sich anschicke, geboren zu werden und Polen zu befreien.

Nicht immer halten ihn diese verhängnißvollen Phantastereien gefangen; bisweilen zuckt es wie der Wiederschein alter Herrlichkeit durch seine kleinen, stechend grauen Augen. Dann reckt sich sein dichtbehaarter Graukopf straff in die Höhe, das von Leidensstürmen durchfurchte Antlitz verklärt sich zu gewinnender Heiterkeit und sein Athem geht schwer, als gelte es, sich von dem Alp eines mächtigen Spuks zu befreien. Ein junger Verskünstler sitzt ihm gegenüber, der eben in tiefsinnigen Vergleichungen seine ästhetische Weisheit vor dem Alten ausgekramt hat. Aber kaum ist er mit seinem Sermon zu Ende, so beginnt Mickiewicz mit nachdrücklicher Betonung: „Landsmann, wenn Du meine Meinung erfahren willst, so höre: alle Dichter sind einander gleich und nur ein einziger Unterschied ist

zwischen ihnen; jeder muß er selbst sein und der Adler darf sich nicht in einen Spatzen, der Spatz nicht in einen Adler verwandeln wollen. Blos Narren sind im Stande, etwas geringzuschätzen, weil es nicht in dieser oder jener Form vom Himmel stammt. Wer mir Raphael mit Wouwermans oder Phidias mit Rauch vergleicht, dem sage ich es ins Gesicht, daß er ein Narr ist. Er ist es auch, wenn er Robert Burns verachten will, weil Shakespeare gelebt hat. Denn sie Alle sind Gottgesandte und nur der Vorwitz stellt Vergleichungen zwischen ihnen an.“ Ein anderes Mal kommt ein Freund zu ihm und zeigt ihm einen heiteren Brief, welchen Chopin kurz vor seinem Tode geschrieben. Voller Rührung überfliegt er denselben, dann ruft er begeistert aus: „Ja, das ist er, das ist der ganze Chopin! Der herzigste Mensch, den ich mein Lebtag gekannt. Das Talent Garrick's und die vollendetste Mischung französisch-polnischen Geistes; nur das Eine hat mir an ihm mißfallen, daß er so gerne die Salonpuppen unterhielt, die er hinterher verspottete. Was für Fabeln doch jetzt die Leute in Wort und Schrift über ihn verbreiten! Wenn man ihm all' das dumme Zeug vorgelesen hätte, als er noch lebte, so wäre er erschrocken vor diesem Zerrbilde seiner eigenen Person, welches diese Melomanen mit den verdrehten Augen von ihm entwerfen. Die Seele seiner polnischen Mutter spielte aus ihm und der Geist seines französischen Vaters lachte aus vollem Halse. Das war Chopin.“

Aber das sind spärliche Lichtblicke in seiner Unterhaltung, seitdem ihn der Schwindler Towianski umgarnt und zum Fürsprecher seiner Messianitätslehre mißbraucht hat. Denn seitdem schwört er darauf, daß nur beständige innere Begeisterung zu einer erwünschten socialen und politischen Umgestaltung der Gesellschaft führen könne, befleißigt er sich einer affectirt biblischen Redeweise, welche, schleppender Bilder voll, sich das alte Testament und den tropischen Ueberschwang der Propheten zum Vorbilde nimmt. Ja, so trostlos verwirrt hat ihn der verrückte Landsmann, der sich selbst als Messias auszugeben nicht übel Lust zeigte, daß er nicht blos dessen wahnwitzige Hallucinationen in dem Buche „L'église officiel et le Messianisme“ zu vertheidigen, sondern, den alttestamentarischen Geboten entsprechend, unter Anderem eine geflissentliche Verachtung der bildenden Künste

zur Schau zu tragen strebt. „Wenn die Künstler," sagt er, „die Liebe, welche sie an ihre Bilder und Figuren verschwenden, der Gesellschaft zu gute kommen ließen, wie viele Wunder würde doch dann die Geschichte zu verzeichnen haben!" Als ihm in Florenz die Statue Dante's gezeigt wird, spottet er, sich geringschätzig abwendend: „Bah! Kosciuszko brachte Schöneres zu Stande."

Genug, es hat sich hier ein Zerstörungsproceß vollzogen, dessen Anblick einem jeden Beobachter das Herz zusammenschnürt, wenn er bedenkt, daß dies die Reste eines Poetendaseins gewesen, an welchem Goethe rückhaltloses Gefallen fand und das von Byron seine besten Impulse empfing. Und was verursachte, beschleunigte, vollendete diese Verwesung, welche der Welt das Andenken an einen edlen Dichtergeist verleidet, der jedem Volke, in dessen Mitte er geboren, zur Ehre gereicht hätte? Das politische Mißvergnügen, die getäuschten Illusionen, der Mangel materiellen Wohlbehagens tragen ohne Zweifel einen Theil der Schuld. Aber nicht sie allein. Ein Blick auf den polnischen Volkscharakter muß zur Erklärung aushelfen. Der patriotische Pole ist gewohnt, Leid und Mißgeschick zu ertragen, aber nicht geeignet, es mit Würde zu tragen. Es ist eine allgemeine Unzulänglichkeit, die dem einzelnen nicht zur Last fällt, ihn aber erbarmungslos um die Theilnahme betrügt, deren sein Geschick im Uebrigen werth ist. Es wird als Charakterfehler gedeutet, daß er unter dem Drucke leiblicher Noth und heimathloser Unrast wie mürbes Steinwerk zerbröckelt.

Adam Mickiewicz litt nicht gerade Hunger in Paris, aber es ist gewiß, daß sein karges Einkommen bei Weitem nicht ausreichte, um ihn und seine zahlreiche Familie gegen die peinigendsten Sorgen sicher zu stellen. Als eines Tages seine Gattin plötzlich erkrankte, da war er von Mitteln derart entblößt, daß er ein kleines werthvolles Bild, an dem er mit rührender Zärtlichkeit hing, einem Kunsthändler zum Verkaufe anbieten mußte. Es war ein Domenichino und der Dichter wäre glücklich gewesen, wenn ihm dafür dreihundert Francs bewilligt worden wären. Aber das Angebot wurde zurückgewiesen, und andere verkäufliche Gegenstände von einigem Werthe besaß er nicht; Uhr und Kette waren längst verpfändet. Es könnte verwunderlich erscheinen, daß die begüterten polnischen Emigranten,

welche mit ihm eine Art von Heiligencult trieben, ihren Dichter so jämmerlich im Stiche ließen. Allein es wäre ungerecht, sie zu beschuldigen, denn sie wußten nicht, welche Dürftigkeit in Adam's Hause herrschte. Er hätte auch jedes Almosen schroff und empfindlich zurückgewiesen, weil er nicht wollte, daß man sich um ihn bekümmere. „Scheer' Dich um Dich, Bruder!" rief er einst bei einem Mittagmahle einem Freunde zu, der ihn mit der wohlgemeinten Frage, warum er nicht esse, aus seinem Brüten aufgerüttelt hatte. So zerrte denn das Bleigewicht der Noth ungehindert an seiner Seele und zog sie in die Tiefen eines halb grollenden und halb verzweifelnden Quietismus hernieder, aus dessen zärtlicher Umarmung allerhand dunkle Geister und geheimnißvolle Mißgeburten sich erzeugten.

Daran jedoch war es nicht genug. Die Armuth hätte der Poet vielleicht ohne Einbuße seiner geistigen Anlagen erduldet; aber sein Haus war freudeleer und poesielos, denn er hatte ein Weib an seinen Herd geführt, welches ihm von allem Anfang an keine Liebe, sondern blos das Gefühl der Dankbarkeit eingeflößt hatte. Celine Szymanowska war die Tochter jener Marie, für welche einst der alte Goethe geschwärmt und in deren Hause zu Petersburg der junge Mickiewicz eine freundliche Zuflucht gefunden hatte, als er, ein politisch Verdächtiger, von der russischen Regierung in der Newastadt überwacht worden war. Celine war damals noch ein Kind gewesen. Anderthalb Jahrzehnte später, als der Dichter in Paris sich vereinsamt fühlte und seine Sehnsucht nach einem eigenen Herde im Freundeskreise zur Erörterung kam, erinnerte ihn einer seiner Kameraden an das Töchterlein seiner Petersburger Wohlthäterin. „Wenn sie hier wäre," rief er lebhaft, „so würde ich sie ohne Zaudern zum Altare führen!" Gesagt, gethan. Die diensteifrigen Freunde veranstalteten eine Zusammenkunft, und in wenigen Monaten wurde Celine des Dichters Weib.

Sie ist ein stilles, opferfähiges Geschöpf gewesen, eine Dulderin, die, ohne zu grollen, die Noth ihres Daseins mit ihrem Gatten redlich theilte, aber um der Inbegriff seines Glückes zu werden und in seiner Erinnerung das Bild der verherrlichten Laura auszulöschen, um mit einem Worte das Weib eines Dichters zu sein, dazu fehlte es ihr an beweglichem Temperament und wohl auch an kluger Anempfindung. Die Liebe

hätte den armen Mickiewicz vielleicht von dem Rande des Abgrundes hinweggezogen, in welchem die Messiasse und Erlöser Towianski's ihr Unwesen trieben; statt ihrer aber nagte die Reue an seiner Seele und die Ehe aus übel angebrachter Dankbarkeit ward ihm zu einer Wüste, aus der er stündlich zu entfliehen trachtete. Wohin? Das war am Ende gleichgültig, denn um vor einem Uebel Schutz zu suchen, ist jeder Unterschlupf gut genug. Das Betrübsame ist nur, daß es gerade die Mystik war, welche er sich als Asyl aussuchte. Es war der falsche Himmel, in welchen der Dichter gerieth, der einst in seinem Freiheitsdrange gesungen hatte:

Wie die Biene mit dem Stachel auch das Leben sich entreißt,
So vertieft mit dem Gedanken in den Himmel sich mein Geist.

II. Fredro.

Es ist kein Humor bei der Sache, wenn man heutzutage von Polen spricht. Die Geschichte hat dafür gesorgt, daß ein Gefühl des Mißbehagens, wie von einer schweren internationalen Schuld, sich mit jeder Erinnerung an Polen verknüpft, und die Enkel Kosciuszkos unterlassen es nicht, uns bei Tag und Nacht, in Freud und Leid daran zu mahnen, daß sie unverjährte Forderungen an die historische Gerechtigkeit besitzen. Sie kommen aus den Trauerkleidern nicht heraus.

In dem alten Polen fehlte es an Humor nicht. Auf den Edelhöfen ging es hoch her, und das Volk begleitete die Lustigkeit der Herren mit einer satyrischen Schlagfertigkeit, von der in seinem Sprichwörterschatze ergötzliche Proben aufbehalten sind. Der Edelmann war kein Ausbund von sittlicher Würde, in den Augen des Volkes, dagegen als Opfer des Spottes, wenn er mit seinen dreißig Morgen sandigen Ackers wie ein König sich in die Brust warf, nicht selten den spitzigsten Betrachtungen ausgesetzt.

Im Rang gleich dem Wojwoden steht
Der Edelmann von Einem Beet,

hieß es, vermuthlich nicht so sehr, um die politische Gleichheit in der königlichen Republik zu preisen, als um die berüchtigten Scenen auf

den Reichstagen zu veranschaulichen, die das Veto eines einzigen rusticalen Krippenbeißers hervorrief.

Seine Frau'n begraben,
Glück mit Pferden haben,
Sind die besten Gaben,

höhnte das Bäuerlein, wenn ganze Karavanen schwerbepackter Schlitten mit wandernden Gästen an ihm vorübersausten, welche bald hier, bald dort einem freigebigen Magnaten sich in das Nest setzten, um wochenlang von seinen Vorräthen zu zehren und dann weiter zu pilgern, von einem Gastfreunde zum andern, bis an der Frühlingssonne der Schnee schmolz. Den Laffen, die nach Paris flatterten, um ihr Erbe zu verprassen und heimgekehrt in erschlichenen Aemtern die Würde des Staates bloszustellen, tönte die Warnung nach:

In Paris
Wird das Geld zu Kies,

und den Betschwestern männlichen wie weiblichen Geschlechtes, welche mit dem Jesuiten im Arm aus einer sündhaften Vergangenheit in den Schooß der Kirche hinüberglitten, ward als Spiegel das Sprüchlein entgegengehalten:

Er betet unter der Figur
Und ist doch Teufel von Natur.

Dabei verschwieg der Bauer seine eigenen Schwächen und Vorzüge nicht. Er geißelte die Bigotterie seines Standes mit hundert witzigen Kernworten, deren eines lautete:

Seife hilft keinem Raben,
Weihrauch keinem, den sie begraben.

Die Proceßsucht, welche zumeist beiden Parteien Schaden bringt und dann von den ländlichen Dickschädeln als eine Calamität der Rechtspflege beklagt wird, war gut verspottet in dem Seufzer:

Muß der Vogt den Streit entscheiden,
Bringt es Schaden allen Beiden.

Die Demuth, welche knechtisch vor jedem winzigen Schlachziz Kopf und Kniee beugte, mußte sich sagen lassen:

Der Kessel sieht auf den Topf hinab,
Sie färben aber beide ab,

und die allgemeinen Narrheiten bei Niedrig und Hoch erfuhren das schneidende Urtheil:

> Narren braucht man nicht zu säen,
> Weil sie schon von selbst aufgehen.

An Stoff und Anlage zum Humor gebrach es also nicht. Dennoch ist die polnische Dichtung in der Comödie ohne einen namhaften Vertreter geblieben, bis das Schicksal der Nation besiegelt war. Erst dann erstand ihr ein Lustspielpoet von großer Begabung, welcher aber mit seinen Anschauungen noch in der alten Zeit wurzelte, und dies war Graf Alexander Fredro, der im Sommer des Jahres 1876 in hochbetagtem Alter zu Lemberg verstarb.

Von allen Dichtern, welche die gegenwärtige polnische Literatur-Epoche hervorgebracht hat, war Graf Fredro vielleicht der einzige, dessen heiterer Geist von mystischen Nebeln sich freizuhalten vermochte. Er war ein gläubiger Mann bis zu seinem Tode und noch als Achtzigjähriger sang er:

> Gott, des Undanks wider dich
> War ich nie verdächtig,
> Denn bekannt und vorgeahnt
> Hat mein Herz dich mächtig.

Aber von jener Einseitigkeit im Glauben, an der Mickiewicz zu Schanden wurde, war weder in seinem Talente noch in seiner persönlichen Stimmung eine Spur vorhanden, und für die nationalen Eiferer, die sich, jeder ein heiliger Sebastian, auf die Gasse stellten, ihre Brust den eingebildeten Pfeilen des Unglücks hinhaltend, besaß er kein Fünkchen Sympathie. Deshalb geschah es auch, daß schon im Jahre 1835 ein tonangebender Kunstrichter, Severin Goszczynski, der nämliche, welcher den Satz aufstellte, ein polnischer Dichter dürfe sein Genie nur an polnische Stoffe wenden, wider seine Lustspiele ein scharfes Verdammungsurtheil aussprach, in welchem knapp und bündig dem armen Fredro jedwede nationale Ader aberkannt wurde. Der solcher Art Angegriffene war wehrlos gegen die Schreckensherrschaft dieser neuen Aristarche und verschüchtert, abgeschreckt, enttäuscht verbarg er, was er seitdem im Stillen schaffte, vor der Oeffentlichkeit. Nach seinem Tode gruben sie aus seinem Nachlasse siebzehn Comödien aus und nun war jede derselben ein Meisterwerk. Dem Alten war

aber sicherlich das Herz stückweis gebrochen, wenn er immer wieder das fertige Manuscript eines neuen Lustspiels in seinem Pult versteckte, um es vor dem Unglimpf einer vorlauten Kritik zu bewahren. An einem deutschen Dramatiker, Franz Grillparzer, hat sich in den dreißiger Jahren ein ähnliches Verhängniß vollzogen. Die Art, wie das Publicum an seinem Lustspiele „Weh dem, der lügt" Kritik übte, schlug ihm die Feder für Jahrzehnte aus den Fingern.

Der Fanatismus kümmert sich wenig um ästhetische Gründe, und auch die Gerechtigkeit steht seinen Aeußerungen fern. Fredro hatte in den napoleonischen Kriegen sein Blut für die polnische Sache dahingegeben und besaß also einen vollen Anspruch, nationaler Lauheit nicht geziehen zu werden. Nur hatte er eben eine andere Auffassung vom nationalen Empfinden als jene Heißsporne, welche nicht aufdringlich genug den roth-weißen Vaterlandskummer an die große Glocke hängen können. Ihm war das Nationale und das Volksthümliche der nämliche Begriff, und der Bauer, der sich sein Lebtag um Staatsangelegenheiten nicht kümmerte, war ihm nicht weniger eine typische Figur, als der verlumpte adelige Abenteurer, dem hohle Declamationen über das Vaterland unaufhörlich von der Lippe schallten. Es däuchte ihm just nicht unvereinbar mit patriotischem Wesen, auch die urväterischen Schwächen, die kleinen Lächerlichkeiten, den unsoliden Prunk des Edelmannes mit Worten und Thaten, wie die unbeholfene Dummheit der Bauern zu geißeln, sofern dabei nur die polnischen Eigenthümlichkeiten rein und ohne Falsch zu Tage traten, während das neumodische Geschlecht, um die nationale Duldermiene nicht zu entstellen, auch über die Schwächen einen sentimentalen Schleier zu breiten bemüht ist. Man hieß ihn deshalb in durchsichtigen Umschreibungen einen halben Verräther, einen Verleumder seines Volkes. Das hat aber natürlich nicht gehindert, daß er nach heimischem Brauche als „polnischer Molière" hundertfach von den Rednern und Zeitungsschreibern überschätzt wurde, welche ihm die Grabreden zu halten und die Nachrufe zu widmen hatten.

Mit Molière hat nun freilich Graf Alexander Fredro kaum mehr gemein gehabt, als sozusagen die Zunft des Lustspieldichters. Aber was thut das? Welches andere Volk außer dem französischen hat überhaupt einen Molière aufzuweisen? Dieses leidige Vergleichen

und Abzirkeln mit fremden Maßstäben fördert alleweil den reinen Widersinn zu Tage. Nirgends aber herrscht diese Unsitte mehr als bei den Polen, welche in Adam Mickiewicz einen „polnischen Byron", in Siegmund Krasinski einen „polnischen Schiller", in Julius Slowacki einen „polnischen Heine" zu besitzen vermeinen. Als ob damit etwas gewonnen wäre! Oder als ob solche Parallelen denen, zu deren Ehre sie erfunden werden, überhaupt nur zu statten kämen! Die polnische Dichtung ist bettelarm gerade dort, wo der schöpferische Geist sich am herrlichsten offenbaren kann, nämlich im Drama. Und auch der Humor ist aus dem geistigen Leben der Polen beinahe völlig verschwunden. Es ist bezeichnend, daß der berühmte polnische Komiker Zolkowski tagüber auf den Warschauer Friedhöfen zwischen Gräbern kauerte, um Abends auf der Bühne die Dämonen der Heiterkeit loszulassen. Etwas von dieser Leichenbittermiene trägt der heutige polnische Humor durchweg in seinem Antlitz. Er lacht wie aus dem Grabe. Fredro machte eine rühmliche Ausnahme, denn seine Muse war wirklich voll schelmischer Unbefangenheit; mußte er deshalb schon ein Molière sein?

Jahrelang lebte Fredro in Paris, ohne mehr als ein einziges molièresches Stück kennen zu lernen, das er im Théatre français aufführen sah. Er hat die Komödien des unsterblichen Franzosen in der That erst viel später gelesen und zwar aus einem abgegriffenen Exemplare seiner Werke, das er zu Lemberg einem hausirenden Juden abkaufte. Seine besten Lustspiele hatte er damals schon geschrieben: sein „Geldhab", ferner der „Brief", die „Damen und Husaren", die kleinen Proverbes „Niemand kennt mich", „der Kampf um die Grenzmauer" waren auch in zeitlichem Sinne unabhängig von irgend welchem Einflusse, den Molière auf ihn hätte ausüben können. Sie verlieren dadurch wahrhaftig nichts an ihrem sehr beträchtlichen Werthe, daß man sie der uneingeschränkten Originalität ihres Schöpfers zuschreiben darf. Etwas Anderes ist es, wenn man Fredro den Vater der polnischen Komödie nennen wollte; gegen diesen Ehrennamen wäre im Grunde nichts einzuwenden, nur daß man es dann mit einem Kinderlosen zu thun hätte; denn das, was ihn auszeichnete, war die Fähigkeit, aus dem polnischen Volks- und Gesellschaftsleben einzelne er-

lustigende Typen emporzulangen, und diese Fähigkeit ist bei seinen Nachfolgern nicht mehr zu finden.

Ueberhaupt sind Naturen von der heitern Gleichmäßigkeit, welche Fredro als Menschen und Dichter auszeichnete, unter den Polen gar nicht oder im besten Falle sehr dünn gesät. Fredro war schon als sechszehnjähriger Knabe unter die Soldaten gegangen; er hatte keine Zeit gehabt, sich viel mit profundem Lernstoff zu quälen. Aber die Verse troffen ihm gleichsam von den Lippen und im Bivouac waren seine Improvisationen eine stets willkommene Unterhaltung. Ein Kamerad, der einen volleren Schulsack besaß, machte ihn einst darauf aufmerksam, daß seinen Versen die Cäsur fehle. „Was ist das?" fragte verwundert der Poet, „davon habe ich noch nie Etwas gehört." Dabei mangelte es ihm keineswegs an durchdringender Kenntniß der Menschen. Als er sein erstes Lustspiel, den „Geldhab", vollendet hatte (1821), übergab er dasselbe zur Aufführung nicht der Bühne seines Wohnortes Lemberg, sondern derjenigen von Warschau. Zur Rede gestellt wegen dieser Entschließung, antwortete er, das höchste Gut des dramatischen Dichters sei, todt zu sein: sein größtes Unglück aber, an demjenigen Orte, an welchem seine Stücke zum erstenmale die Bühne beschritten, persönlich gekannt zu sein. Der Satz ist so wahr, daß er in einem Leitfaden dramaturgischer Lebensweisheit stehen könnte.

Inwieweit man Fredros Stücke auf die deutsche Bühne zu verpflanzen vermöchte, darüber habe ich mir bisher kein Urtheil bilden können. Eine seiner besten Komödien ließ Heinrich Laube für das Wiener Stadttheater übersetzen und auf demselben aufführen. Der Eindruck war jedoch kein unmittelbar günstiger. Die Gestalten des fremden Dichters erwiesen sich spröde und, abgesehen von einigen auf die Rechnung der Darsteller zu setzenden Effecten, in der Hauptsache unwirksam. Darauf darf kein Vorwurf begründet werden, sondern eher ein Lob. Die aus einem uns fremden Volksleben heraufgeschöpften Figuren sind darum ja nicht weniger wahr und getreu, weil wir menschlich nicht mit ihnen sympathisiren. Es ist doch mehr als fraglich, ob Freytags „Journalisten" oder Bauernfelds „Krisen" einem französischen Publikum zusagen würden, und doch steht es außer

Zweifel, daß die deutsche Lustspielmuse auf diese beiden Stücke stolz sein darf.

„Das höchste Gut des dramatischen Autors ist, todt zu sein.“ Als Fredro gestorben war, vereinigten sich seine Landsleute in der Klage, der „polnische Molière“, der „Vater der polnischen Komödie“ habe zu athmen aufgehört. In der Zeit seines rüstigsten Schaffens peinigten sie ihn mit dem Vorwurfe, er sei nicht national, verschlossen sie ihm gewaltsam durch ihre Ungerechtigkeit die Bühne. Er weinte allerdings nicht ohne Aufhör Bäche von Thränen über das Unglück seines Volkes, fluchte und knirschte nicht am Vormittag, um am Nachmittag auf den Knieen zu rutschen und von dem Priesterspuck sich umgarnen zu lassen. Die Mystik hat ihm nicht beikommen können, weil er gesunder war als sein Volk; der Jesuit mied ihn im weiten Bogen, weil er das Lächeln dem Beten vorzog. Wenn es von Mickiewicz und Krasinski wahr ist, daß

Wer den Dichter will verstehn
Muß in Dichters Lande gehn,

so ist es doch auch von dem völlig anders gearteten Fredro, aber freilich in einem bei weitem erfreulicheren Sinne anzuwenden. In jenen fand das krankende Polenthum seinen dichterischen Ausdruck; Fredro suchte die gesunden Keime. Daß nicht eben viele vorhanden waren, lag nicht ihm zur Last; noch weniger konnte er dafür verantwortlich sein, daß seine hypochondrischen Landsleute das gesunde Bild, welches er ihnen zeigte, nicht als das ihre anerkennen mochten. Er hörte schließlich auf, zu schaffen, wie ein Arzt, dessen Medicin der Kranke beharrlich zurückweist. Dadurch ward der Kranke freilich nicht gesünder. Der verschmähte Helfer aber hat sich seinen Ruhm gewahrt. Er bleibt für alle Zeiten eine erfreuliche Erscheinung auf dem polnischen Parnaß, eine von den wenigen, bei deren Anblick man nicht in die Klage auszubrechen braucht: „O welch ein edler Geist ward hier zerstört!“

III. Siegmund Krasinski.

Ist er ein Liedersänger oder ein sprachgewaltiger Erzähler, hat er sich mit einem epischen oder einem dramatischen Gedichte in das

Gedächtniß der Nachwelt eingeschrieben? Und wenn von alledem nichts, worin besteht das Werk, dessen mit ihm sein Volk sich berühmen darf; was zeitigte seinen Dichterruhm?

Oft habe ich mir diese Fragen vorgelegt, wenn ich der peinlichen Stunden gedachte, in denen ich über den Gedichten Siegmund Krasinski's brütend gesessen, und heute noch fehlt mir für sie die Antwort. Es gibt ohne Zweifel poetische Begabungen, für welche das kunstrichterliche Gesetz zu eng ist, anarchische Naturen, die sich an Brauch und Vorschrift nicht binden. Ja, sie allein wirken befreiend und fortbildend, indem sie, auf eigenen Wegen wandelnd, hier ein verrostetes Schema zertrümmern, dort eine langweilige Schablone in den Kehricht schleudern, weil ihr Genie übermächtig aus den gewohnten Formen hinausstrebt. Aber Siegmund Krasinski, den die Polen neben Mickiewicz als einen gewaltigen Poeten preisen, war kein Neuerer, am allerwenigsten ein großer Neuerer, und wenn man von ihm sagen muß, er sei weder ein Liedersänger, noch ein sprachgewaltiger Erzähler gewesen, habe weder mit einem epischen, noch mit einem dramatischen Gedichte sich in das Gedächtniß der Nachwelt eingeschrieben, so heißt dies im Grunde nur soviel, daß er mit Unrecht zu seinem Ruhme gelangte.

Und so ist es auch in der That der Fall. Aber eine andere Frage wirft sich nach dieser Antwort auf. Wie ist es möglich, daß einem Volke derjenige als ein begnadeter Dichter gilt, dem es weder sangbare Lieder verdankt, noch mit ergriffenem Gemüthe über die weltbedeutenden Bretter folgen kann, der ihm weder kunstvoll gefügte Geschichten zu erzählen, noch den Spiegel seiner Tugenden und Laster vorzuhalten vermag? Ist's nicht ein Mangel in der geistigen Verfassung dieses Volkes, daß solcher Irrthum zur allgemein verkündeten Wahrheit werden kann?

Und allerdings, es ist eine Schwäche nicht blos des Volkes, das, ungestützt von der römischen Kirche, überhaupt nicht mehr der eigenen Füße sich bedienen kann, sondern namentlich auch seiner literarischen Vorkämpfer, die in der Finsterniß nach einem Retter und im Trüben nach einem Sonnenstrahl suchen. Mickiewicz selber hat Krasinski's poetisches Erstlingswerk, „die ungöttliche Comödie“, mit beredtem Wohlwollen in das polnische Schriftthum eingeführt,

weil der junge gräfliche Dichter, just wie er, die Irrpfade der Mystik wandelte und mit einem Bekenntnißeifer ohnegleichen seine Muse in den Opferwagen des Kirchenthums spannte. Die Anderen schwatzten die Lobsprüche nach, und wie im Fluge war die Legende fertig, daß ein neuer Dichter, ein großer Dichter erstanden sei, der zwar den Wenigsten verständlich, aber darum in den Augen der Menge desto bewunderungswerther war.

Der Pfad, auf welchem Siegmund Krasinski seinen frommen Phantomen nachirrte, war nichtsdestoweniger verschieden von der Gasse, auf welcher Mickiewicz den mystischen Sumpflichtern nachschritt. Der Herr Graf war anspruchsvoller, herausfordernder, fuhr gleichsam mit Vieren, während der einstige Magister von Kowno als simpler Wandersmann zu Fuße ging. Krasinski reckte die Hände bis zum siebenten Himmel hinauf, indessen Mickiewicz zufrieden gewesen wäre, in den ersten einkehren zu dürfen.

Als Hospitant im Hegel'schen Lehrsaale hatte sich Krasinski der Speculation zugewendet, ohne zu ihrem Verständnisse mehr als eine allgemeine Bildung mitzubringen. So blieb er an der Oberfläche haften, schied nicht zwischen Form und Wesen, zwischen Inhalt und Methode des Denkens, scheiterte mit Einem Worte an der Wahrheit, noch ehe er bis zu ihr vorgedrungen.

Nirgends hat die Hegel'sche Dialectik so viel Unheil angerichtet als unter den Polen, welche sie allesammt — den edlen Grafen Cieszkowski, den vielbewanderten Libelt nicht ausgenommen — zu religiösen Kopfhängern machte. Auch Krasinski unterlag diesem unheilvollen Zauber. Die riesenhafte Architektonik seines deutschen Meisters trachtete er in die Dichtung zu verpflanzen, indem er großartig, aber formlos, in dialogischer Prosa seine beiden ersten Dichtungen, die „Ungöttliche Comödie" und den „Irydion" concipirte.

Es wird schwer halten, für diese „faustischen" Entwürfe eine Kategorie ausfindig zu machen, denn sie sind weder Drama noch Epos. Aber auch ihr Inhalt spottet jeder genauen Wiedergabe. Dunkel und voller Allegorien schreitet ein grenzenloser Pessimismus einher, mit blutiger Grausamkeit das gesammte All niederreißend,

bis aus dem Nichts in Flammenschrift das Motto emporlodert: „Vicisti, Galilee!“

Allmälig aber wächst sich dieser Nihilismus einer irrenden Weltanschauung zu der sonderbarsten nationalen und religiösen Orthodoxie aus. In einem von Krasinski's Gedichten erschlägt der Freund den Freund, an dem Leichnam des Gemordeten ein inbrünstiges Gebet hersagend, darin er die Seele seines Opfers Gott empfiehlt, diese arme Seele, welche er nur deshalb meuchelte, um sie vor Verfall und Mißgeschick zu bewahren. In einem anderen Gedichte wird der nationale Fanatismus an einem polnischen Mädchen verherrlicht, welches einen Mann aus fremdem Stamme ehelichen und mit ihm in die Ferne ziehen mußte. Der Gott ihres Gatten ist nicht der ihrige, seine Heimath nicht die ihre, ein fremder Priester hat über sie den Segen gesprochen, deshalb und weil sie dennoch ihren Gatten liebt, tödtet sie ihn und sich in einer schwülen Sommernacht.

Polen ist dem Dichter das schuldlos freiwillige Opfer, welches sich für die verderbte Welt dem Herrn hingab und nicht eher wieder frei werden kann, als bis jene durch und durch auf's Neue „verchristlicht“ ist.

Eine Geisteswirrniß sondergleichen hat dieses Dichterhirns sich bemächtigt. Vaterland und Kirche bieten die einzigen elektrischen Berührungen, unter welchen dieses unheilbar zerüttete Nervensystem noch aufzuckt. Siegmund Krasinski lebt inmitten des Treibens von Paris oder in jener wundersam schönen Villa Blum zu Baden-Baden, auf welche die freundlichen Häupter des Schwarzwaldes herniederschauen. Des Daseins Nothdurft hat sich niemals störend zwischen seine Gedanken geschlichen, bis Kränklichkeit an seinem Leibe nagte. Des Ruhmes verführerische Zauber wurden ihm in jungen Jahren zu Theil, und dennoch liegt schwarze Melancholie wie ein Flor über seinem Wesen, schleicht sich bigotter Glaubenseifer ihm in die phantasiebeschwingte Seele. Er nennt ihn „Menschlichkeit“, aber davon ist wenig zu spüren. So hart und verständnißlos kann diese anfänglich weiche, schmiegsame Poetengestalt werden, daß sie einst zürnend den Zeitgenossen zuruft:

Ich schaue Euren Fortschritt, Eure Wunder und Erfindungen,
Dampf. Galvanismus, Stahl und Erz und Blei
Steh'n wie gebundne Engel Euch zu Dienst!
Die Sonne selber malt Euch Eure Bilder!
Und dazu habt Ihr Heere viel und Schulden,
Spione zahllos, häufigen Verrath!
Die Menschlichkeit indeß ist Aschenbrödel
Vor Hunger sterbend, in der Asche spielend!

Auch Krasinski ist ein tragisches Beispiel jener verhängnißvollen Einseitigkeit, welche, von dem nationalen Gedanken so lange sich nährend, bis derselbe aufgesogen ist, schließlich der alleinseligmachenden Glaubensorthodoxie in die Arme gleitet. Aber er wehrt sich länger, als sein Freund Mickiewicz, denn er läßt bis zu seinem Lebensende nicht ab, zu dichten, wenn auch in der unseligen Sphäre seines Irrthums, während Mickiewicz, vertrocknet und ausgedorrt wie eine Pflanze im Wüstensande, keinen Ton mehr auf der Leier hat von dem Augenblicke, da er in den Abgrnnd der Mystik niedergestürzt ist. Krasinski ist der speculativere Kopf, der philosophirende Dilettant, indessen Mickiewicz der leichter bepackte Schöngeist ist. Mickiewicz ist ein Meister der Form, während Krasinski oft erfolglos mit ihr ringt; Mickiewicz fliegt den Wolken entlang, wo Krasinski keuchend über Stoppeln wankt. Als der ethische Gehalt bei Beiden aufgezehrt ist, da kasteien sie sich, werden sie Säulenheilige und haben ihren Blick nur noch für den vermeintlich geöffneten Himmel, aus dessen Tiefen sie den nationalen Heiland, den Messias des „verchristlichten" Weltalls erwarten. Der Pole ist blos mehr der Schleppträger und Lanzknecht der Kirche.

Krasinski's „Irydion", das Hellenenkind, hat an der stolzen Roma sich für sein zertrümmertes Vaterland rächen wollen und trachtete, sie zu Schutt und Asche zu zerstören; aber sein Plan mißlang, denn aus dem vernichteten heidnischen Rom erhob sich das christliche. Krasinski selbst will die gesammte Welt aus Rache für sein untergegangenes polnisches Vaterland zertrümmern; aber auch hier steigt aus der Asche wiederum die Kirche empor und Polen, das „schuldlos-freiwillige Opfer", bleibt in Fesseln, denn die Kirche gibt es nicht frei und hält es fest in der Sclaverei und Knechtung der Gewissen, des Gedankens, des Glaubens. So wendet sich des

Dichters Vision wider ihn selbst und was er als Rettung ansah, ist gerade die Besiegelung des Verfalls.

Die Geschichtsphilosophie Krasinski's ist großartig, aber im verwegensten Sinne utopisch. Sie beruht auf dem Glauben, daß Völker nur so lange spurlos ausgelöscht werden konnten, bis der Heiland auf Erden erschien; seine Opferung habe jene Möglichkeit für immer ausgeschlossen. Der Dichter will sich offenbar bereden, daß Polen nicht untergehen könne; aber da ihm die Geschichte des Alterthums jedwede Analogie verweigert, so setzt er willkürlich Jesum Christum als Grenzstein. Dieser Trost ist indessen nicht blos willkürlich — wie viele Völker sind doch während der Anfänge des Mittelalters unter den Augen des Christenthums verweht! — er ist auch verhängnißvoll, denn die blanke Verzweiflung bildet seinen Inhalt. Das ist nicht die Art, um den „Kampf ums Dasein" erfolgreich auszukämpfen und sich durch Arbeit selbst zu befreien; es ist der Fatalismus, der gläubig auf eine eingebildete Erfüllung wartet, indessen höhnisch das Nichts, die Auflösung und Zersetzung sich heranschleichen. Auf dem Grunde dieser Weltanschauung ruht ein brutal-slavischer Zug, ein herzloses „Après-nous le déluge". Mögen die andern Völker sich zerfleischen und um leere Ideale sich abringen, predigt sie, uns Polen ist durch Christus auch ohne unser Zuthun die Unsterblichkeit gesichert, denn wir sind das Opfer der Nationen, wie Jesus das Opfer der Menschen war! Und bezeichnend genug hat Krasinski diese Auffassung bekundet, als er seinem Landsmann Slowacki den Weg zur Satyre anrieth. Mehr Galle, schrieb er dem Freunde, solle er seinen Azurbildern beimischen, denn es gebe mehr Leber als Herz auf Erden; mit starker Hand in die niederen irdischen Regionen hineinzufahren, nach allen Seiten Schläge auszutheilen und dann von dem leichenbedeckten Felde wiederum zum Himmel emporzuflüchten, sei der Beruf des polnischen Poeten.

Immerhin ist festzuhalten, daß Krasinski nicht kopfüber, wie Mickiewicz, in die rettungslose Tiefe des mystischen Schwindels hinabkollerte, sondern die plumpe Messianitätslehre des Betrügers Towianski mit Würde von sich abwehrte. Dieses Gute ist ihm wenigstens aus der sonst von ihm so gröblich mißverstandenen Hegel'schen Philosophie entsprungen, daß er von sich aus, auf dem Zickzackwege unzureichender Speculation, nicht aber den Lockungen

eines aufdringlichen Rattenfängers folgend, vor den Altären Roms anlangte, indessen Mickiewicz, der Beherrscher des polnischen Parnasses, und mehr noch der excentrische Julius Slowacki wie verirrte Lämmer den Spuren Towianski's nachgingen. Als Slowacki ihm in wiederholten Briefen eifrigst zuredete, sich der neuen Secte Towianski's anzuschließen, gab er ablehnenden Bescheid, was den Dichtergenossen und Proselytenmacher so tief erbitterte, daß derselbe ihn und seine Familie, sowie diejenige seiner Gattin, die Branicki'sche, in dem Drama „Pfarrer Markus" taktlos beschimpfte. Als ferner Krasinski in seinen „Psalmen der Zukunft" (1845) vor demagogischen Anschlägen gegen den polnischen Adel warnte, wurde er von Slowacki in einer maßlos gereizten „Antwort an den Dichter der Psalmen" wie von einem Landstreicher angefallen.

Diese „Psalmen!" Ich habe es in jungen Jahren versucht, mich in sie hineinzulesen, und nahm später zu wiederholten Malen das Wagniß wieder auf. Umsonst, es gelang mir nicht, diesem mystischen Schwulste einen Geschmack abzugewinnen, und noch weniger, die gemachte Großartigkeit ihrer Sprache als baare Münze hinzunehmen. Psalmen! Eine ganze Welt von inniger Poesie und ungeschminkter Einfachheit haftet an jenen, die wir aus unserer Kindheit im Gedächtnisse haben, und diese predigen in gespreizter Selbstgefälligkeit eine Art philosophischer Politik, eine Reform des Alls nach mystischen Regeln.

Als Siegmund Krasinski starb, waren die Keime eines neuen Völkerfrühlings bereits aufgegangen. Er konnte ihr erstes Treiben und Sprossen noch beobachten. Seinem Volke kamen sie freilich nicht zu statten, denn nicht politische Früchte zu reifen, sondern allgemein menschliche Güter zu zeitigen, waren sie dem Erdboden anvertraut.

Das Urtheil einer unbefangenen Nachwelt über Mickiewicz und Krasinski, wie nicht minder über den gesammten Dichterkreis, welcher seit Polens Untergang in polnischer Sprache sang, wird lauten: Sie thaten ihrer großen Begabung unerlaubten Zwang an, indem sie dieselbe zu politischen Zwecken mißbrauchten. Sie verzerrten ihr Talent, indem sie es engherzig den menschlichen Regungen entzogen, um es ausschließlich den nationalen auszuliefern. Darum verhungerten und verdursteten sie. Und ihr Volk mit ihnen.

IV. Goszczynski.

Der Mann hat mehr verschuldet als seine Manen verantworten können. Von ihm stammt die bornirte Formel, daß polnische Dichter ihr Talent nur an nationale Stoffe dahingeben dürfen, und er war es, dessen kunstrichterlicher Terrorismus dem Grafen Alexander Fredro, dem begabtesten polnischen Dramatiker, auf volle vierzig Jahre die heimische Bühne verschloß. Die kranke Richtung der neueren polnischen Poesie, die weinerliche nicht minder als die exaltirte, bekennt ihn als ihren Urheber. Kurz, wenn es blos die kritischen Verdienste wären, mit denen Severin Goszczynski sich in das Gedächtnißbuch seiner Nation eingeschrieben, so vermöchte man ihn nicht einmal einen „polnischen Gottsched" zu nennen, abgesehen davon, daß es, um seinen literarischen Kenntnissen auf den Grund zu kommen, wahrscheinlich nicht erst eines Lessing bedurft hätte.

Aber Severin Goszczynski war unstreitig ein Dichter von starker Begabung, und als solcher verdient er es, daß man den Sargdeckel ein wenig lüfte, unter dem er seit Jahresfrist schläft.

Als ihn, nach sechsundsiebzigjähriger Dauer seines Lebens, seine Landsleute in Lemberg begruben, jammerten sie am lautesten über den Heimgang des Patrioten. Aus dem engen nationalen Gesichtspunkte, den er vor allen Anderen ihnen gewiesen hatte, mit Recht, denn er war eine der Säulen, welche, immer spärlicher werdend, aus den Tagen eines stärkeren Geschlechtes in diejenigen eines schwächeren erinnerungsreich herüberragten.

Als Jüngling war er vor einem halben Jahrhundert aus der ukrainischen Heimath nach Warschau eingewandert und in dem Netz von geheimen Gesellschaften und Conspirationen, welches sich damals über das ganze Congreßkönigreich spannte, unverzüglich eingefangen worden. Der Geist der Auflehnung schlich durch alle Gassen der geängstigten Weichselstadt und mit roher Hand griff die russische Polizei bis in den Schooß der Familien hinunter, um der Opfer ihres Verdachtes habhaft zu werden. Da kam die Botschaft von den Pariser Juli-Vorgängen herübergeweht und versetzte das Blut

der Jugend in ungestüme Wallung. „Nach dem Belvedere," raunte sich plötzlich die Losung von Ohr zu Ohr, „wir überfallen den Großfürsten Constantin, wir müssen ihn haben, lebendig oder todt." Goszczynski empfing die Parole, um sie mitten zwischen den Spionen des Czars von Freund zu Freund weiterzugeben; dann eilte er — es war am Abend des 29. November 1830 — zur Sobieski-Brücke, wo die Zusammenkunft der Verschworenen verabredet war. Aber es stellten sich blos achtzehn Jünglinge ein, der Waffen harrend, welche ihnen Peter Wysocki, der Fähnrichs-Lieutenant, verheißen hatte. Bange Ewigkeiten verstrichen; die Furcht vor tückischem Verrath zog ihnen das Herz zusammen; endlich reichten ihnen unsichtbare Hilfsgeister hinter den Brückenpfeilern hervor die ersehnten Gewehre mitsammt der Munition. Und nun marschirten die Achtzehn unter Goszczynski's Führung hinaus, den Großfürsten zu fangen. Sie fanden ihn nicht, denn er war rechtzeitig gewarnt worden; aber die blutige Revolution war eingeleitet und noch an demselben Abende begann der Kampf mit den russischen Truppen, welcher erst bei Ostrolenka sein tragisches Ende nehmen sollte. Noch heute entblößen Bauer wie Edelmann ihr Haupt, wenn sie von einem „Belwederczyk", das heißt von einem jener Achtzehn reden, welche an dem verhängnißvollen Novemberabende das Zeichen zum fruchtlosen Befreiungskampfe gaben.

Goszczynski war, wenn ich nicht irre, unter den Ueberlebenden jenes tollkühnen Belvedere-Marsches der letzte. Es ist unter seinen Poesien ein ergreifendes Gedicht, in welchem er diesen welthistorischen Augenblick seines Lebens besang. Ich versuche dasselbe in reimloser Uebersetzung hier wiederzugeben:

Sieben schlug's; der Abendhimmel
Glühte jäh von rothen Flammen,
Welche tödtlich mich umfingen,
Mich und all mein junges Dichten.

Gierig leckten Feuergarben
An mir nieder; dann erklang es:
Neunundzwanzigster November —
Beßres wirst du niemals dichten.

Ja dies eine kurze Liedchen,
Nicht um Welten möcht' ich's missen.
Flammenengel, ew'gen Dank dir,
Daß du mir es eingegeben!

Nicht um Lorbeerkränze buhl' ich,
Noch um eitle Dichterehre —
Eins nur bitt' ich, laß noch einmal,
Einmal solch ein Lied mich finden!

Er fand keines mehr, wie sehr er auch danach lechzte. Aus Galizien, wo er, nach dem Falle Warschau's von Dorf zu Dorfe pilgernd, den Adel aufzuwühlen suchte, wies man ihn aus. In Paris, wo er seine politischen Doctrinen journalistisch zu verbreiten trachtete, befiel auch ihn, der einst wegen seines „Gebet eines Freien" der Gotteslästerung war bezichtigt worden, der Wurmfraß der Mystik, um ihn grausam zu zernagen, wie er gleichzeitig die besten polnischen Dichter zernagte. In langem Exil und unter schweren Nahrungssorgen vollendete sich sein Dasein, und anstatt der ersehnten Stunde neuer patriotischer That durchlebte er am Strande der Seine die Schrecken der Commune, bekümmerten Auges in das chaotische Greuel hineinstarrend, mit dessen Blute auch ruchlose polnische Hände sich befleckten.

An dem Patrioten Goszczynski hatte also die Nachrede seiner Landsleute genug zu preisen und, wenn sie gerecht sein wollte, sogar zuviel. Denn es konnte auch seinen Bewunderern auf die Dauer nicht entgangen sein, daß es ein Irrweg war, auf den er den dichterischen Nachwuchs geleitet hatte. Der Stoffkreis der polnischen Dichtung ist ohnehin knapp. Ihn noch gewaltsam zu verengern, indem man alles, was nicht nationale Klage und nationaler Grimm war, aus demselben ausschied, hieß die Armuth und die Eintönigkeit zu Gesetzen erheben. Wenn noch jede polnische Hand, welche in die Leier griff, derjenigen Goszczynski's geglichen hätte! Aber dies war nicht der Fall. Immer dichter wurde der Nebel, in den die Aussicht auf Polens Wiederherstellung sich hüllte, immer trügerischer die Sehnsucht nach den ernsten Gefilden der Heimath. Nichtsdestoweniger klimperte die Lyrik nachgerade handwerksmäßig ihre Racheschreie und Nothrufe unverändert weiter, in einem Schmerze schwelgend, der

ehedem der ganzen Welt das Herz gerührt hatte, allmälig aber wegen seiner starren Monotonie verdientermaßen wirkungslos geworden war. Weh und Leid dürfen sich eben nicht, auch wenn sie noch so berechtigt wären, in den Vordergrund des Weltgewühls drängen, soll man nicht endlich aufhören, sie für baar zu nehmen; ihnen geziemt es, im Kämmerlein sich auszuweinen und dann neuer Thaten- und Lebenslust Raum zu machen.

Flossen die Thränen der Verwaisten dem Andenken an die patriotischen Gesinnungen des Heimgegangenen, so war billigermaßen dagegen nichts zu sagen. Daß sie aber dem Gedächtniß des Poeten nicht mindestens ebenso reichlich rannen, war ein klares Unrecht, denn dieser war ehrwürdiger als jener, insbesondere überall dort, wo die Muse nicht als leidenschaftliche Göttin, sondern als Botenläuferin der heiteren Kunst sich zu ihm gesellt hatte. Spärlich fürwahr sind in der polnischen Dichtung Perlen von so wohlthuendem Glanze, wie das Gedicht

Mutter Natur.*)

Wenn von Freundschaft hintergangen,
Im Zerwürfniß mit der Liebe,
Wenn von Bosheit rings umfangen,
Ich, erschöpft vom Weltgetriebe,
Fühle, wie die Kräfte schwinden,
Selbst in der Verzweiflung Bangen —
Weiß ich wieder Trost zu finden.

O gesegnete Natur,
Zuflucht beut mir deine Flur,
Neues Leben, neue Lust
Reicht mir deine Mutterbrust,
Bis zu dir verfolgt mich nicht
Des Verräthers Angesicht;
Brechen Thränen auch hervor,
Werden sie zu lichtem Flor.

Mag ein Dämon in mir toben,
Nimmer wagt er sich nach oben;
Schon nach kurzer Friedensstunde

*) Uebersetzung von H. Nitschmann, Polnischer Parnaß.

Naht ein Lächeln seinem Munde,
Heller wird der trübe Blick,
Und ich kehre froh zurück.
„Seltsam," ruft der Haufe dann,
„Immer glücklich ist der Mann!"

Das ist wirkliche Lyrik, und es geschieht ihr kein Abtrag durch den Mangel patriotischen Gewimmers. Dabei ist Severin Goszczynski nach seiner überwiegenden Anlage nicht einmal Lyriker, sondern erzählender Poet. Sein Epos „das Schloß von Kaniow", welches den Aufstand der ukrainischen Bauern vom Jahre 1768 und deren Grausamkeiten gegen Adel, Juden und Priester mit furchtbarer Anschaulichkeit schildert, ist das Kleinod seines Dichterruhmes. Er hat es vor jenem neunundzwanzigsten November 1830 geschrieben und wurde zu demselben nach seinem eigenen Bekenntnisse durch Walter Scotts „Seefräulein" angeregt. Diese beiden Thatsachen sind belehrend. Das Revolutionsjahr brachte nämlich nicht blos das letzte politische, sondern auch das letzte poetische Aufzucken des polnischen Volksgeistes. Die „Ode an die Jugend" von Mickiewicz war Polens Schwanenlied. Nachher kamen Zorn und Trauer, welche in ihrem eigenen Uebermaße das Maß der ästhetischen Schönheit zerstörten. Zwar ist andererseits nicht zu leugnen, daß die Glanzepoche der polnischen Poesie einen Theil ihres Schimmers von fremder Größe borgte. Malczeski und Mickiewicz lehnten sich an Lord Byron, Goszczynski schaute auf Scott. Aber ihr Talent erleidet dadurch keine Einschränkung. Ich weiß mir nur wenige Poeten, hinter welche Goszczynski an Natursinn und Intuition zurückzutreten braucht; in seinem „Schloß von Kaniow" rauschen die Wipfel und flüstern die Halme eine wundersame Sprache. Bäche und Hügel sind von geheimnißvoller Beredtsamkeit, und das Gemüth des Volkes liegt offen wie ein Spiegel. Anlehnung ist nicht Nachahmung, und einem Muster nachringen heißt noch lange nicht sich selbst aufgeben. Die Polen sind sich dessen bewußt, daß ihre Dichterheroen das eigene Licht an fremdem Feuer anfachten; sie verschweigen sich nur die Gründe, weshalb dies geschehen mußte. Sie sind zweifellos unter allen slavischen Stämmen der begabteste; aber sie haben nichtsdestoweniger nicht genug allgemeine Bildung in ihrem geistigen Leben

aufgehäuft, daß ihre Poeten daheim die entsprechende Anregung und das ausreichende dichterische Material hätten finden können. In einem Lande, dessen Schicksale mit demjenigen des Adels gleichbedeutend sind, springen die Quellen des Volksthums nicht; der polnische Adel, der Deutschland als einen „großen Sumpf" zwischen Frankreich und Polen betrachtete, schielte nach dem Westen; er ging und kam, pflanzte fremde Sitten, Gebräuche, Anschauungen in die Heimath, entschied über die Wohlfahrt der letzteren, dieweil der Bauer knirschend in der Furche stolperte. Zu spät nahm Adam Mickiewicz an der Spitze der sogenannten „Philareten" den Kampf auf, der überdies nicht einmal wider alles Ausländische, sondern blos gegen den französischen Einfluß gerichtet war. Mickiewicz trug neben der eigenen Flagge auch diejenige Byrons und Goethe's ins Gewühl, und als er vom Kampfplatze verschwand, setzten Andere das Ringen fort, wobei der Flaggen immer mehr wurden und je nach der allgemeinen Bildung der Kämpfer auch die Erinnerung an die „Sonne Homers", an Ariost und Schiller in die Entscheidung eingriff. Der Mangel eines eigenen geistig entwickelten Volksthums begann sich zu rächen. Von der endgültigen Theilung Polens bis zur Revolution darf man im Hinblick auf Mickiewicz und Goszczynski in deren erster Epoche von einer Leidensgeschichte der Literatur sprechen; nach der Revolution beginnen die zweiten Epochen in dem Leben der Dichter, die total veränderten und entstellten, und sie wird man füglich als eine Literaturgeschichte des Leidens bezeichnen dürfen. Zwei Gesichter zeigt in höchst charakteristischer Weise die Physiognomie eines jeden unter den neueren polnischen Poeten; aber von diesen ist das zweite, spätere verfallen, zerstört, beinahe unkenntlich, sie haben die absteigende Progression mit ihrem Volksthum gemein.

Dritte Abtheilung.

Jüdisch.

Talmudische Geister.

I.

Eine deutsche Talmud-Uebersetzung ist trotz des weisen Ben Akiba noch nicht dagewesen. Der Versuch einer Uebertragung mißglückte, so oft er gewagt wurde. Als wohne in dieser seltsamen Encyklopädie aller menschlichen Kenntnisse, in diesem Labyrinthe von richtigem und absurdem Denken, von wahrem und falschem Empfinden, gründlichem und oberflächlichem Wissen eine widerspenstige Seele, welche jeder Bemeisterung spotte, so hat sich der Talmud gegen jegliche Umgestaltung gesträubt, hat sich lieber auf öffentlichen Scheiterhaufen verbrennen, als von neugierigen Sprachkünstlern metamorphosiren, lieber verketzern, als ergründen lassen.

Unter den schweren Leiden, welche er sich durch diesen Eigensinn selber zuzog, ist jenes nicht das geringste, daß er selten verstanden wurde. Man sprach von ihm nur immer wie von einer Ablagerung des tödtlichsten Christenhasses und hatte keine Ahnung davon, daß, wieviel des Verkehrtesten er auch enthalte, in ihm wie auf dem Meeresgrunde zahllose Perlen stupenden menschlichen Scharfsinnes und echtester Poesie verborgen seien, welche, aus der Tiefe emporgehoben, eine nicht verächtliche Bereicherung unseres Wissens und Anschauens darstellen würden. Daß der Talmud ein Sprechsaal sei, in welchem die verschiedenartigsten Streitfragen, juristische, medicinische, astronomische, im krausesten Gewirr von Schluß und Trugschluß, Redlichkeit und Escamotage, Objectivität und Tendenz sich bunt

durcheinander tummeln, haben bis vor einem halben Jahrhundert die Wenigsten gewußt. Ein gelehrter Capuziner, Henricus Sienensis, hielt den Talmud sogar für ein menschliches Wesen, dessen Aussprüche er niemals anders als mit der Einleitungsformel: „Wie der Rabbiner Talmud erzählt," citirte.

Und gelitten hat der Talmud in der That, wie nur ein Mensch leiden kann. Tausend Jahre und darüber verfolgten ihn Kaiser und Könige, Päpste und Bischöfe mit ihrem glühendsten Hasse; Bullen und Edicte, Confiscations= und Vernichtungsdecrete, ja selbst eine Novelle des Corpus juris machten sein Dasein zu einer Kette von Qualen, die nicht selten mit dem Verbrennungstode endigten.

Weil man ihn nicht kannte, fürchtete man ihn, witterte man in dem Urwalde seiner wirr verschlungenen Syllogismen Verleumdungen und Lästerungen des Christenthums. Reuchlin selber, der gelehrteste Hebraist seiner Zeit, gestand, der Talmud sei ihm eine unbekannte Welt. „Es sei ihm kein jüdischer Täufling bekannt in teutschen Landen, ders hab' kinnen versten, noch gar lesen, ußgenommen der Hochmeister von Ulm, der gleich danach bald wieder ein Jud in der Türkey worden ist, als sie sagen." Bacchanten=Argumente nannte der nämliche Reuchlin die Maßregeln aller Jener, welche, anstatt sich die Kenntniß des Talmuds anzueignen, seine Vernichtung decretirten oder seine Gefährlichkeit in die Welt hinausschrieen, und an solchen Bacchanten=Argumenten ist auch heute noch kein Mangel, trotzdem seit dem Jahre 1520, demselben, in welchem Martin Luther zu Wittenberg die päpstliche Bulle verbrannte, stattliche Gesammt=Ausgaben dieses wunderlichen Buches existiren, aus denen, wer immer sich dazu geneigt fühlt, die aramäischen Räthsel dieser zwölf Folianten zu entziffern, erkennen kann, daß der Talmud eine bis in die winzigsten Einzelheiten condensirte Geistesgeschichte, ein erstaunlich genaues Portrait der ersten sechs Jahrhunderte der jüdischen Diaspora ist.

Man denke sich die Bibel, das Buch der Bücher, welches Himmel und Erde umfaßt, von ganzen Geschlechtern scharfsinniger Menschenkinder im harten Kampfe aufeinanderplatzender Gedanken commentirt und ausgedeutet nach ihrer ethischen und ceremoniellen, prosaischen und dichterischen, kurz nach jeder Richtung hin; denke sich

diese Commentare wiederum commentirt, Deutung auf Deutung, Commentar auf Commentar durch zwanzig Menschen-Geschlechter hindurch; dazu ein Volk, welches nicht auf die Straße sich hinauswagen durfte, sondern, in dumpfen Räumen zusammengepfercht, nicht anders konnte, als aufs Grübeln und Schwärmen verfallen; ein Gedanken-Ballspiel mit dem Heiligsten und Gemeinsten, Frivolität und Fanatismus, Glauben und Zweifel, Forschen und Träumen hart neben einander: so hat man eine Vorstellung von diesem dialektischen Universal-Filter, welchen man Talmud heißt, und dessen Wesen begrifflich zu definiren kaum jemals ein Sterblicher im Stande sein wird.

Mit einigem Vorbehalte ist also das vielcitirte Wort Ben Akiba's, daß „im Talmud Alles schon einmal dagewesen", eine Wahrheit. Weisheit und Unsinn, Witz und Mystik, Naivetät und Reflexion reichen einander, oft auf dem nämlichen Blatte, ungescheut die Hand. Ueber Allem aber schwebt ein unendlicher, weltumfassender Drang nach Wahrheit und eine Unergründlichkeit des Denkens, welche rückwärtsspähend sich mit derselben Gewandtheit der Theorien des Aristoteles und Plato bemächtigt, mit der sie vorahnend einzelne Ideen des Descartes und Spinoza vorausnimmt.

Das Denken ist aber eine verhängnißvolle Gabe. Nur die Auserwählten führt es auf steilem Pfade zur Erkenntniß; die Uebrigen lockt es auf Abwege, zum Zweifel bald und bald in die tödtliche Umschlingung des Wahnsinns. Dem Talmud ist diese Wahrnehmung nicht entgangen. Vier Männer — so lautet eine seiner unheimlichsten Legenden — traten ins Paradies ein. Der Eine schaute und starb. Der Andere schaute und kam von Sinnen. Der Dritte vernichtete die jungen Pflanzen. Einer allein trat ein in Frieden und kam heraus in Frieden. Alle vier sind namentlich aufgeführt; es sind mit Ausnahme des Dritten die gepriesensten Denker-Gestalten der talmudischen Lehrhalle. Der Dritte aber ist eine Faustnatur mit dem Kainszeichen der Skepsis auf der Stirne. Elisa ben Abuja — Leser und Leserinnen kennen ihn aus Gutzkow's „Uriel Acosta" — hat, zu den Füßen seiner Lehrer sitzend, um das Gesetz zu studiren, die „profanen Bücher (den Homer) in seinem Gewande verborgen gehalten, und aus seinem Munde flossen unaufhörlich griechische

Lieder." Wunderbar in die tiefsten Tiefen des Gedankens dringt sein phänomenaler Geist hinab, aber die unumstößlichsten Wahrheiten des Gesetzes verkehren sich vor seinem forschenden Auge in ebensoviele Zweifel, und in verrätherischem Abfall von der Lehre „vernichtet er die jungen Pflanzen." Ausgestoßen und geächtet — sein Name selbst ist verpönt, und mit geheimem Grauen nennt jeder gläubige Mund ihn nur den „Andern" — irrt Elisa am Versöhnungstage die Trümmer des Tempels entlang; da ertönt aus den Steinen „gleich einer Taube" die Stimme des göttlichen Gerichtes: „Allen Menschen sei heute vergeben, außer Elisa ben Abuja, der mich erkannt und doch verrathen hat." Und unausgesöhnt mit seinem Gotte stirbt der „Andere". Doch seine Seele findet auch im Tode keine Ruhe, und Flammen schweben über seinem Grabe, bis sein ausgezeichnetster Schüler, Rabbi Meïr, sich darüber hinwirft und durch einen Eidschwur dem Himmel ankündigt, daß er ohne seinen verfluchten Meister die Freuden des Jenseits nicht genießen wolle.

Elisa ben Abuja ist die erschütterndste Verkörperung des Zweifels, die jemals eines Dichters Hirn ersonnen hat. Unter den Denkern des Talmud, welche sich meistens aus dem Handwerkerstande recrutiren und neben der Lehre eifrig als Wasserträger, Schuhmacher, Zimmerleute und Gerber dem Erwerbe obliegen, ragt er als ein Beispiel jenes unversöhnlichen Skepticismus hervor, welcher, was immer er erforsche und prüfe, der Verneinung nicht entrinnen kann. Noch manchem anderen Zweifler hat der Talmud in das Halbdunkel seiner Hallen Einlaß verstattet, aber keiner harrt, gleich Elisa, bei seiner Leugnung aus. Ein Anderer, welcher im Wirbel der Debatte sich der Mehrheit widersetzt und trotzig auf seiner Meinung besteht, wird durch eine geisterhafte „Stimme von Oben" zum Schweigen gebracht.

Im Talmud ist Alles streitig, außer Gott. Wie weit sich auch die Discussion verirre, vor den Pforten des Himmels bleibt sie ehrfurchtsvoll stehen. „Segne Gott für das Ueble, wie für das Gute" — „Alles ist in Gottes Händen, mit Ausnahme der Gottesfurcht" — so lauten zwei Cardinal-Sätze des Talmud. Eine Parabel illustrirt die Nothwendigkeit, einen Tag vor dem Tode Buße zu thun,

in nachstehender sinniger Weise: „Es war einmal ein König, der alle seine Diener zu einem großen Mahle lud, die Stunde aber nicht angab. Die Einen gingen heim, legten ihre besten Gewänder an und stellten sich vor die Thür des Palastes; die Anderen sagten: es ist Zeit genug, der König wird es uns vorher wissen lassen. Der König aber entbot sie plötzlich, und die Klugen, welche sich in ihren besten Gewändern vorstellten, wurden gut aufgenommen, die Thörichten aber in ihren Alltagskleidern wurden schmählich fortgewiesen."

Verschließt sich nun aber der Talmud selbst mit ängstlicher Absicht der Kritik des Höchsten, so läßt er hingegen aller anderen Forschung einen unbegrenzten Spielraum. Nichts in der Welt entzieht sich seinem wißbegierigen Blicke, und wo der Gedanke versagt, stellt sich die Phantasie mit all dem Blendwerk ihrer zauberischen Gestaltungsgabe ein. Vision und Geistesschärfe arbeiten gemeinsam an diesem Gebäu, an diesen

> . . . schönen alten Sagen,
> Engelmärchen und Legenden,
> Stillen Märtyrer-Historien,
> Festgesängen, Weisheitssprüchen,
> Auch Hyperbeln, gar possierlich . . .

Aufmerksam zu verfolgen, wie sich aus jedem menschlichen Wissensgebiete allmälig ein Fragment bald hier, bald dort in die talmudische Discussion verläuft, ist ein wunderbar anziehendes Geschäft. Da ist im mosaischen Gesetzbuch ein Gebot über die Länge des Weges, welchen am Sabbath zurückzulegen verstattet ist; um die Entfernungen zu messen, bedarf es mathematischer Kenntnisse. Die Speisegesetze erfordern, um commentirt zu werden, Kenntniß der Naturgeschichte und Medicin. Um die Feste, welche durch die Mondphasen regulirt werden, zu berechnen, wirft man sich auf die Astronomie. Die Giltigkeit eines Ehescheidungsbriefes festzustellen, wird oft ein Aufwand des erstaunlichsten juristischen Scharfsinnes aufgeboten. Die Beziehungen zu Rom und Griechenland drängen das Studium nicht nur der Geschichte und Geographie, sondern auch der griechischen und lateinischen Sprache auf. So setzt sich allmälig eine abstruse Mannigfaltigkeit im Stofflichen zusammen, welche, auch

wenn sie nur obenhin bewältigt wird, das Gedankenleben zu den ungeheuerlichsten Sprüngen verleiten mußte.

Die Masse des Volkes, welche nicht folgen kann, nimmt indessen Alles auf Treu und Glauben hin: das Erhabene wie das Absurde, das Gewaltige wie das Sinnlose. Alles, was im Talmud steht, ist heilig, gleichviel, in welcher Absicht und aus welchem Antrieb es gesagt ward. Nirgends hat die Autorität so unwidersprechliche Siege erfochten, wie in den Beziehungen des jüdischen Volkes zum Talmud; zu gleicher Verehrung, sofern sie nur aus den Schriften dieses Buches aufgelesen waren, gelangten der übergoldete Staub wie das überstäubte Gold. Ein alter Meister erörtert an einem heißen Sommernachmittage eine gar verwickelte Frage des Gesetzes; über seiner gründlichen Untersuchung ist aber allmälig das gesammte Auditorium eingeschlafen. Was thun? Der Greis weiß keinen anderen Rath, als mit einem Witz die Schläfer emporzurütteln, und so laut er vermag, donnert er vor sich hin: „Es war einmal eine Frau in Aegypten, die sechsmalhunderttausend Männer mit Eins zur Welt brachte.“ Wie ein elektrischer Schlag berührt diese Neuigkeit die Schläfer, und, sich die Augen reibend, fragen sie wirr durcheinander: „Wer, wer war das?“ „Ihr Name,“ antwortet gelassen der Meister, „war Jochebed, und sie war die Mutter Moses', der allein jene sechsmalhunderttausend bewaffneten Männer, welche aus Aegypten hinauszogen, aufwog.“ Es ist nichts als ein geistreicher Einfall, durch welchen der bedrängte Lehrer seine schlafenden Schüler zum Lehrgegenstande zurückrufen wollte; aber er steht im Talmud und deshalb genießt er der nämlichen Ehren, wie die tiefsinnigste Erläuterung irgend eines Glaubenssatzes.

Was die Forscher von dem Studium dieses „von Christi nächsten Verwandten geschriebenen Buches“ zurückhielt, war das Chaos, in welchem sich die entlegensten Dinge des Wissens, Denkens und Ahnens hier kritiklos abgelagert haben. Und nach einer Methode späht man allerdings in dem ganzen ungeheuren Umfange des Talmud vergebens. Allein wer zu suchen versteht, findet aus dem Schlamme sicherlich schimmernder Perlen eine ungeahnte Fülle. Wäre der Talmud sonst nichts, als was er in Wahrheit ist, ein Evangelium der Arbeit, wie es selten beredter vom Menschengeist hervor=

gebracht worden: er verdiente in aller Wissenschaftslehre unter den kostbarsten Büchern genannt zu werden. „Es ist gut, Deinen Studien ein Gewerbe zuzugesellen; Du bleibst dann frei von Sünde.“ „Der Arbeiter an seinem Werke braucht vor dem größten Gelehrten nicht aufzustehen.“ „Größer ist der, welcher seinen Lebens-Unterhalt durch Arbeit verdient, als der, welcher Gott fürchtet.“ Mit diesen und ähnlichen Sprüchen wird auf jeder Seite des Buches der Preis der Arbeit gesungen, und der Fall, daß aus seiner Werkstatt heraus ein rauchgeschwärzter Weiser direct zu der Würde eines Präsidenten des Synhedrions emporsteigt, wird wiederholt verzeichnet.

Arbeit und Herzensmilde sind die beiden obersten Forderungen, welche der Talmud an seine Bekenner stellt. Im Marktgewühl begegnet ein Weiser dem Propheten Elias. „Wer aus dieser Volksmenge,“ fragt der Weise, „wird des Jenseits theilhaftig werden?“ Der Prophet deutet zuerst auf einen wüstblickenden Gesellen, einen Kerkermeister. „Der da,“ sagt er, „weil er gegen seine Gefangenen barmherzig ist.“ — „Und wer sonst noch?“ fragt der Weise weiter. Der Prophet zeigt ihm zwei schlichte Handwerksburschen, welche harmlos schwatzend durch die Menge schlendern. Neugierig stürzt der Weise auf sie zu, um ihre Verdienste und ihr Anrecht auf das Jenseits zu erforschen; sie aber antworten verlegen: „Wir sind arme Arbeiter und verdienen im Schweiße unseren Unterhalt. Heiter ziehen wir durch die Welt, doch wo Jemand traurig ist, muntern wir ihn auf und machen ihn sein Leid vergessen, und wo Zwei hadern, bemühen wir uns, den Streit zu schlichten.“

Wenn dennoch zuweilen ein Mißton des Hasses gegen Andersgläubige sich in die Discussion verirrt, so vergesse man nicht, zur Erklärung desselben die Entstehungsweise des Talmud in Anschlag zu bringen. Acht Jahrhunderte hindurch speichert sich ein endloser Stoff von Controversen zu so riesenhaftem Umfange auf, daß der Redaction, welche schließlich vorgenommen wird, unmöglich eine gründliche Sichtung und Sonderung des Flüchtigen und des Dauernden, des Hinfälligen und des Bestehenswerthen zugemuthet werden kann. Im Talmud sind ja nicht blos die Ergebnisse der Debatten, sondern auch diese selbst der Nachwelt aufbewahrt worden. Und wenn von den debattirenden Weisen nicht durchwegs die nämliche

Milde der Betrachtung geübt wurde, so ist es andererseits nicht zu übersehen, daß der herrlichste Grundsatz des Christenthums: „Thue Anderen, wie Du willst, daß man Dir thue," im Talmud schon vor dem Christenthum zu lesen ist. Rabbi Hillel, der Synhedrial-Präsident, während dessen Amtsführung Christus geboren ward, ist der Urheber zahlreicher Sinnsprüche, von denen jener, daß man den Nächsten nicht beurtheilen solle, ehe man nicht an seiner Stelle gestanden, jedem Humanitäts-Standpunkte zur Ehre gereichen würde.

Einen „stolzen Hirsch mit vielen Enden" hat Reuchlin den Talmud genannt, ein Buch, welches nicht dazu geschaffen sei, „das jederman mit ungewaschenen füssen drüber lauff und sag, er könds auch." Trotzdem hat es bis in die jüngste Zeit Angriffe gegen ihn geregnet.

Es ist bald gethan, ein der Mehrzahl unbekanntes Buch zu verlästern. „Man greift in den Ocean hinab und holt einen Scherben hervor," sagt drastisch der Talmud. Und Reuchlin erwiderte, als Kaiser Maximilian I. ihm ein Gutachten über den Talmud abforderte: „Mit der faust darin schlagen, wan einer nihchtz mehr dazu reden kan, ist alls ungelehrt."

II.

Ueber ein halbes Jahrtausend und mehr erstreckt sich die Reihe der ehrwürdigen Gestalten, welche forschend und streitend zu dem talmudischen Lehrgebäude die Steine zusammentrugen. Ein unvergleichlicher Geist denkfreudiger Gläubigkeit bildet den Faden, an welchem sie haftet von jenem Rabbi Jochanan, der sich in einem Sarge aus dem belagerten Jerusalem hinausschmuggeln ließ, um von Vespasian die Erlaubniß zur Gründung einer Talmudschule in Jamnia zu erbitten, bis zu Rabbi Juda, welcher der Freund des Marc Aurel war, und von diesem bis zu den beiden Sammlern Aschi und Rabina, welche, gleichwie Homer die Rhapsodien der Hellenen, das umherlagernde Geröll talmudischer Weisheit nach wohlbedachtem Plane architektonisch zusammenfügten.

Es sind Märtyrer darunter, deren Lebensathem gewaltsam ausgelöscht wird von der wahnwitzigen Hand römischer Imperatoren; sie sterben ruhig und gefaßt wie Sokrates, mit einem klugen Sinnspruch oder einer deutsamen Mahnung an die Ueberlebenden auf den Lippen. Ihre Spur verweht nicht, denn auf dem Wege, den sie wandelten, folgt ihrer jedem ein ganzes Geschlecht.

Nicht sie haben es verschuldet, daß nach ihnen eine mehr als tausendjährige Leidenszeit für den Talmud hereinbrach, sondern Jene, welche in ihren Worten forschten und sie auszulegen trachteten. Die Epigonen sind es allerorten, welche edle Ueberlieferungen durch falschen Eifer verunstalten.

Das sechste Jahrhundert findet den Talmud bereits als ein abgeschlossenes Ganzes, als ein Riesendenkmal vor, das, dem lebendigen Strome der Discussion entrückt, nur noch steinerne Räthsel zur Lösung bietet. Von Palästina bis Rom und von Babylon bis Alexandrien ragt es in die Niederungen hinein, zu welchen der Lauf der Weltgeschicke das verstreute Israel hinabgeführt hat, und just dort, wo sich die Pyramiden als Zeugnisse einer uralten Bildung erheben, findet sich zuerst auch die eifrigste Gemeinde, welche dem Talmud die gramdurchfurchte Vergangenheit von den Zügen liest.

Die feurige Wolke ist erloschen, welche den Weg durch die Wüste wies; anstatt ihrer wandelt der Talmud den Zersprengten voran.

Und sie danken ihm die Wohlthat des Zusammenhaltes, welche er an ihnen übt, indem sie bei Tag und Nacht, auf der Wanderung und der Rast, ihn befragen, an ihm sinnen und deuteln, bei ihm beten und ihm gehorchen.

So pilgert er mit ihnen über Berg und Meer, aus einem Himmelsstriche in den anderen; sie werden verfolgt, gequält, umhergescheucht; man zündet ihnen in Ost und West über ihren Häuptern ihre Bethäuser an; man sperrt sie wie Aussätzige ab und heftet ihnen als Zeichen der Schande einen gelben Lappen an ihr Gewand; sie dulden und wandern, aber den Talmud geben sie nicht preis, weil er sie tröstet, indem er sie beschäftigt, und sie aufrechthält, indem er mit ihnen denkt.

Aber am Ende wird ihm diese unverwüstliche Liebe seiner Bekenner zum Verhängniß. Denn bald genug ist es herausgefunden, daß er es sein muß, mit dessen Hilfe das Judenvolk sein grenzenloses Erdenleid überdauert, und Grimm, Hohn und Unglimpf setzen ihm nach, zerren und verzerren ihn, legen ihm dieselben Qualen auf, unter denen seine Gläubigen seufzen. Der „Rabbiner Talmud" steht unzählige Male als Angeklagter vor den Schranken der Inquisition, besteigt in Italien und Frankreich, in Deutschland und Spanien wiederholt den Scheiterhaufen, muß sich verbergen und flüchten, genau wie Jene, welche sich zu ihm bekennen.

Und er lebt dennoch weiter, überwindet die Finsterniß des Mittelalters und den Wahn, der sich Glauben nennt. Aber die rastlose Wanderschaft hat ihm schlecht gefrommt; es blieb Staub und Schmutz an ihm haften, um ihn zu entstellen; er wurde nicht blos wund gehaßt, sondern mehr noch wund geliebt.

Jene ersten Ausleger, welche er im Aegypterlande, in Spanien, Italien und Südfrankreich bis gegen das vierzehnte Jahrhundert hin fand, haben ihn nicht geschädigt. Für sie langte noch der unermeßliche Gedankenstoff, den er barg, reichlich aus, um, ihn fortbildend, seine Weisheit maßvoll zu deuten, seine Irrthümer behutsam zu verbessern. Wo die eigene Kenntniß am Rande war, sprang Aristoteles hilfreich bei, der, von Maimonides in seiner ganzen Tiefe erfaßt, die scharfe Sonde seiner unsterblichen Denkkraft herlieh, um zu einigen, was zusammengehörte, und zu scheiden, was einander fremd war, in dem Riesenchaos fünfhundertjähriger Denkerarbeit, welches Talmud heißt.

So vieldeutig ist aber schließlich auch der tiefsinnigste Gedanke nicht, daß nicht zuletzt, wenn immer wieder an ihm geräthselt wird, die Lust des „Auslegens" von der Sucht des „Unterlegens" abgelöst würde. Ist ja an sich schon Deutung, was den Inhalt des Talmud ausmacht, und zwar solche, die, ohne Abschluß, dem Scharfsinn wie dem Trug bequeme Pforten öffnet.

Im sechszehnten Jahrhundert, nachdem dreißig Geschlechter ihren Witz an dem Talmud geübt, und jedwede seiner Controversen, jeden Schluß und jede Folgerung, die er enthält, gewendet und gedreht, geprüft und überprüft, verdunkelt oder erhellt haben, ist das schöpfe-

rische Vermögen der Commentatoren erstarrt. Inzwischen aber ist auch der der Ueberlieferung harrende Stoff so mächtig angeschwollen, daß, wer ihn bewältigen will, sich mehr des Gedächtnisses als des Verstandes bedienen muß; der forschende Ernst tritt hinter die dialektische Spielerei zurück. Als ein „Licht in Israel" gilt fortan nicht blos, wer durch Neuheit der Auslegung hervorragt, sondern auch, wer den Talmud mitsammt seinen Commentaren auswendig weiß. Das ist die sogenannte „polnische" Richtung, welche bis zum heutigen Tage in allen Talmudschulen maßgeblich geblieben ist und durch ihre rechthaberischen Grübeleien sowie durch die Spitzfindigkeit ihres Denkens den Talmud über die Kreise seiner Bekenner hinaus nach Kräften in Verruf gebracht hat.

Der weltbürgerliche Charakter des Judenthums überträgt sich selbstverständlich auch auf den Talmud, der sozusagen den Genius seines Volkes darstellt. Der zuerst unfreiwillige, dann aber zur zweiten Natur gewordene Wandertrieb macht Volk und Lehre zu einer universellen Erscheinung, welche in den Blättern der Geschichte ohne Gleichen ist. Wenn man nach einem Zeugnisse sucht für die sittlichen Wirkungen dessen, was man in unseren Tagen Freizügigkeit nennt, so liegt es hier in merkwürdiger Deutlichkeit vor. Unser heutiges Geschlecht vermag sich angesichts der reichen Verkehrsmittel, die es besitzt, überhaupt keine klare Vorstellung von den Wechselwirkungen zu machen, welche die Völker ehedem auf einander übten; in der That aber hat die römische Kirche und mehr noch als diese das Judenthum ohne Eisenbahn und Telegraph alle räumlichen Entfernungen mit einem erstaunlichen Erfolge überbrückt. Der Glaube schuf sich seine Wege, so lange die Erkenntniß der Natur schlummerte; als jener seinen Thron räumte, um dieser den Platz abzutreten, war es hinwiederum diese, welche, allerdings mit glänzenderer Wirkung, sich neue Gefährte ausfindig zu machen wußte.

Fragt man nun, welches das Vehikel war, dessen das Judenthum sich bediente, um seine Bekenner auf dem weiten Erdenrunde unter einander in genauester Fühlung zu erhalten, so antwortet der Talmud: Ich war dieses Vehikel. Geschieht in Arabien den Juden ein Wehe, so zuckt der Jammer bis in die entlegensten Winkel Litthauens fort; erhebt sich in Byzanz ein religionsrechtlicher Streit

unter den Rabbinen, so findet er am Zuidersee ein lebhaftes Echo. In den deutschen Gemeinden wüthen die feindlichen Volksinstincte gegen die armen Insassen der Judenviertel; da sendet zu ihnen ein Glaubensgenosse aus dem glücklicheren Konstantinopel ein Rundschreiben, um sie zur Uebersiedelung in die Türkei aufzufordern; in Holland taucht ein Zweifel über den Sinn einer talmudischen Vorschrift auf; da setzt sich ein berufener Schriftgelehrter in Welschland zu Gericht, um seine Meinung als maßgebenden Entscheid zu verkündigen. Die Literatur der sogenannten „Responsen", dieser rabbinischen Gutachten über streitige Rechtsfälle, insonderheit über dunkle Fälle aus dem Eherechte, ist geradezu ungeheuer, und sie umspannt räumlich die ganze damals bekannte Erde, von Babylon bis Amsterdam und von Marocco bis Stockholm.

Und die Giltigkeit dieser Entscheidungen wird nirgends angefochten, denn es ist der Talmud, aus dem sie geschöpft sind, und der Talmud ist der Inbegriff aller Autorität. Er bleibt es auch, wenngleich die Orte seiner Blüthe wechseln. Aus dem vorderen Asien ist er nach Aegypten und von da an dem Becken des Mittelmeeres entlang bis zu den Säulen des Herkules gewandert; dann weiter nach Spanien, Südfrankreich und Italien, um endlich über Deutschland sich wieder ostwärts zu wenden, nach Polen und der Türkei. Eine wunderliche Geographie, doppelt wunderlich, da sie zugleich die Richtung andeutet, in welcher die Duldsamkeit gegen die Juden sich entfaltete; es ist die Fußspur der fortschreitenden Civilisation, ein Ring, der in sich selbst zurückkehrt.

Dort, wo nach der Austreibung der Juden aus Spanien ihre Blüthe am üppigsten sich entfaltet, in Holland, drängt bald der israelitische Geist überwiegend dem Erwerb materieller Güter zu. Die Gemeinde von Amsterdam ist angesehen durch den Reichthum, den ihre Angehörigen im Handel und Wandel aufgespeichert haben, nicht durch das Studium des Talmud, dem die Gemüther sich mälig entfremden. Nur hin und wieder wächst aus der Beschäftigung mit dem Talmud eine bahnbrechende Natur von der Art des Baruch Spinoza hervor, welche zeitig genug über Bord werfend, was national und confessionell an demselben ist, sich in die Höhen der Speculation

emporschwingt, um, gebannt und verflucht von seinen Stammesgenossen, als Weltweiser Jahrhunderten voranzuleuchten.

Nicht minder wenden sich die deutschen Juden von dem Talmudstudium ab; die grimme Noth des Alltags treibt auch sie dem Handel in die Arme, denn je kenntnißreicher und intelligenter die christliche Nachbarschaft jenseits des Ghettos ist, desto gefährlicher ist die lauernde Wachsamkeit, die ihnen über die Schulter und bis in das Innerste ihrer dumpfen Häuser nachspäht, desto geschäftiger die Angeberei, welche, oft aus dem eigenen Schoße geboren, sie den feindlichen Volksinstincten ausliefert, desto begreiflicher kurzum ihr Verlangen, möglichst große Schätze in ihren Truhen aufzuspeichern, um in Tagen der Verfolgung mit Gold die Sicherheit ihres Lebens bezahlen zu können. Ihre Rabbiner verschreiben sie sich aus Polen und wo ein Streitfall auftaucht über rituelle oder rechtliche Fragen, da werden Gutachten eingeholt aus den polnischen Talmudschulen, deren Ruhm nachgerade von der Weichsel bis zum atlantischen Ocean und von Hamburg bis Livorno reicht.

Polen ist seit dem sechszehnten Jahrhundert die hohe Schule der Talmudisten, wie es bis zum heutigen Tage jenen verknöcherten und in der Observanz erstarrten Theil des Judenthums beherbergt, welcher, jedwede Cultur von sich ablehnend, nicht einen Schritt über die Schwelle gethan hat, vor welcher er stehen blieb, als im Westen Uriel Acosta und dessen großer Neffe den Talmud unter das Licht des unbefangenen Denkens zu rücken strebten. Wer eine polnische Talmudschule von heute gesehen, weiß auch, wie eine solche vor dreihundert Jahren beschaffen war, und wem in diesen Tagen ein Rabbi aus polnischen Landen begegnete, der hat auch das leibhaftige Bild eines jener dialektischen Seiltänzer mit Augen geschaut, von denen der Talmud sich seit acht Menschenaltern mißhandeln lassen mußte.

Von einem Rabbi zu Venedig, dem in der Judenheit vielberühmten Leon da Modena, ist es bekannt, daß er eine Schrift verfaßte, deren erster Theil eine scharfsinnige Verleumdung des Talmud war, während der zweite eine eben so geistreiche Apologie desselben bildete. Der griechische Sophist Protagoras, welcher sich rühmte, jeden Satz in demselben Athem beweisen und widerlegen zu können, war ein Stümper gegen diesen jüdischen Schriftgelehrten von St.

Marcus, der seinerseits wiederum an zahllosen polnischen Rabbinern der Vergangenheit und Gegenwart seine Meister findet. Wenn in der polnischen Talmudschule der Rabbi seinen Platz eingenommen und seinen Schülern mit Schluß und Trugschluß die anscheinende Unwiderleglichkeit einer Talmudstelle erwiesen hat, so darf der erstbeste seiner Hörer sich erheben und ihm ohne jedwede Begründung einwenden, ob nicht vielleicht die Sache sich auch umgekehrt verhalten könne. Und der Rabbi würde eine traurige Rolle spielen, der, solchermaßen „abgefragt", es unterließe, den nämlichen Beweis dann auch von rückwärts her zu führen. Noch kläglicher wäre es um den Talmudlehrer bestellt, der den Folianten, aus welchem er vorträgt, nicht völlig in seinem Gedächtnisse hätte. Gleichsam als Probe auf sein Wissen üben die Jünger eines Rabbi oft den Brauch, in dem Exemplar, dessen er sich bei dem Vortrage bedient, während seiner Abwesenheit zwei Blätter aneinanderzukleben. Stockt er, wenn er, das Blatt umschlagend, in eine völlig fremde Satzhälfte geräth, so ist seine Autorität für immer zerstört; setzt er seinen Vortrag ohne Unterbrechung aus dem Gedächtnisse fort, so ist sein Ruhm dauernd gesichert.

Man erzählt von dem großen Kirchenhistoriker Neander, er habe seine Vorlesungen nur halten können, wenn ihm der Universitätspedell vorher ein Bündel Kielfedern auf das Katheder gelegt hatte, an denen er während des Vortrages unaufhörlich zupfen mußte. Waren es einmal der Federn zu wenige, so brach seine Rede unvermeidlich in dem Augenblicke ab, in welchem der letzte Kiel seines Federschmuckes beraubt war, nicht selten mitten im Satze. Noch viel mechanischer ist die Art, wie der Talmud in den polnischen Lehrhäusern gelesen und vorgetragen wird. Der Text wird nämlich nicht übersetzt; ein eigenthümliches unmelodisches Gesumme mit seltsamem Tonfall und eine einförmige Bewegung der Hände sind dazu bestimmt, die Gedankenübergänge von Vorder-, Mittel- und Schlußsatz zu markiren; nur hie und da wird ein jüdisch-deutsches Bindewort, ein „vielleicht", „wenn aber", „wie nun" dazwischen geschoben. Nehme man dem Talmudisten seinen Singsang, fessele man ihm die Hände, so hat man seinen Denkapparat unterbunden und er hockt hilflos wie ein Kind vor seinem Folianten.

Es geschieht nicht zufällig, daß der Denkproceß sich derlei äußerliche Hilfsmittel schafft. Auch mit dem Hinweise auf die Gewöhnung ist der Grund solcher Erscheinung nicht erschöpft. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Das Denken an sich bedarf außer der Sprache keiner sichtbaren Form. Aber wenn es zu einem handwerksmäßigen Verfahren erstarrt, wenn es seine Innerlichkeit einbüßt und zur dialektischen Spielerei entartet, dann sucht es gleichsam nach mnemotechnischen Handhaben, nach stereotypen Bewegungen und Melodien, wie der Seiltänzer, der vermittelst seiner Arme sich im Gleichgewichte erhält.

Der Talmud widerstrebt von Hause aus so wenig als der Koran der Fortbildung seines Gedankeninhaltes. „Gehet hin,“ sagte Mohammed zu seinen Bekennern, „und suchet bis zu den Enden der Welt die Wahrheit.“ Hier sind Talmud und Koran einander ähnlich wie Geschwisterkinder. „Forschen ist Pflicht und Irren keine Sünde“, heißt eine analoge Weissagung des Talmud. Der Talmud begehrt auch ebensowenig wie der Koran, daß seine Jünger ihn zum ausschließlichen Inhalte ihres Lebens machen. Redlicher Erwerb im Handwerk steht ihm nicht minder hoch als Vertiefung in seine Lehren. „Gebrauche die Lehre nicht als Krone, um damit zu glänzen, und auch nicht als Spaten, um damit zu graben.“ Von Ali, dem Schwiegersohn Mohammeds, heißt es, daß er ein Lastträger, von Omar, daß er ein Ziegelstreicher gewesen, und noch jeder Sultan, bis zu Mahmud dem Zweiten, welcher ein gelernter Kalligraph war, eignete sich zum Zeichen der Ehre, die der Arbeit zukomme, irgend eine manuelle Fertigkeit an. Auch die Schöpfer des Talmud trieben fast allesammt ein Handwerk, und Rabbi Hillel, der Patriarch, stand ehrerbietig vor einem Greise auf, der in harter Arbeit ohne sittlichen Makel das Leben bewältigt hatte. In der That haben auch Talmud wie Koran, so lange der Weg zu ihnen der unbefangenen Forschung nicht versperrt war, fruchtbringend und gedeihlich auf ihre Bekenner gewirkt.

Die sogenannten „Ersten“ unter den Commentatoren des Talmud, Raschi, Rabbi Gerson und Maimonides, dann Ascheri, Alfassi und die sogenannten Tossafisten (Mehrer) in Südfrankreich entwickelten bis zum 14. Jahrhundert in dem versprengten Judenthume ein denkfreudiges und wahrheitsfrohes inneres Leben, wie unter den

Anhängern des Koran die Motakhallim und Muotazile ein ehrenwerthes Blatt in der Geschichte der Philosophie ausfüllen.

Aber dann kam ein Gedächtnißkrämer, Joseph Karo mit Namen, und verfertigte den „Gedeckten Tisch“, einen Codex, in welchem er die Talmudforschung abschloß, so zwar, daß nichts mehr zu rütteln sein sollte an dem, was er als Quintessenz des talmudischen Lehrinhaltes den kommenden Geschlechtern zurechtgekocht hatte. Dieser wunderliche Gesetzgeber ging nicht einmal auf die Urquellen zurück, sondern packte kurzweg die Commentatoren am Kragen und stellte deren Glossen und Meinungen wie Ziffern nebeneinander; dann prüfte er sie nach der Majorität. Mainonides und Alfassi entscheiden mit Ja, Ascheri und Gersonides mit Nein — also: non liquet! Maimonides, Ascheri und Alfassi entscheiden mit Ja, Gersonides mit Nein — also: Ja! Ascheri, Gersonides, Alfassi entscheiden mit Nein, Mainonides mit Ja — also: Nein! Und nun, du Judenvolk, gehe hin und frage nicht weiter; das Ja des Joseph Karo ist Ja, das Nein ist Nein; wer zweifelt, ist ein Ketzer. Schon Maimonides war nahe daran gewesen, die Forschung im Judenthum zu ersticken, indem er den Lehrinhalt desselben in dreizehn feststehenden Glaubensartikeln fixiren wollte. Joseph Karo vollendete das Verhängniß. Und nun war der Talmud elendiglich verloren; das Judenvolk saß an einem „gedeckten Tisch“, aber es verhungerte dabei. Da ihm zu essen verwehrt war, verlegte es sich auf das Naschen, oder unbildlich gesprochen, da es nicht mehr denken durfte, so tüftelte es. Die Spitzfindigkeit ward zur Lehrform, die Orthodoxie zur Alleinherrscherin. In ähnlicher Weise ist dem Koran gleichsam ein Schloß auf den Mund gelegt worden durch jenen Sultan Soliman, der um die Zeit der letzten Belagerung Wiens durch die Türken als Dogma verkünden ließ, daß fortan der Koran nicht mehr zum Gegenstande der Forschung gemacht werden dürfe; so wie er stehe und gehe, sei er für alle Moslems verbindlich. Ironisch, wie sie bisweilen ist, hat ihm die Geschichte für diesen Mord an seinem Volke den Beinamen des „Gesetzgebers“ angeheftet; in Wahrheit hatte er aber nur das Gesetz des Verfalls zum Verdienste, welchem seitdem die Bekenner des Koran überliefert sind.

Auch die armselige Blüthe jenes Talmudistenthums, das, an

dem „gedeckten Tische" Joseph Karo's sitzend, besonders in Polen seine dialektischen Orgien feierte, ist vorüber, seitdem von Krakau bis Wilna und von Posen bis Brody nicht mehr der allezeit geldbedürftige Starost, sondern geordnetes Staatsregiment herrscht. Und kein gebildeter Jude weint ihr eine Thräne nach, denn sie war es, welche nach Außen wie nach Innen den Talmud um gerechte Würdigung brachte. Die christliche Gelehrtenwelt wurde durch die Art, wie seine Jünger in ihm forschten, davon abgeschreckt, sich mit seinem wirklichen Inhalte bekannt zu machen und seine Irrthümer zu sondern von den Wahrheiten, welche er lehrt; nicht Jedermann ist ein Reuchlin. Gegen die jüdische Laienwelt aber schloß sich der Talmudist hoffärtig wie unter einer Retorte ab mit einem Hochmuthe, den der Talmud selbst verdammt und der wie geflissentlich dem Glauben an die Wunderthäterei Nahrung lieh. Jeder polnische Rabbiner, in dessen talmudische Kenntnisse Vertrauen waltete, verstand es und versteht es noch, sich mit einem ganzen Netz von Sagen zu umspinnen. Man glaubt an Zauberkünste und der Talmud wird vor dem Unkundigen zu einem Mysterium. Das Mißtrauen kriecht heran und in seinem Gefolge das Unrecht. Zuletzt gar soll der Talmud auch die Sünden der Kabbala verantworten, mit welcher er nichts weiter gemein hat, als seine Widersacher.

Es gedieh also dem Talmud zum Unheil, daß die Republik Polen den Juden eine Stätte einräumte, auf der sie mit leidlicher Sicherheit ihr Dasein fristen durften. In dem Maße, als die Gefahr der Verfolgung nachließ, wuchs die Verachtung des ohnehin erschwerten materiellen Erwerbs, vermehrte sich der Drang, den Talmud zu „lernen". Und bald gab es der Talmudkundigen in Polen so viele, daß der Ueberschuß an andere Länder abgegeben werden mußte. In Litthauen, heißt ein Sprüchlein, sei jeder Kutscher ein Talmudist. Der Wandertrieb kam zu statten, und wo ein erledigter Rabbinatssitz war, in Metz, Fürth und Regensburg, Wiener-Neustadt und Padua, Frankfurt und Reggio, da stellte sich bald ein polnischer Gast ein, um denselben einzunehmen.

So verbreitete sich die Art des polnischen Talmudstudiums über die gesammte Judenheit. In Polen selbst aber gab es unter den Juden schließlich blos noch Talmudisten oder „grobe Jungen"

(Kenntnißlose). Zweimal in jedem Jahre traten, einmal in Lublin und einmal in Jaroslaw, die hervorragenderen Rabbinen zu einer Synode, einer Art Parlament, zusammen, wo die Entscheidungen oberster Instanz in allen civilrechtlichen Processen getroffen wurden, denn die Juden in Polen besaßen ihre eigene Gerichtsbarkeit. Als erste Instanz waltete in jeder Gemeinde der Rabbi mit zwei Beisitzern, als zweite galten die Rabbinatscollegien größerer städtischer Verbände. Und während die Synode tagte, fand sich an dem Platze ihrer Berathungen Alles ein, was irgend eine talmudische Bedeutung bereits besaß oder erst erringen wollte. Es waren „talmudische Messen", Disputirplätze, wo sich Jeder an den Mann zu bringen suchte. Väter mit ihren Söhnen, in denen sie künftige „Lichter der Lehre" zu ahnen glaubten, schlaue Speculanten, welche arme Studentlein aus ihren Mitteln aushielten, um sie dann ihren eigenen Töchtern oder denen zahlungsfähiger Hausväter als Gatten zuzuführen; ehrgeizige Schriftsteller, welche ein neues Opus mit talmudischen „Entdeckungen" verfaßt hatten, wanderten schaarenweise herbei. Und überall, auf der Gasse, in den Betschulen, unter improvisirten Brettergehäusen und bei Privaten wurde disputirt, gestritten, gepredigt und „geklärt". Da that sich manch ein zartes Jünglein rühmlich hervor, entweder durch verblüffende Gegenfragen oder neue Einfälle und „gleiche Wörtchen", und es ward zum Rabbiner gemacht. Oder eine Abhandlung, welche schüchtern unter seinem Kaftan ein Landrabbinerlein zur Messe mitgebracht hatte, ward von den Kundigen als Wunder des Scharfsinns ausgerufen und deren Verfasser zum Mitgliede der Synode emporgehoben. Oder es schritt endlich ein vierschrötiger Schankpächter vom Lande, auf seine Geldkatze klopfend, einher, um für seinen Sohn oder Enkel ein Rabbinat zu kaufen.

Auf diesen Talmud-Messen, auf denen nach dem drastischen Spottworte eines zeitgenössischen Satyrikers „mehr als um zwanzigtausend Gulden Knoblauch vertilgt" wurde, ist der Talmud erniedrigt worden wie nirgends sonst. Man handhabte ihn als Erwerb und Kunststück, man producirte sich an ihm wie der Gymnastiker am Trapez; die Forschung aus religiösen Beweggründen oder aus Selbstzweck war ein Mythus geworden.

Man würde indessen ungerecht sein, wenn man nicht zugestände,

daß es auch Talmudisten gab, welche selbst inmitten dieses Treibens des wirklichen Eifers nicht entriethen. Und diese mag man, wenn auch nicht wegen der Ergebnisse ihres Forschens, so doch wegen ihrer Hingebung an dasselbe ungescheut bewundern. Denn für sie war kein anderer Reiz des Lebens vorhanden. Der Mönch des frühen Mittelalters, der in der einsamen Zelle griechische und lateinische Classiker abschreibt, thut sich im Refectorium wohl, labt sich an Wein und schmackhaften Gerichten. Der grübelnde Rabbi aber hat zu alledem keine Zeit; er ißt kaum und schläft fast gar nicht, denn sein Ziel ist, nicht blos den gesammten Talmud, sondern auch Alles, was jemals über denselben geschrieben und geräthselt worden, seinem Geiste oder mindestens seinem Gedächtnisse einzuprägen. Dazu langt kaum ein geraumes Menschenleben.

Solch ein Rabbi verläßt das Lehrhaus nur selten; er schlummert zwei Nachtstunden in dem Sessel, von dem aus er lehrt; er kommt nur am Sabbath zu Weib und Kind, fastet alltäglich, bis die Sonne niedergeht und schrumpft allgemach zu einem Skelett zusammen, dem vielleicht nur ein paar glühende Augen das Zeichen des Lebens verleihen. Der Talmud verdrängt die Familie und jedwedes physische Bedürfniß; eine rührende Unbeholfenheit in weltlichen Dingen stellt sich ein. Es ist die völlige Selbstvergessenheit, in der am Ende diese wunderlichen Heiligen über die Erde wandeln. Sie üben die Tugend, weil sie deren Gegentheil blos aus dem Talmud kennen; sie hassen das Laster, dessen Bild nur aus zergriffenen Druckblättern vor ihr Auge tritt. Die Sonne schauen sie durch die trüben Scheiben des Lehrhauses und die Liebe ist ihnen eine Abstraction, welche wirksam nur in dem Verhältnisse zu Jehovah und dem Talmud sich offenbaren kann. Kein Hauch von Poesie streift ihre arme Seele. Das spanische, französische und deutsche Judenthum haben doch wenigstens dem Jammer des Daseins eine dichterische Seite abgewonnen, und was Jehuda Halevy und Ibn Gabirol in gebundenem Hebräisch der Nachwelt hinterließen, bleibt, auch wenn man von Heinrich Heine's Begeisterung die Sentimentalität ausscheidet, immerhin eine zierliche Schatzkammer der Musen.

Aber dem polnischen Bruchtheile Israels mangelte durchaus der Rhythmus des Herzens wie des Gedichtes. Die sogenannten aga=

tistischen Partien des Talmud mit ihrem Mythen- und Sagenwerke, ihren sinnigen und tiefsinnigen Geschichten sind in Polen vernachlässigt, wenn nicht verachtet worden auf Kosten des halachistischen Stoffes, welcher, das gesetzgeberische Material enthaltend, zur Spitzfindigkeit und zur Formendrescherei von selber einlud. Eine anscheinend haarscharfe, aber in Wahrheit verkrüppelte und verrenkte Schlußfolgerung stand diesen „Fanatikern des Verstandes" höher als die idealste Empfindung. Der polnische Talmudist war demgemäß auch ein Widersacher der Bibel und die hebräische Sprache in ihrer Reinheit war ihm ein unbekanntes Land. Er wollte nichts sein als ein Gast an dem „gedeckten Tische" Joseph Karo's, wollte nichts genießen, als was ihm hier von einem geschmacklosen Küchenmeister servirt war.

In dieser erdentrückten Enge seines geflissentlichen Traumlebens ward ihm schließlich der Talmud so sehr zum Mittelpunkt und Inbegriff der Dinge, daß er jegliche ungewohnte Erscheinung wie Ben Akiba mit der Versicherung abwehrte, „im Talmud sei schon Alles dagewesen."

Nur Eines vermochte den Talmudisten zu allen Zeiten aus seiner genügsamen Beschränktheit emporzuscheuchen: die Neuerung. Diese haßte er, wenn er Fanatiker, beklagte er, wenn er duldsam war. Das Modell des „Acher", jenes Ketzers, dessen Kinder und Kindeskinder nicht einmal im Bettlergewande vor die Augen des Patriarchen Juda treten durften, stellte sich unverzüglich vor seinen Blick, wenn der Versuch, einen fremden Bildungsstrom in den Talmud hineinzuleiten, zu seiner Kenntniß drang. Maimonides schafft seine Werke, indem er den Aristoteles auf sich wirken läßt. Da stehen die Rabbinen wider ihn auf, klagen ihn des Abfalls an, bannen seine Person und verbrennen, was er schrieb. Sie erblicken in ihm einen neuen „Acher", der wie sein Vorbild im Talmud an Homer, an dem Weltweisen aus Stagira Gefallen finde. Rabbi Israel Isserlein, eine talmudische Autorität erster Ordnung, beschäftigt sich in seinen Mußestunden mit neu-griechischer Philosophie, liest in dem Alexandriner Philo und den letzten Platonikern; gleich ist ihm eine Meute von Rabbinen auf den Fersen und kläfft so lange um ihn herum, bis der verschüchterte Mann mit der Versicherung, er

habe die Griechen nur aus den Schriften rechtgläubiger Juden kennen gelernt, ihnen die Mäuler stopft. Elia Levita, der Grammatiker in Welschland, führt christliche Gelehrte in das Studium der hebräischen Sprache ein und es erhebt sich von allen Seiten der Vorwurf, daß er ein „Epicuros" (Ketzer) sei, der mit dem großen Banne geahndet zu werden verdiene. Moses Mendelssohn überträgt den Pentateuch ins Deutsche; dafür stürzen sie mit wildem Gekläff über ihn her; die Maßvollen werden von den Ungestümen jählings fortgerissen und die schauerliche Bannformel tönt allerorts von ihren Lippen. Der Großvater jenes Gabriel Riesser, welcher in der Paulskirche den edelsten Gestalten des deutschen Volkes sich zugesellte, stand an der Spitze des Reigens von Rabbinen, welche Mendelssohn als einen Abtrünnigen aus der Judenzeit zu stoßen trachteten, und neben ihm eine andere, schier rührende Figur, Rabbi Hirsch, „der Scharfsinnige", aus Posen, um welchen die Ueberlieferung einen ganzen Wall von ehrerbietiger Liebe aufgethürmt hat.

Von Rabbi Hirsch, „dem Scharfsinnigen", geht die Kunde, daß er sein Leben vollends zwischen dem Talmudstudium und dem Wohlthun theilte. Am Vorabende eines Versöhnungstages stand die Gemeinde von Posen vollzählig versammelt in der Synagoge; die Sterne glänzten schon am Firmament, die Lichter brannten und der Vorsänger rüstete sich, das Gebet zu beginnen, denn es war hohe Zeit. Nur der Rabbi fehlte und ängstliche Blicke richteten sich auf seinen Platz, welcher sonst immer am ersten von seinem Inhaber besetzt zu sein pflegte. Minuten und Viertelstunden verstrichen, der Rabbi blieb fort. Da wurden Boten ausgesendet, ihn zu suchen, und siehe da! sie fanden ihn geschäftig in einem Krankenkämmerlein, wo er trotz des Verbotes das Feuer im Ofen warm hielt und den Thee bereitete. Fragend blickten sie ihn an; er aber antwortete: „Ihr Leute, ich ahnte, daß die Krankenpfleger hinwegeilen würden in die Synagoge, um an dem Versöhnungstage ihr Herz zu erleichtern, und daß der Kranke allein bleiben würde. Krankenpflege aber geht vor Gebet, und deshalb bin ich hier."

Noch rührender ist, was Salomon Maimon, der Philosoph aus der Schule Kants, von Rabbi Hirsch, dem „Scharfsinnigen" berichtet. Dieser wunderliche Geselle, der aus einer litthauischen Talmud-

schule, von Weib und Kind entlaufen war, um in Berlin mit nicht geringem Erfolge Philosophie zu treiben, kam auf seiner Flucht durch die Stadt Posen und besuchte den Rabbiner. „Dieser," erzählt er, „der ein scharfsinniger Talmudist und von einem sehr sanften Charakter war, wurde von meinem Elend gerührt. Er gab mir soviel Geld, als er bei sich hatte, invitirte mich, so lange ich mich hier aufhalten würde, alle Sabbath bei ihm zu essen und befahl einem seiner Jünger, daß er für mich ein anständiges Logis verschaffen sollte. Er ließ mir auch neue Wäsche machen. In zweien Tagen war Alles fertig. Mit reiner Wäsche und einem neuen Kleide ausstaffirt, ging ich zum Oberrabbiner. Für ihn war dieses ein entzückender Anblick. Er lehnte meinen Dank ab. Nun möchte der Leser glauben, daß dieser Oberrabbiner ein reicher Mann gewesen sei, bei dem die Kosten, die er auf mich wandte, wirklich eine Kleinigkeit gewesen wären; aber ich kann versichern, daß es sich damit ganz anders verhielt. Der Oberrabbiner hatte nur ein mäßiges Gehalt. Er mußte alle dergleichen Handlungen ohne Wissen seiner Frau ausüben und vorgeben, daß ihm andere Leute das Geld dazu gegeben. Uebrigens führte er für sich ein sehr mäßiges Leben, fastete täglich und aß die ganze Woche kein Fleisch. Demohngeachtet mußte er doch, um seine Neigung zum Wohlthun zu befriedigen, Schulden machen. Die strenge Lebensart, das viele Studiren und Nachtwachen schwächten seine Kräfte so sehr, daß er, nachdem er zum Oberrabbiner von Fürth aufgenommen wurde, ungefähr in dem sechsunddreißigsten Jahre seines Alters starb."

Nichtsdestoweniger schleuderte auch dieser fromme Rabbi den Bannfluch wider Moses Mendelssohn und Alle, welche dessen Pentateuch-Uebersetzung lasen. Der Augenblick war gekommen, in dem die Bibel und der Talmud, das Judenthum und das Rabbinerthum sich von einander zu scheiden begannen. Da wollte auch der duldsamste Talmudist nicht lässig zuschauen, wie durch das Mittel der deutschen Sprache der Geist einer neuen Zeit, der Zug der Aufklärung in die Lehrhäuser drang. Es ist eine wohlverbürgte Anekdote, daß ein Rabbi, welcher vor den christlichen Richter geladen war, um Zeugenschaft abzulegen, die geforderte Unterschrift dem Protokollisten mit der Bemerkung verweigerte: „Ich bin ein jüdischer Gelehrter; ich kann

nicht schreiben." Der Vorfall trug sich in einem Städtchen der Provinz Posen vor noch nicht vierzig Jahren zu.

All dieser Widerstand fruchtete nichts; die Bibel Mendelssohns siegte und der Talmud unterlag. Die Pforten der Lehrhäuser waren gesprengt und mit ihnen diejenigen des Ghettos, denn der Talmud bedeutete das Ghetto. In der Gestalt, welche ihm das polnische Rabbinenthum gegeben hatte, bildete er auch dort, wo von Außen her an die Thore der Judenviertel geklopft wurde, den rostigen Schlüssel, der sich im Schlosse nicht drehen wollte. Nun aber drängte an der Hand der Mendelssohnschen Bibel die Jugend gewaltsam aus dem Pferch hinaus und badete ihre schier erblindeten Augen in einem Meer von Licht. Von der einen Seite hielt Kant, von der anderen Schiller die Leuchte. Jenem folgte der skeptischere Theil dieser wahrhaften Neugeborenen, darunter der wunderliche Grübler Salomon Maimon, der in Berlin mit Lessing in Berührung kam. Entscheidend aber war insbesondere die Wirkung, welche Schiller übte. Unter den Falten seines Kaftans schmuggelte der Talmudjünger die Gedichte und Dramen des großen Dichters in das Lehrhaus, um sie bei nächtiger Stille in einem versteckten Winkel zu verschlingen. Oder er schlich sich damit auf den Friedhof hinaus, wo er zwischen bröckelnden Leichensteinen, dem strengen Auge des Rabbi entzogen, die Strophen der „Resignation" vor sich hinmurmelte. Mit finsterer Miene folgten die Rabbinen dem idealen Eindringlinge, den sie nicht begriffen; sie schleuderten ihren Bann nach ihm, umsonst, er ließ sich nicht vertreiben; sie fahndeten nach den kleinen Büchlein, aus denen er predigte, vergebliche Mühe! er besaß ein tausendfältiges Leben. Wie paradox es auch klingen mag, es ist dennoch wahr: Friedrich Schiller hat in Deutschland und Polen den Talmud besiegt.

Und mit der Herrschaft des Talmud zerstoben auch jene dunklen Schatten, welche noch in Heinrich Heine's Erinnerung hereinragten, als er die Stiftung des ersten Judenspitals in Hamburg mit den Versen begrüßte:

> Ein Hospital für arme kranke Juden,
> Für Menschen, welche dreifach elend,
> Behaftet mit den bösen drei Gebresten,
> Mit Armuth, Körperschmerz und Judenthum.

Das schlimmste von den dreien ist das letzte,
Das tausendjährige Familienübel,
Die aus dem Nilthal mitgeschleppte Plage,
Der altägyptisch ungesunde Glaube.

Dünn gesäet sind heute in Deutschland die Talmudisten von jenem Schlage, denen außerhalb ihrer Folianten keine Weisheit und kein Daseinsrecht vorhanden schien, und auch in Polen sterben sie allmälig aus. Die Cultur dringt unwiderstehlich bis in den entlegensten Pferch vor und schafft dem Leben neben neuem Inhalte auch neue Formen. „Bewiesen ist die Sonne, weil sie scheint", sagt Ben Akiba. Das galt für andere Zeiten, nicht für die unsere. Für sie war auch der Talmud bewiesen, weil sie an ihn glaubten. Seit man begonnen, ihn voraussetzungslos zu untersuchen, kommt es zu Tage, daß er ehrwürdiger ist, als seine Widersacher einräumen wollen, aber auch fehlbarer, als seine Erläuterer und Bekenner jemals ahnten; Menschenwerk aus Irrthum und Wahrheit.

Süßkind, der Minnesinger.

Weil er durch die Gedankenlosigkeit des Sammlers in die Manasse'sche Liederhandschrift gerieth, hießen sie ihn einen Minnesinger, den alten grämlichen Süßkind in dem langen wallenden Bart und dem spitzen Hut der Verachtung. Und so wandert er mit einem Ehrennamen, der ihm nicht gebührt, durch alle Literaturbücher, neben Otto von Botenlauben, Friedrich von Husen und Ulrich von Lichtenstein, obgleich er mit ihnen nicht mehr gemein hat als eine Synagoge mit einem gothischen Dom oder ein Rabbi mit einem Troubadour.

Ein Jude war Süßkind gewiß. Der Klang seines Namens überwindet alle Zweifel. Und thäte es dieser nicht, so wären zehn andere Merkmale zur Hand, um seine Herkunft zu erweisen.

Vor Allem seine Gedichte selbst. In einem Augenblicke des Unmuths hadert er:

Ich will mir einen langen Bart
Lassen wachsen mit grauen Haaren,
Und will nach alter Juden Art
Fortan durch's Leben fahren,
In einem Mantel, weit und lang,
Tief unter einem Hute,
Scheu, mit demüthiglichem Gang,
Will singen nicht mehr höf'schen Sang,
Entblößt von der Herren Gute.

Und in der Fabel vom Wolfe schleudert er den Judenverfolgern eine blutige Satire in die Zähne.

18*

Es war ein Wolf, der jammernd sprach:
Was fang' ich, Aermster, an,
Die Leibesnoth ist schuld, daß, ach!
Der Schand' ich nicht entgehen kann.
Zu schlimmem Loos ward ich gezeugt,
Doch ist die Schuld nicht mein.

Und mancher Mann, der hat es gut,
Obgleich voll Lug und List,
Mit sünd'gem Thun und keckem Muth
Er volle Schüsseln ißt,
Und wahrlich vieles Schlimm're thut
Als Raub von Gänselein.

Da ich nicht habe rothes Gold,
Zu zahlen meinen Trank,
Muß rauben, ob ich's gleich nicht wollt';
Doch ziemt dem Falschen wen'ger Dank;
Er schadet mehr, viel mehr, als ich,
Ist arglos nur zum Schein.

Aber auch sonst häufen sich in dem winzigen Nachlaß, der von ihm zurückblieb, die Anklänge, welche seine Abstammung verrathen. Da ist ein Psalm, der hart an den Wortlaut eines mosaischen Gebetes streift und wie eine Uebersetzung klingt:

Herr, König, hochgelobter Gott, wie groß ist deine Macht!
Du leuchtest mit dem Tage und dunkelst mit der Nacht,
Viel Freude hat und Ruhe die Welt von deiner Macht.

Der Hymnus, den er dem Weibe widmet, gemahnt lebhaft an einen Spruch Salomonis.

Es ist des Mannes Krone das reine Weib,
Und ehret er gebührend ihren werthen Leib,
So ist er dreimal selig, der, dem sie ward bescheert.

Endlich läßt das Gedicht auf die Gedankenfreiheit nicht verkennen, wie schwer er unter dem Drucke litt, dem seine jüdischen Glaubens- und Zeitgenossen unterworfen waren, wie er aber andererseits die Gedankenarbeit in den talmudischen Lehrhäusern bewunderte, welche, über alle Pein und Mühsal des Lebens hinweg, den Geist der Gedrückten zum Himmel emportrug.

Man kann zu denken nicht verwehren dem Thoren noch dem Weisen,
Deshalb ist der Gedanke frei, ist frei in allen Lagen.
Er schlüpfet hurtig durch den Stein und schlüpft durch Stahl und Eisen.

Auch die Tracht, in welcher er auf dem Bilde der Manasse'schen Sammlung erscheint, schließt jedes Bedenken aus. Der Bart ist lang und auf dem Haupte trägt er den Trichterhut, den gelben, spitzen, welchen der kanonische Erlaß des dritten Innocenz zum unterscheidenden Abzeichen den Juden bestimmte. Vielleicht sogar deutet der wunderliche Name „Tugendlatwerge", welchen er einem seiner Gedichte gab, darauf hin, daß er der Arzneiwissenschaft ergeben war, der einzigen, welche in jenen Tagen von den Juden mit klingendem und auch mit ideellem Lohn betrieben wurde.

Vielleicht, sage ich. Denn feste Ergebnisse über die Verhältnisse seines Lebens hat Niemand zu Tage gebracht. Nicht die gelehrten Germanisten, welche in hundert Urkunden stöberten, und wenn sie auf den Namen Süßkind stießen, sofort eine hilflose Vermuthung flattern ließen, noch die scharfsinnigen Geschichtsforscher vom Stamme Süßkinds, welche die Jahreszahlen wie Spreu durcheinander warfen, um Lebensdauer und Lebenszeit des Alten zu bestimmen.

Daß er in der Nähe der Stadt Würzburg, am Ufer der fränkischen Saale, heimisch war, wo die Sangeskunst des Mittelalters manche duftige Blüthe getrieben, ist durch den Ortsnamen Trimberg bewiesen, der ihm beigelegt ward. Aber was will es besagen, wenn man in einer Urkunde, kraft welcher ein Haus zu Würzburg seinen Besitzer wechselt, den Namen Süßkind findet, und in einer anderen, welche einen Streit um eben dieses Haus verewigt, neuerdings dem Namen Süßkind begegnet? Darf man aus dem Datum dieser Schriftstücke ohne Weiteres sich die Lebenszeit eines bestimmten Süßkind, desjenigen von Trimberg, herstellen, da doch der Name unter den deutschen Juden viel verbreitet war? Darf man ferner, weil besagter Kleidererlaß des Papstes Innocenz im Jahre 1221 von dem zweiten Friedrich, dem Hohenstaufen, mit Strenge eingeschärft wurde, aus dem Vorsatze Süßkinds, fortan „nach alter Juden Art" in langem Bart und Mantel einherzugehen, den Schluß ziehen, daß er vor dem Jahre 1221 gedichtet haben müsse, da es nach demselben nicht mehr in seiner Wahl stand, anders als „nach alter Juden Art" seines Weges zu wandern?

Mir ist es wahrscheinlicher, daß er, unter dem Drucke der Zeit zusammengebrochen, vielleicht auch unter äußerer Nöthigung, zum Christenthume übergegangen war, eine Weile an den Ritterhöfen seine Liederkunst verwerthet hatte, dann aber, als die Hand der Herren sich nicht mehr freigebig öffnete, in grollendem Unmuthe den Glaubenswechsel bereute.

Ich war auf der Thoren Fahrt
Mit meiner Kunst,
Für die mir nun entzogen ward
Der Herren Gunst.

Es wäre zum mindesten nicht gewagt, so zu vermuthen; denn darüber besteht kein Streit, daß Süßkind die Tage gesehen habe, welche über die Juden im Westen Deutschlands, in Speyer, Worms und Mainz unsäglichen Jammer brachten, in denen ganze Gemeinden, um dem Feuer- oder Wassertode zu entgehen, ihren Glauben abschwören mußten. Es mögen grausame Zeiten gewesen sein, in denen Süßkind den Herrn und König, seinen „hochgelobten Gott" im Stiche lassen mußte, dann wieder, bei dem Regierungsantritte des freisinnigen Hohenstaufen Friedrich II., lichtere Fristen, während welcher man den Ueberläufer sogar an den Ritterhöfen duldete, bis der große Kaiser sich vor dem römischen Priester beugen und dessen Gebote in seinen deutschen Landen selbst verkünden mußte. Da wallte es, denke ich mir, in dem Sänger zornig auf, der als ehemaliger Jude von den Ritterburgen gewiesen wurde; grollende Reue kam über ihn und er beschloß, sich freiwillig des Geleitscheines zu begeben, den ihm der Abfall von seinen unglücklichen Stammesgenossen verschafft hatte, zumal die wachsende Finsterniß der Geister auch über den Renegaten ihre Schatten warf, die Unduldsamkeit auch auf ihn sich erstreckte.

Wer kündet, was in eines Dichters Seele sinnt und webt?

In eines Dichters, der Süßkind von Trimberg zweifellos war. Und wunderbarerweise war. Denn niedriger als in seinen Tagen ist der Bildungsstand der deutschen Juden niemals gewesen, weder vorher, noch nachher. Da blühte in dem Judenpferch keine Wissenschaft, nicht talmudische noch ärztliche, sondern die Furcht kroch durch die dumpfen Hütten und der gemeinste Erwerbssinn beherrschte die

Gemüther. „Von Bari geht die Lehre aus und das Gotteswort von Otranto“, lautete ein Sprüchlein jener Tage, beredtsam genug, um zu verrathen, daß in Deutschland die Juden des Rufes der Gelehrsamkeit und Bildung sich nicht berühmen durften.

Aber wenn auch ein Dichter, ein Minnesinger war Süßkind nicht.

Ein Minnesinger und ein Jude! Es ist, als ob man Schnee und Feuer zusammenthäte. Der Minnesinger ist ein Ritter; er minnt um eine Herrin, der er verstohlen seine Lieder als Boten seiner Liebe sendet, mit deren Farben er ins Turnier hinausreitet, für die er nach dem heiligen Grabe pilgert. Und die Minne selbst? Woher schöpft sie ihre Innigkeit, woher ihre Bilder und Allegorien, ihren Cult? Das Marienlied ist das Muster des Minneliedes, die heilige Jungfrau das Sinnbild der Geliebten. Ein religiöser Zug liegt geheimnißvoll auf dem Grunde. Was hätte der Jude Süßkind mit alledem zu schaffen? Gewiß, auch die Prinzessin Sabbath ist das süße Symbol einer trunkenen Liebe; auch zu ihr flüchtet die Sinnengluth des „Bräutigams“, um einem Bilde zu bekennen, was die Wirklichkeit versagt oder in ihrer Nüchternheit vielleicht nicht verträgt. Aber so weit das christlich-germanische Gemüth von dem semitischen entfernt ist, so sehr unterscheidet sich der Mariencult von dem der Prinzessin Sabbath, so viel liegt zwischen der Inbrunst des Hoheliedes und der deutschen Minne. Licht und heiter ist der Frauendienst der ritterlichen Minnesinger; verzückt und finster der Liebesdrang, dessen Gegenstand Prinzessin Sabbath ist. Eine kecke Sinnlichkeit fluthet durch die Lieder, welche das Gemach der Ritters-frau umtönen; kabbalistische Sinnenlust lodert durch die Liebesmysti der Juden. Von der Liebe Lust und Leid singt der deutsche Minnesinger, vom Sommer und seiner Wonne, vom Winter und seinen Schmerzen; er seufzt über den ewigen Wechsel von Freude und Trauer, von Glück und Ungemach; er nennt sich selbst eine Nachtigall, mit Recht, wie Jacob Grimm hervorhob, weil „in seinem überreichen, nie zu erfassenden Tone jeden Augenblick die alten Schläge in neuen Modulationen wiederkommen“. Was bietet die Liebespoesie der Juden dem Verwandtes? Sie ist voll dunkler Andeutungen, ein Spiel mit Worten, dem die übernächtige Künstelei Bewegung leiht;

es ist die Anbetung einer Vision, nicht eines schönen, weißen Frauenleibes, der Reiz eines Schattens, in den der Sänger geträumte Lüste hineinklügelt.

Unter den wenigen Liederspuren, welche Süßkinds Gedächtniß erhalten haben, ist eine einzige, welche zum Weibe führt, und diese leitet rückwärts zu den Sprüchen Salomo's. Von ihr den Anspruch des jüdischen Poeten auf den Namen eines Minnesingers herzuleiten, wäre ein Widersinn. Süßkind von Trimberg gehört vielmehr in die Reihe der didaktischen Dichter, des Winsbecke und Freidank, welche, am Pulse der Zeit sitzend, in lehrhaftem Tone von moralischen Dingen handeln.

Daß er es überhaupt vermochte und wagte, als Jude des beginnenden dreizehnten Jahrhunderts in deutscher Zunge zu dichten, macht ihn interessant für alle Zeiten, auch wenn der Werth seiner Hinterlassenschaft im kritischen Sinne ein geringerer wäre. Im vorigen Jahrhundert noch galt als Ketzer unter den Juden, wer im Ghetto in deutschen Büchern las, geschweige wer deutsche Bücher schrieb. Und die wenigsten waren es im Stande, bis Moses Mendelssohn den Bann durchbrach, nicht ohne sich selbst denjenigen der Rabbinen zuzuziehen. Ein deutsches Buch — ein christliches Buch, denkt man noch heute in den polnischen und russischen Judengemeinden. Waren die Juden des dreizehnten Jahrhunderts duldsamer? Es ist nicht anzunehmen, sonst fände sich in dem hebräischen Schriftthume, daran es aus den Tagen Süßkinds nicht mangelt, gewiß ein Zeichen, daß man des dichtenden Stammesgenossen sich freute und seine Liedergaben als einen Ruhm Israels betrachtete. Aber es waltet tiefes Schweigen unter den Brüdern Süßkinds; der verdrießliche Geselle wäre mit all' seinem Dichten verschollen, wenn nicht die Manasse'sche Handschrift sein Andenken bewahrt hätte. Ist das am Ende nicht ein Argument für den Abfall des Poeten? Ich warte auf Antwort.

Türkische Juden.

„. . . Ein Vezier, müssen Sie wissen, ein leibhaftiger Vezier," fuhr der Alte fort und strich sich seinen langen weißen Bart. „Joseph Nassi hieß er, und die Großen von Venedig und Frankreich lagen dem Sultan ohne Aufhör in den Ohren, er möchte den verhaßten Juden aus seinem Rathe jagen. Aber der Sultan war ein gerechter Mann. Laßt mir den Joseph in Ruh, sagte er, denn ich schätze und liebe ihn, obgleich sein Aeltervater die Hagar in die Wüste hinausstieß, und wenn er Euch just so sehr im Wege ist, sagte er, so will ich ihn auch noch zum Herzog ernennen und ihm die ganze Insel Naxos zum Geschenk machen. Und das geschah auch, müssen Sie wissen. Ueberhaupt, sage ich Ihnen, haben wir es bei den Türken gut gehabt, denn es ist nun einmal verwandtes Blut in ihnen und wenn Isaak ein Sohn Abrahams war, so war es Ismael nicht minder. Mitunter freilich —" und hier stahl sich meinem Alten ein Seufzer von den Lippen — „ist uns auch unter den Türken das Leben sauer geworden. Aber wir haben auch genug gesündigt, will ich meinen, und weil wir es überall besser haben wollten als die Anderen, deshalb haben wir es überall schlechter gehabt."

Der also zu mir sprach, war ein simpler Vorbeter mit dem sonderbaren Namen Mosche Christ. Die Gemeindegenossen hatten ihm das Appellativum „Christ" wegen seiner freisinnigen Anschauungen in Religionssachen beigelegt. Er galt als ein tiefspuriger Kopf, und da er wegen seiner hohen Jahre nicht mehr wie ein Kanarienvogel trillern konnte — eine Kunstfertigkeit, deren ruhmvolle

Erinnerung seine alten Tage verschönte — so fristete er sich von einem winzigen Gnadengehalte fort, das er durch weise Reden und „gleiche Wörtchen" nach Kräften entgalt.

„Ihr urtheilt, dünkt mich, zu hart, Mosche Christ," unterbrach ich ihn ehrerbietig.

„Zu hart? Laßt gut sein, Ihr seid jung und ich bin alt. Ich bin herumgekommen in der Welt und weiß, wie es in der Synagoge von Berdytschew und in derjenigen von Minsk ausschaut. Wenn ich Gott mit lauter Stimme gebeten habe, er soll uns nach Zion zurückführen aus unserem Jammer in der Fremde, so haben Alle Amen gesagt, vom Aeltesten bis zum Jüngsten, und wenn ich aufgezählt habe unsere Sünden vor Gottes Thron, so haben Alle mit der Faust auf ihre Brust geschlagen, daß man es über die dritte Gasse gehört hat. Aber inwendig haben sie dabei gedacht: wir wollen nicht nach Jerusalem zurück, denn wir haben es gut bei den Fremden und werden es noch besser bekommen; wir haben auch nicht Alles gesündigt, was geschrieben steht, sondern weniger, und Vieles ist gar nicht Sünde, was als solche geschrieben steht. So ist mein schönster Gesang gar nicht einmal hinaufgedrungen bis zu Gottes Thron."

„Es heißt aber gerade, daß die russischen und polnischen Juden am frömmsten sind," warf ich fragend ein.

„Am frömmsten und am hochmüthigsten, wie Ihr wollt. Und am spitzfindigsten dazu. Wenn man zu ihnen sagt: Ihr steckt Eure Nasen zuviel in den Talmud, während Eure Weiber und Töchter verkommen, so antworten sie: Im Talmud steht geschrieben, daß die Lehre von den Kindern der Armen ausgeht. Wenn man sie auslacht, weil sie um den „guten Jüd" herumtanzen, wie einst in der Wüste die Kinder Israel um das goldene Kalb, so erwiedern sie: der „gute Jüd" — hundert Jahr soll er leben! — kommt gleich vor dem Messias, denn es steht geschrieben, daß unsere Verbannung nicht früher enden soll, bis Einer da sein wird, der dem Messias den Weg zu uns ebnet. Und wenn man endlich sie ermahnt, ehrlich zu sein gegen die „Gojim" und nicht mit ihnen zu wuchern, wie es unsere Lehrer anbefehlen, die das Handwerk gepriesen haben und die Schweißtropfen, welche dem Arbeiter von der Stirne rinnen, so antworten sie: Unsere Lehrer haben nicht gewußt, wie unsere

Zukunft sein wird und daß wir Geld, viel Geld brauchen werden, um unseren Verfolgern ihre Feindschaft zu vergelten; unsere Lehrer — sie stehen vor Gottes Thron! — waren zufrieden mit zwei Sandalen und einem einzigen Kittel auf Lebenszeit; sie haben mehr gefastet als gegessen, und mehr gedürstet als getrunken. Aber wir wollen uns eine Schaufel Erde von dem heiligen Boden Jerusalems unter unser letztes Kopfkissen legen lassen, weil wir doch nicht mehr zurückkehren werden in das Land unserer Väter, und eine Schaufel von der heiligen Erde kostet schweres Geld. Wir wollen uns loskaufen von der Sklaverei, und das kostet wiederum vieles Geld. Wir wollen nicht fasten wie unsere Lehrer und nicht dürsten wie sie, deswegen müssen wir schnell uns Reichthümer erwerben, nicht langsam wie der Handwerker und schwer wie der Lastträger. So," fuhr Mosche Christ fort, „reden die polnischen und die russischen Juden. Und zu alledem fügen sie hinzu, es stehe im Talmud geschrieben. Es ist aber nicht wahr, daß es geschrieben steht. „Sie finden," sagte Maimonides, „in den heiligen Schriften hundert Dinge, an welche diese nie gedacht haben." Nur das hätte der Talmud freilich nicht sagen sollen, daß von den Armen die Lehre ausgehe; denn jetzt verachten die Reichen die Lehre, und die Armen verachten den Erwerb."

„Ist das nicht immer so gewesen?" fragte ich wieder.

„Nein, nicht immer und auch nicht überall. In dem Lande, wo die Enkel Ismaels herrschen, ist es heute noch anders. Geht nach Salonich und blickt Euch um unter dem Volke, das an dem Hafen arbeitet. Da werdet Ihr Juden sehen, groß und stark, wie die Kinder Gog Magogs; sie laden die Waaren aus und ein, rudern die Fremden über das Wasser, tragen Lasten auf ihren Schultern und ruhen nicht, bis der Sabbath kommt und die sieben Lichter aus den Fenstern ihrer Hütten sie nach Hause locken. Dann leben sie vierundzwanzig Stunden mit unserem Gott zusammen, und wenn die Frist um ist, kehren sie von neuem zu den Menschen zurück. Sie wollen es nicht besser haben als die Anderen und deshalb haben sie es gut."

„Ihr seid ein kluger Mann, Mosche Christ," spann ich das Zwiegespräch weiter, „warum übersieht Ihr, daß es auch bei uns so anders und um so Vieles besser geworden?"

„Nicht anders und wenig besser,“ gab er zurück. „Sucht jüdische Handwerker und Tagelöhner — wo sind sie? Die Reichen wollen immer noch reicher und schnell reicher werden; die Armen suchen noch immer die Lehre, nur eine andere, die nicht ihre eigene ist.“

„Man reißt sich eben nicht so schnell von einer jahrhundertlangen Vergangenheit los. Wenn man es verlernt hat, hinter dem Pflug herzugehen und die Körner mit eigener Hand auszudreschen, so kehrt man nicht leicht dazu zurück. Nicht leicht und nicht gern.“

Mosche Christ schüttelte zweifelnd den Kopf. „Das ist es nicht,“ sprach er weiter. „Wir dünken uns sehr vornehm und etwas Besonderes wie Alle, die viel gelitten haben. Nun hat das Leiden aufgehört, aber die Vornehmheit ist uns geblieben. Steht Einer auf und schreibt ein kluges Buch oder macht ein schönes Lied, gleich zeigen wir mit Fingern nach ihm und sagen: Das ist gewiß ein Jude. Wenn aber Einer eine schlechte That verübt hat, so fällt es uns niemals ein, zu fragen, ob er ein Jude ist. Das ist der Hochmuth, den wir uns abgewöhnen müssen, und dazu ist es nöthig, daß wir lernen, schwer zu arbeiten, schwer, sag' ich Ihnen.“

„Aber es ist wirklich eine stattliche Anzahl bedeutender Männer, welche die Juden seit einem Jahrhundert in Frankreich, Deutschland und England hervorgebracht haben.“

„Nun, nun, es sind nicht so viele, als Sie glauben, und auch nicht so bedeutende. Der Druck, sagt man, erzeuge Gegendruck. Aber da kommt das Große nicht rein heraus; es ist bald zu demüthig und bald zu trotzig, bald zu selbstlos und bald zu anspruchsvoll.“

„Die Juden wurden überall bedrückt.“

„Von den Enkeln Ismaels nicht, so lange sie nicht selbst den Druck herausforderten.“

Und nun kam Mosche Christ wieder auf das Thema von den türkischen Juden zurück, um mir ein wunderlich gruppirtes, aber liebevolles Bild von denselben zu entwerfen. Und ein ziemlich getreues, wie ich gleich hinzusetzen will. Er erzählte von der Blüthe unter den spanischen Mauren und ein Märchenduft wie aus „Tausend und Eine Nacht“ schwebte über seinem Berichte. Dann jubelte er mit den armen pyrenäischen Judenchristen, denen in Byzanz eine Freistadt sich öffnete vor den Scheiterhaufen der Inquisition. Mit

selbstgefälligem Behagen erwähnte er zum zweitenmale Joseph Nassis, des Veziers, und mit spöttischem Lächeln geißelte er die Pseudo-Messiaden, deren toller Wahnwitz vornehmlich auf orientalischem Boden gedieh. Eine Fülle von Gestalten zog an mir vorüber, Caricaturen und Ideale bunt durch einander, der Grundton des Gemäldes aber war die Lobpreisung der Toleranz, welche die Juden wenigstens niemals bei der Pforte und deren Rathgebern vermißt hätten.

Mosche Christ sprach etwa so:

„Wenn einmal im Abendlande ein Jude zum Volksvertreter gewählt oder zum Professor ernannt wird, so ist namenloser Jubel in ganz Israel. Die Alten verwahren das Zeitungsblatt, worin die Meldung enthalten ist, neben ihrer Pfeife in der hinteren Rocktasche, und ziehen es bei jedem zehnten Schritte hervor, um es im Lehrhause, in der Schenke, auf offenem Markte der lauschenden Jugend zu zeigen. Was ist denn aber Großes dabei? Als die Mauren in Spanien herrschten, hatte jeder Emir einen Juden zum Leibarzte und viele von ihnen hatten Juden zu Ministern. Neben jeder Moschee stand eine Medresse, und neben jeder Synagoge ein Beth Hamidrasch. Mauren saßen zu den Füßen jüdischer und Juden zu den Füßen maurischer Weiser. Edle Poetengestalten wandelten durch die Hallen und hebräische Lieder klangen durch die Gassen. Damals sangen Ibn Gebirol und Jehuda Halevy ihre unsterblichen Weisen, blühte die Weltweisheit bei uns wie niemals zuvor und jemals nachher. Dann kam über die Mauren das Verderben und mit ihnen traf es die Juden. Wißt Ihr etwas von den Marannen? Von diesen Unseligen, welche, um den Flammen zu entgehen, mit den Lippen den fremden Gott bekannten, während sie im Herzen zu Jehovah beteten? Man kann ein Menschenkind nicht mitten entzwei reißen und sagen: die eine Hälfte schwört auf den Nazarener, die andere auf den Herren, der vom Sinai sich offenbarte. Das ist wider die Natur, und weil diesen armen „juden-christlichen" Marannen auf der pyrenäischen Halbinsel bei Strafe der lebendigen Verbrennung eine solche Selbstschändung zugemuthet wurde, deswegen flohen sie insgeheim, die Einen nach Holland, die Anderen nach der Türkei. Unter denen, welche nach Holland kamen, ging ein Stern auf, der noch heute

leuchtet: Baruch Spinoza. Unter denen, welche die Türken gastfreundlich aufnahmen, erglänzte ein anderer: Joseph Nassi, der Vezier.

„Viermalhunderttausend Marannen bettelten in der Fremde um eine Zuflucht. Vielen war das Herz gebrochen, als sie von dannen ziehen sollten, denn die gewaltigen Moscheen und die zierlichen Minarets, welche sie hinter sich ließen, hatten eine zauberische Gewalt über sie gehabt und sie an lichte Tage erinnert, welche ihnen mitten im Exil beschieden gewesen.

„Es war ein Wagniß, nach Stambul zu rudern. Denn unter den Jawanim (Griechen und Slaven) war es einst den Juden recht kläglich ergangen, und die von Salonich haben eine Geschichte, welche blutig ist von Mord und Verfolgung. Aber wider alles Verhoffen ließ man sie ruhig herein. Der Sultan Bajazid wollte ihnen wohl, die Sultane Selim und Soliman nicht minder. Und bald sah man, wie unrecht uns geschieht. Denn wenn nur ein Fünkchen Freiheit uns beschieden wird, so ist uns keine Arbeit zu sauer und kein Ziel zu hoch. Sechsunddreißigtausend jüdische Seelen zählte bald die Gemeinde von Stambul, aus Deutschland, Polen, Spanien und Italien zusammengewürfelt. Und eben so viele siedelten sich in Salonich an. Die Einen brachten Geld mit, die Anderen Kenntnisse, und alle gediehen der neuen Heimath zu großem Nutzen. Einer ihrer Dichter, Samuel Usque, sagte: „Die große Türkei, ein weites und ausgedehntes Meer, hat unser Herr mit dem Stabe seiner Barmherzigkeit geöffnet, damit darin das Mißgeschick Jacobs untergehe. Dort hast du die Pforten der Freiheit und die Stellung auf Gleich und Gleich zur ruhigen Befolgung deines Glaubens alleweil offen. Dort kannst du dein Inneres erneuern, deinen Stand ändern, die Gebräuche abstreifen, falsche Lehrer und Irrthümer verlassen und deine alte Wahrheit wieder in dich aufnehmen." Und Salonich besang dieser nämliche Poet als „eine Mutter des Judenthums". Der Großrabbiner von Konstantinopel hatte Sitz und Stimme im Divan, und neben ihm standen geehrt und angesehen die jüdischen Leibärzte des Serails, deren mancher zugleich als Astronom und Mathematiker sich in die Chronik der Wissenschaft einschrieb.

„Als Joseph Nassi zum Vezier und bald darauf zum Herzog der Cycladen erhoben wurde, war großes Staunen in ganz Europa.

Schier eben so großes, als bei der Kunde, daß die Magnaten in Polen einem Juden die Krone ihres Reiches auf das Haupt gesetzt hätten. Aber die Sache war gar nicht so wunderlich. Es hatte sich eben gezeigt, daß man die Juden, wenn ihnen erst die menschliche Freiheit gelassen würde, zum Vortheile des Gemeinwesens benützen könne. Nassi, der Vezier, war der Urheber des Gedankens, den Venezianern die Insel Cypern abzunehmen, und von dem Handelsgeiste, den die Juden entwickelten, füllten sich die Kassen des muhammedanischen Staates, wie das Ansehen desselben an ihm wuchs. Daher kam es auch, daß Sultan Soliman bei dem Papste Paul eine sehr dringende Fürbitte für die Marannen einlegte, welche, an die italienische Küste verschlagen, von fanatischen Widersachern geplündert und verfolgt wurden.

„Auch muß man nicht meinen, daß nur hie und da aus der Menge ein Einzelner auftauchte, der sich dem gastfreundlichen Staate verdienstlich machte. Die Marannen waren es, welche die Osmanen den Gebrauch des Pulvers und der Feldgeschütze lehrten. Ein deutscher Jude, Salomon Aschkenasi aus Udine, leistete als Diplomat vortreffliche Arbeit. Er war ursprünglich Arzt und als solcher am Königshofe zu Krakau sehr beliebt. Die Wahl des Prinzen von Valois zum Herrscher Polens war sein Werk. Dann gerieth er nach Konstantinopel und erlangte die Gunst des Sultans. Man verwandte ihn als Vermittler zwischen Venedig und Stambul, und so dankbar war ihm die Dogenrepublik für sein uneigennütziges Wirken, daß man beschloß, seine Söhne auf Staatskosten erziehen zu lassen.

„Sogar jüdische Frauen gelangten zu hohen Ehren. Da war eine kluge und arzneikundige Jüdin, Esther Kiera mit Namen, welche an das Bett des Prinzen Selim berufen wurde, als dieser an den Masern erkrankt war. Da ihr die Heilung gelungen war, so nahm sie fortan eine sehr einflußreiche Stellung im Serail ein. Man befragte sie in wichtigen Staatsangelegenheiten und widersprach ihr nicht, so oft sie für erledigte Posten geeignete Werber begünstigte. Ob es wahr ist, daß König Kasimir der Große von Polen die schöne Jüdin Esterka, welche er in einer Marktbude zu Krakau fand, zu seiner Gemahlin erhob, das kann man so bestimmt nicht nachweisen. Aber

Esther Kiera ist kein Phantom. Und auch Grazia Mendez sammt ihrer Tochter Reyna ist es nicht, welche auf ihre eigenen Kosten große jüdische Druckereien in Konstantinopel anlegten und eine Menge eingewanderter Talmudisten an ihrem Vermögen theilnehmen ließen.

„Glaubt aber nicht etwa, daß blos in den beiden Städten Konstantinopel und Salonich die Juden blühten. In Brussa und Safvet, in Smyrna, Damaskus und Kairo erging es ihnen nicht minder gut, und daß man nicht denke, sie hätten ihre Wohlfahrt zu unfruchtbaren Grübeleien und zu ausschließlichem Schacher benützt, so muß man sich gegenwärtig halten, daß die türkischen Juden niemals sich als tiefe Talmudisten hervorthaten. Eher noch gaben sie der Poesie die Ehre. Am meisten aber schätzten sie den redlichen Erwerb, und die schwere Arbeit im Ackerbau und in der Schiffahrt war ihnen kein Greuel.

„Freilich, freilich, das Glück macht übermüthig. Und die Juden sind am ersten geneigt, an seinem Schimmer sich mehr als billig zu erfreuen. Es kam plötzlich wie ein Schwindel über sie, und an allen Ecken und Enden sprangen wüste Schwärmer aus der Erde, welche sich als Messiasse ausgaben. Ich mag sie nicht aufzählen, diese armen Teufel, denn wißt: es ist etwas Trauriges um ein Gehirn, in welchem „böse Geister" ihren Unfug treiben. Es ist bald gesagt: Der ist ein Narr und dieser da ein Betrüger. Was können sie dafür, daß ein Rausch über sie kommt? Aber schmerzlich ist es doch, wenn tiefe Köpfe so jäh auf Abwege gerathen. Da sitzt ein bleicher, hagerer Mann, vertrocknet und entkräftet im andauernden Talmudstudium; seine Augen glühen und seine Hände zittern, aber wie ein Zucken von heimlichem Feuer geht es durch seinen Leib, so oft er seine dunkeln Formeln vor sich hermurmelt. Draußen fluthet heiter das Leben, die Natur strahlt in ihrem Frühlingsgewande und der Himmel ist blau. Der Aermste aber rechnet und rechnet, stellt die Buchstaben in den Wörtern künstlich um, bis er zu wissen meint, wie lang die Arme Jehova's sind, wie viel Meilen weit sein Athem reicht, wie lange er schläft und wann er wacht. Der Schelm ist ein Kabbalist. Schließlich erfaßt ihn ein Taumel, der ihm alle Besonnenheit fortschwemmt. Er beginnt zu tanzen vor Verzückung, sinkt in Ohnmachten vor Müdigkeit, führt unverständliche Redensarten wie

ein Wahnsinniger. Er hat eine Braut gefunden für Jehovah und frohlockt, indem er sie ihm vermählt; er hascht an den Wänden umher nach Schattenbildern, die ihm gute Geister, Lichtstrahlen von Jehovahs Wesen zu sein dünken. Im Orient, wo die Sonne heißer brennt und das Blut stürmischer durch die Adern der Menschen rollt, sind solche Schelme häufiger als im Abendlande. Und auch die Gläubigen sind zahlreicher. Der vermeintliche Zauber hat eine ansteckende Kraft. Wie schnell ist eine Secte gebildet, welche dumm und willig hinter einem solchen Wundermanne herläuft! Das aber ist jedwedes Glaubens Verderbniß, wenn er zersplittert, verunstaltet, gemißbraucht, in eitlen Sectenwahn entartet. Und deshalb bleibt es bei allem Glück, welches dem Judenthume in der Türkei widerfuhr, doch wieder ein namenloses Unglück für dasselbe, daß so viele Schwärmer unter der Sonne des Morgenlandes gediehen. Was wollt Ihr mehr? Ein Mann wie Joseph Karo, gepriesen als tiefster und scharfsinnigster Kenner des Talmud, wurde schließlich Kabbalist, und Gesellen wie Salomon Lurja, Salomon Molcho, Vital Calabrese, die nicht werth waren, ihm die Schuhriemen zu lösen, thronen neben ihm in der Erinnerung des Judenthums, denn die Kabbala macht Alle gleich und Alle gleich bethört.

„Es ist so leicht nicht, dieses Unwesen zu erklären. Das aber scheint sein vornehmster Inhalt zu sein, daß Gott als meßbarer Körper gedacht und jede seiner Bewegungen berechnet und in Zahlen ausgedrückt wird. Daraus ergiebt sich zuletzt eine wunderliche Menschenweisheit, ein Abgrund von unfaßlichen Irrungen. Ein Beispiel diene zur Klarheit. Der Name Jehovahs, aus vier Buchstaben bestehend, darf laut eines talmudischen Verbotes nicht ausgesprochen werden. Er wird im Gebet durch das Wort „Adonai" ersetzt. Da kommt ein Pseudo-Messias und indem er das Herannahen des ewigen Reiches verkündet, spricht er das „Jahweh" vor allem Volke keck und vernehmlich aus. Denn das Verbot, sagt er, hatte blos einen Sinn, so lange die durch Jehovah verkörperte sittliche Weltordnung in Folge der Bedrängniß Israels gestört war. Jeder Buchstabe bedeute eine der Functionen Gottes; da diese letzteren aber in der Zerstreuung nicht zur Ausübung kommen, also die Buchstaben, welche ihre äußeren Zeichen sind, gleichsam auseinandergedrängt wurden, so durften sie

auch nicht im Vereine mit einander ausgesprochen werden. Weil aber der Messias im Anzuge sei und mit ihm die Thätigkeit Gottes wieder in alter Herrlichkeit sich entfalte, so stehe kein Hinderniß mehr im Wege, das „Jahweh" zu sprechen. Das ist eines der harmlosesten Exempel des kabbalistischen Wunderschwindels.

„Die sonderbarste und namhafteste unter den Messias-Figuren der morgenländischen Judenheit war Sabbatai Zwi, ein Zeitgenosse Spinoza's. Er stammte aus Smyrna, war schön von Gestalt und ernsthaften Temperaments. Weil er sich stets schon als Jüngling von seinen Altersgenossen absonderte, mit sich selber Zwiesprache hielt und geflissentlich die Einsamkeit suchte, galt er, kaum zum Manne gereift, bereits als ein apartes Menschenkind. Zu seinem Unglücke fanden sich bald auch müßige Schwätzer, welche ihm zuflüsterten, er sei zu etwas Höherem geboren, und ihn in die mystische Wirrsal der Kabbala einführten. Nun begann das Büßerleben. Zur Winterszeit tauchte er ins Meer hinab, fastete drei Tage in jeder Woche und sang mit einer schönen weichen Stimme, welche ihm die Natur verliehen hatte, traurige Weisen. Den Weibern, die ihm lüsterne Blicke zuwarfen, ging er scheu aus dem Wege. Bald waren allerhand Wundermären über ihn im Schwange. Sein Leib dufte von Wohlgeruch, erzählte man sich, und er sei nicht von dieser Welt, da sich keine Spur von Sinnlichkeit an ihm zeige. Als er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, befand er sich — er wußte selbst nicht warum — inmitten einer großen Anzahl von Jüngern, welche begehrten, von ihm in die Mysterien der Kabbala eingeführt zu werden. Da er, als der Sohn eines wohlhabenden Handelsmaklers, um sein tägliches Brot nicht zu sorgen hatte, so stieg ihm der Hochmuth zu Kopfe. Und eines schönen Tages stand es in ihm fest, daß nur er ganz allein der Messias sein könne, dessen Ankunft die Kabbalisten auf das Jahr 1666 festgesetzt hätten. Aber vorläufig zählte man erst das Jahr 1648 — was thun, um die Frist zu verkürzen? Sabbatai fand ein Mittel; er erklärte, die Erlösungszeit beginne zu tagen.

„So plump die Komödie war, sie fand ihre Bewunderer. Es gibt Zeiten, wo ein ansteckender Stoff in der Luft zu schweben scheint, vor dessen Wirkungen Niemand sicher ist. In dem verständigen Norden sträubt sich das kalte Blut gegen derlei krankhafte Affectionen;

im Süden aber kommt das Temperament dem Miasma auf halbem Wege entgegen.

„Sabbatai's Ruf war schnell bis Konstantinopel und Rom verbreitet. Er zog mit einem zahlreichen Gefolge von Jüngern nach Jerusalem und man huldigte ihm als dem Sohne Davids. Er setzte seinen Triumphzug nach Kairo fort und auch dort sank die Menge anbetend vor ihm nieder. Man erzählte ihm von einer epileptischen Dirne, Namens Sara, welche, von jüdischen Eltern in Polen geboren, aus einem Kloster, in welchem sie festgehalten wurde, entflohen sei; er ließ sie kommen und vermählte sich mit ihr, weil sie schön und klug genug war, um die Lücke seiner Messianität, die sinnliche Anlockung, auszufüllen.

„Aber die Kunde von seinen geräuschvollen Länderfahrten kam allmälig nach Konstantinopel, und der Großsultan ward begierig, den Burschen zu sehen, der gepredigt hatte, er sei der Messias und werde alle weltlichen Reiche, auch dasjenige der Khalifen, zerstören. Sabbatai wurde vor den Padischah citirt. Er machte sich auf den Weg, wie ein Fürst. Als die Juden sahen, daß er sich auch vor dem Khalifen nicht fürchte, war ihr Glauben an seine Messianität entschieden. Und nun begann in Israel, vom Euphrat bis zur Alster und von der Weichsel bis zum Mittelmeere, ein wüstes Bacchanal von Verzückung und Kasteiung, wie es seltsamer sich vielleicht niemals in dem ganzen Bereich der Universalgeschichte wiederholt hat. Tausende von Juden zogen aus aller Welt Enden nach Konstantinopel, um dem Einzug des Messias beizuwohnen. Die Daheimbleibenden fasteten inzwischen, gingen wochenlang nicht zu Bett und badeten im tiefen Schnee. Dann wieder tanzten und sprangen sie frohlockend durch die Gassen, berauschten sich im Wein und versanken in den Schlamm erotischer Excesse. In Salonich wurden siebenhundert Mädchen und Knaben, allesammt unter zwölf Jahren, mit einander verheirathet, denn die noch nicht geborenen Seelen, welche in ihnen ruhten, wollte man so schleunig als möglich Körper werden lassen, damit sie sich ebenfalls der Messias-Epoche erfreuen könnten. Zweifler, welche es wagten, ihre schüchternen Einwendungen gegen Sabbatai's Sendung laut werden zu lassen, wurden gemißhandelt. In Portoferrajo auf der Insel Elba wurde ein armes Schneiderlein plötzlich

von Krämpfen befallen und verkündete Sabbatai's Ankunft. In Hamburg griffen die ältesten Mitglieder der Gemeinde nach den Thorarollen, und sprangen und hüpften mit denselben, wie von der Tarantel gestochen, um die Synagoge herum. In Avignon rüsteten sich sämmtliche Juden zur Wanderung, um für die Reise nach Jerusalem jeden Augenblick bereit zu sein. Eine Sage ging, daß an den Küsten Schottlands ein Schiff mit seidenen Segeln und Tauen erschienen sei, welches von hebräisch redenden Schiffsleuten geführt worden wäre. Ja, selbst Spinoza's christlicher Freund, der gelehrte Heinrich Oldenburg, hatte Mühe, sich dem allgemeinen Wahnwitze zu entziehen.

„Inzwischen erreichte Sabbatai die Dardanellen, nach stürmischer Fahrt, auf welcher er die Wellen bezwungen, erzählten seine Begleiter. Tausende neugieriger Juden und Türken harrten auf dem Landungsplatze. Als er aus dem Schiff gestiegen war, begrüßte ihn der wachhabende Pascha zunächst mit etlichen schallenden Ohrfeigen. Dann ließ er ihn ins Gefängniß werfen. Man behandelte ihn als Staatsgefangenen, mit geziemender Schonung; aber allmälig wurde dem Messias die Kerkerluft widerwärtig, insbesondere, als man ihm kundthat, daß es im Werke sei, ihn wegen wiederholter Majestätsbeleidigung vom Leben zum Tode zu befördern.

„Ich gehe zum Islam über, wenn Ihr mich loslaßt," rief er seinen Gefangenwärtern zu. Und diese meinten, dies sei in der That der beste Abschluß der burlesken Messiade. Mit großer Feierlichkeit erfolgte sein Uebertritt. Er hat später auch noch, hinter dem Turban verborgen, danach gestrebt, seine Komödie fortzusetzen. Aber wie Wellen vor der Ebbe verliefen sich die Schaaren seiner Anhänger und als er im Jahre 1676 starb, war er schon längst verschollen.

„Der Sectenhäuptling war todt, aber die Secte bestand fort, und heute noch gibt es in Polen und in der Türkei Juden, auf welche man geheimnißvoll mit den Fingern zeigt; es sind Sabbatianer.

„Sieben Jahre nach Sabbatai's Tode begann die Wendung, in deren Folge die Türkei von dem Gipfel ihrer Macht herunterglitt. Seitdem ist manchmal auch den Juden, welche unter dem Halbmond

wohnen, das Leben zur Qual gemacht worden. Aber nicht der Staat bedrückte sie und auch nicht der fremde Glaube. Nur geldlüsterne Provinzpaschas waren es, die sie aussogen, und, wenn sie von Opfern erschöpft waren, blutig peinigten. Wenn die öffentliche Ordnung sich lockert, so sind es überall zuerst die Juden, denen die Mißwirthschaft fühlbar wird.

„Das letztemal, als von den türkischen Juden eine Kunde durch die Welt ging, war es ein trauriger Anlaß. Von Damaskus ertönte ihr Hilfeschrei. Mehemed Ali, der gewaltthätige und schlaue Aegypter, ließ etliche Schufte gewähren, welche die Fabeln von dem Genuß des Christenblutes wieder aufwärmten und furchtbare Judenhetzen veranstalteten. Europa that, als ob es sich der Verfolgten annähme, aber es that nur so. Schließlich war es doch nur der zartsinnige Sultan Abdul Medschid, welcher dem Greuel ein Ende setzte. Aber gerechtigkeitshalber muß man sagen, daß es nicht Türken waren, welche den blutigen Skandal anzettelten, sondern einige nichtsnutzige Individuen, welche das Abendland ausgespieen hatte.

„Ihr seht nun, daß die Juden sich über die Türken nicht zu beschweren haben. Man sperrte sie daselbst niemals von der Berührung mit den übrigen Menschenkindern ab, denn in der Türkei war das Ghetto eine unbekannte Sache. Als noch im Jahre 1516 die Republik Venedig ihren jüdischen Bewohnern einen abgesonderten Pferch anwies, genoß Israel bei den Ismaeliten eine wohlwollende und duldsame Gastfreundschaft. Auch die äußerliche Demüthigung wurde ihnen erspart, denn man zwang sie nicht, mit dem Radfleck auf dem Gewande und dem gelben Spitzhut auf dem Haupte durch die Gassen zu schreiten, sowenig, als man ihnen jemals in Stambul oder Salonich auf offenem Markte den Talmud verbrannte. Sie gaben und empfingen, wie es die Menschenliebe befiehlt, nicht der finstere Glaubenshaß.“

* * *

Mosche Christ war fertig mit seiner Erzählung. Ich hatte ihn nicht unterbrochen und blieb auch nach deren Beendigung still und nachdenklich. Wenn Alles, was der alte Vorsänger mir be-

richtet hatte — und ich habe ihn nur verdeutscht — in der That der geschichtlichen Wahrheit entsprach, so lohnte es sich, danach zu forschen, weshalb das Schicksal der Juden in der Türkei sich um so viel günstiger gestaltet hat, als in dem unzweifelhaft humaneren Abendlande.

Es ist gewiß, daß das Beste und Tiefsinnigste am Koran von jüdischen Mitarbeitern Mohammeds herstammt. Aber Mohammed war, wenigstens in seinen alten Tagen, kein Freund der Juden. Sein Beispiel also hat den Khalifen schwerlich die Duldsamkeit gelehrt. Woher aber sonst die merkwürdige Erscheinung? Haben die Juden mehr Haß im Abendlande verdient als im Morgenlande? Gewiß nicht; wenigstens so lange nicht, als der Talmud die gemeinsame Richtschnur ihrer Lebensführung war. Sie machten sich nirgends als aufdringliche Proselytenmacher widerwärtig, denn im Talmud steht: „Verpflanze dein Mißtrauen gegen Proselyten bis auf deren zehnte Generation.“ Sie mißbrauchten auch nirgends durch staatsfeindliche Umtriebe die Gastlichkeit. „Fördert das Wohl der Stadt, in welcher ihr lebt,“ gebietet der Talmud, indem er hinzufügt, die Landesgesetze seien für den Juden, wo immer er sei, nicht minder bindend als die eigenen Gesetze. Wodurch aber fielen sie dennoch dem Hasse der Völker anheim? Man ist geneigt, der Racenverschiedenheit einen verderblichen Einfluß zuzuschreiben. Und in der That, ein Blick auf die Wohlfahrt Israels in der Türkei bekräftigt diese Meinung. Aber es ist, wie mich dünkt, nicht genug an diesem Argumente. Die Glaubensverschiedenheit bietet ebenfalls nur eine theilweise Erklärung. Sie hatte wenigstens in dem Verkehr zwischen Türken und Juden den Haß und Fanatismus nicht zur Folge, wenn sie auch in den germanischen und romanischen Ländern, von der Geistlichkeit ausgebeutet, in der Weltgeschichte die blutigsten Schandmale aufrichtete und auch in Polen der Toleranz auf die Fersen trat, seitdem in Krakau und Warschau die Jesuitenrobe unter dem Hofstaat figurirte. Das mißleitete Nationalgefühl war es, welches Scheiterhaufen aufschichtete und Synagogen anzündete in jenen Tagen, in welchen es durch die Bildung noch nicht gezügelt war. Die Türken empfinden sich nicht als Nation, sondern als Glaubensgemeinschaft.

Die Juden sind keine Nation. Deshalb fehlten zwischen beiden die Anlässe zu feindseliger Reibung. Wo Nationalität und Glaube mit einander ringen, verhüllt der Genius der Menschheit sein Haupt, denn nur die Gewalt kann in diesem Kampfe entscheiden. Zwischen Glaube und Glaube richtet, wenn nicht ruchlose Hände die Flammen schüren, die Liebe.

Rabbi Saul, der König.

In der königlichen Republik Polen herrschte wieder einmal die blanke Verwirrung. Stephan Bathory, der wackere Siebenbürger auf dem Throne der Piasten, war gestorben, und fünf Bewerber langten gleichzeitig nach dem herrenlos gewordenen Scepter. Darunter waren zwei Erzherzöge aus dem Hause Habsburg, welche mit klingendem Golde um die Stimmen der Wähler buhlten, ein schwedischer Königssohn, der auf die Macht der Sympathien, und der russische Czar, welcher auf diejenige der örtlichen Nachbarschaft zählte; endlich ein Herzog von Ferrara, der zwar weder Geld noch Sympathien besaß, sich aber auch ohne diese und jenes für den polnischen Königsthron gut genug erachtete. Auch zwei polnische Edelleute waren von einem schüchternen Anhange als Werber verkündigt worden; doch da hatte sich entrüstet ein Magnatlein erhoben und seinen stimmberechtigten Landsleuten zugedonnert: „Wenn Euch Jedweder passend dünkt, um auf seinem Schädel die Krone Polens zu tragen, so schlage ich Euch meinen Kutscher als König vor!" Und so sehr hatte dieses Argument den Parteien eingeleuchtet, daß sie, ohne zu widersprechen, ihre beiden Heimathsgenossen von der Liste der Candidaten streichen ließen.

Es war ein wunderlicher Zustand, diese Zwischenregierung des Jahres 1587. Die Großpolen standen zu dem schwedischen, die Kleinpolen spalteten sich für die beiden österreichischen Prinzen; die Litthauer arbeiteten im Dienste des Czaren. Im Grunde aber war

diese geräuschvolle Königssuche blos ein Vorwand, hinter welchem sich eine erbitterte Familienfehde verbarg. Der Kanzler des Reiches, Johann Zamojski, führte auf der einen, die vier Brüder Zborowski leiteten auf der anderen Seite die widerstrebenden Elemente. Hie Schweden, hie Oesterreich! lautete der Schlachtruf, sein Sinn aber bedeutete eigentlich: Hie Zamojski, hie Zborowski! Die Litthauer, obzwar ohne die geringste Hoffnung zu siegen, vermehrten aus angeborener Ränkesucht die Wirrniß, indem sie, von der Familie der Radziwyls gelenkt, auch für ihren Theil den Namen eines Candidaten in den Wahlkampf hineinbrüllten.

Auf den 18. August 1587 war die Entscheidung angesetzt. Die Parteien erschienen bewaffnet auf der Wahlstatt, weil sie einander mißtrauten, und bezogen, jede für sich, ein befestigtes Lager. Die Weichsel trennte sie. Dann kamen die Sendboten der Bewerber nach der Reihe zum Worte. Als der Bischof von Olmütz in salbungsvoller Rede zu Gunsten eines der österreichischen Prinzen sprach und eine Morgengabe von achtmalhunderttausend Goldgulden dem mageren polnischen Staatsschatze verhieß, da ging es wie lüsternes Wetterleuchten über die struppigen Gesichter der Landboten; solch eine Summe hatte mancher unter ihnen auf seiner spröden Scholle noch nicht einmal bei Namen nennen gehört. Als darauf der Sprecher des Czaren mit keckem Machtgefühl seine Worte setzte und im Auftrage seines Herrschers begehrte, daß die königliche Republik sich willig einverleibe und unterordne dem moskowitischen Großfürstenthume, da bäumten sich die kleinen Habenichtse und dröhnten ihr „Nein“ mit dem Löwenmuthe unbestochener Freiheitslust. Als aber endlich der skandinavische Reichsrathsgraf Erich Sparre die Tugenden seines schwedischen Prinzen mit üppigen Farben, doch ohne den Metallglanz klingender Verheißungen, den stechenden Augen der Landboten vormalte, da erreichte der Tumult seinen Gipfel. „Er ist ein Deutscher!“ rief man in der einen — „ein Protestant!“ in einer anderen Ecke. „Nein,“ hallte es zurück, „er ist ein Jagellone!“ und dazwischen: „ein Neffe der Königin Anna!“ „Aber er ist ohnmächtig!“ brauste es weiter. „Oho, er führt uns bis an das Meer!“ „Was gilt uns das Meer? wir wollen ihn nicht!“ „Ja!“ „Nein!“ So tobten die Rufe mit stürmischer Heftigkeit;

zur Wahl jedoch kam es nicht. Grollend und erbittert zog man sich in die verschiedenen Lager zurück, in den „Generalconvent" hier, in den „schwarzen Kreis" dort. Wider alles Herkommen mußte die Entscheidung über die hereinbrechende Nacht verschoben werden, indessen Christoph Nicolaus Radziwyl, des Reiches Castellan, zwischen den Parteien einherschlich, die Gemüther mit kluger Rede beschwichtigte oder überlistete, bald zum Beharren und bald zur Nachgiebigkeit rieth und das Morgengrauen des 19. August mit der Gewißheit begrüßte, daß am Ende doch eine Mehrheit sich finden würde, um das Diadem der Piasten und Jagellonen einem der Bewerber zuzusprechen.

In diese Nacht, welche der Wahl des Schwedenprinzen Sigismund voranging, ist eine jüdische Familiensage hineingedichtet worden, nach deren geschichtlichem Kern die ernste Forschung bisher vergeblich ausspähte. Ein armseliger Jude, Rabbi Saul aus Litthauisch-Brzesc, soll während derselben die polnische Königskrone getragen und seine flüchtige Herrlichkeit benützt haben, um allerhand judenfreundliche Gesetze in den Codex der Republik hineinzuschreiben. Er sei Nicolaus Christoph Radziwyls „Hausjude" gewesen und zur Königswahl nach Warschau mitgezogen. Da aber die Stimmen sich nicht einigen konnten und der Wahltag gleichwol nicht enden durfte, ohne zur Ausrufung eines Königs geführt zu haben, so sei Radziwyl auf den Einfall gerathen, seinen harmlosen Factor Rabbi Saul als Herrscher für diese Nacht vorzuschlagen und alle Landboten hätten in seinen Ruf: „Es lebe König Saul!" eingestimmt, zumal der Factor durch sein anstelliges Wesen und seine klugen Rathschläge bei Allen beliebt gewesen. Dann hätte man ihn auf den Thron gesetzt, ihm feierlichst gehuldigt und die ganze Nacht gejubelt, bis das Frühroth am Himmelssaume erschien und Saul wieder hinabsteigen mußte in seine alte Dunkelheit. Er sei aber ob dieser unerhörten Ehre nicht hochfahrend geworden, sondern fromm und demüthig geblieben sein Lebelang, und sein Geschlecht hätte sich vermehrt und fortgeblüht, als ein königliches in der Nähe und Ferne, von allen Juden des Erdballs angestaunt.

Die Nachkommen Rabbi Sauls, welcher von jenem Ereignisse den Familiennamen „Wahl" behielt, zerstreuten sich nach Ost und

West, und mit ihnen zog die Königstradition, bis einer von seinen Enkeln, dessen Wanderschaft in Ansbach endete, im Jahre 1734 seinem Sohne die Geschichte zur ewigen Erinnerung aufschrieb. Man begegnet ihr an hundert Orten und sie wird mit Inbrunst festgehalten von Allen, welche von dem jüdischen „Nachtkönige" herzustammen glauben. Drei Kronen erklärt der Talmud als die höchsten Güter: die Kronen des Königthums, der Wissenschaft und des guten Rufes, und nirgends vielleicht hat die Ehrfurcht vor dem Königthum so unbegrenzte Ausdehnung wie in der Lebensregel des orthodoxen Judenthums. Nimmt man hiezu die Familieninnigkeit, welche unter den Juden waltet, so begreift man, mit welchem Stolze Rabbi Sauls Nachkommenschaft die Sage von seiner Königskrönung fortpflanzte, und mit welcher ersterbenden Bewunderung die übrigen Juden zu diesen begnadeten Königsenkeln emporblickten, deren Aeltervater es beschieden war, in der „Verbannung" mit einer Krone sein Haupt zu schmücken.

Und es ist nicht zu leugnen, die Sage ist sinnig und schön; Rabbi Sauls Nachkommen, welche bis heute nicht ausgestorben sind, haben recht, sich ihrer zu rühmen. Es ist aber eine andere Frage, ob ihr eine geschichtliche Beglaubigung beiwohnt, und wenn ich Alles erwäge und prüfe, womit sie sich legitimirt, so kann ich in der That nicht behaupten, daß sie echt historischer Momente durchweg entrathe. Im Gegentheil, es trifft so Vieles zusammen, um ihr mindestens einen starken Schimmer von Thatsächlichkeit zu leihen, daß ich geneigt bin, zu glauben, Rabbi Saul, der Factor und Hausjude Christoph Nicolaus Radziwyls, sei wirklich für eine einzige Nacht der König von Polen gewesen, wenn ich gleich nicht zu entscheiden vermag, welchem Umstande er diese Gunst verdankte.

Der Israelit in Ansbach, welcher im Jahre 1734 seinem Sohne die Geschichte von der Königsherrlichkeit seines Urgroßvaters aufzeichnete, besaß schwerlich eine Ahnung von der Beschreibung einer Kreuzfahrt, welche Nicolaus Christoph Radziwyl unter dem Titel „Peregrinatio Hierosolymitana" im Jahre 1601 veröffentlicht hatte. Er erzählte nach mündlicher Ueberlieferung schlicht und treuherzig, wie die Oxforder Handschrift beweist, in welcher sein Bericht

bis heute aufbewahrt blieb, während Nicolaus Christoph Radziwyl, der schriftstellernde Magnat, mit vergleichsweiser Kunstmäßigkeit zwar nicht die Nachricht über die Königswahl Rabbi Sauls, aber etliche Züge aus der Vorgeschichte des Ereignisses in seiner Reisebeschreibung niederlegte, welche die Wahrhaftigkeit des Ansbachers schlagend bestätigen.

Rabbi Saul stammte nicht aus Polen, sondern aus Italien. Sein Vater Juda war Rabbiner in Padua. Als er unter des letzteren Anleitung sich ein genügendes talmudisches Wissen angeeignet hatte, zog er in die Welt hinaus, von einem „Beth-Hamidrasch" (Lehrhaus) in das andere, bis er in der fernen litthauischen Stadt Brzesc hängen blieb und daselbst die Tochter des David Drucker heirathete, mit welcher er sich kümmerlich ernährte. Eben um jene Zeit unternahm Christoph Nicolaus Radziwyl in Folge eines Gelübdes seine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande. Auf der Rückreise wurde er unweit von Pescara in Italien von Räubern überfallen und aller seiner Habseligkeiten beraubt. In dieser Noth wendete er sich an einen Juden, um bei demselben eine Kapsel mit einem Agnus Dei und einem in Diamanten eingefaßten Stücklein vom heiligen Kreuz zu verpfänden. Der Jude lieh ihm hundert Kronen. Aber dieser Betrag reichte gerade aus, um Zeche und Geleite zu bezahlen, und die Noth begann von neuem. Da verfügte sich Radziwyl nochmals zu dem Juden, und dieser gab diesmal, ohne auf ein Pfand zu bestehen, weitere hundert Kronen her; er begnügte sich damit, in die päpstlichen Geleitsbriefe und die Wechsel Einsicht zu erhalten, welche der Borger mit sich führte.

Also erzählt Radziwyl in seiner „Peregrinatio Hierosolymitana". Rabbi Sauls Urenkel in Ansbach berichtet, Radziwyl habe sich geschämt, den italienischen Großen seine Geldesnoth zu enthüllen, und darum den Rabbiner von Padua aufgesucht, um dessen Rath in Anspruch zu nehmen. Rabbi Juda habe, da er den Namen Radziwyl vernommen, nicht gesäumt, dem fremden Fürsten sein eigenes Vermögen zur Verfügung zu stellen, und von dieser Dienstwilligkeit sei Nicolaus Christoph so gerührt worden, daß er

den Rabbi fragte: „Womit kann ich Dir Dein Vertrauen vergelten?“ Da hätte denn der Rabbi von Padua erwidert: „Ich habe einen Sohn, Namens Saul, der lebt in Litthauisch-Brzesc; fühlst Du das Bedürfniß des Dankes, so übe ihn an diesem, wenn Du in Deine Heimath zurückgekehrt bist.“ „Und der Fürst,“ fährt die Oxforder Handschrift fort, „schrieb sich den Namen des Sohnes und seines Aufenthaltsortes auf, und als er wohlbehalten nach Hause angekommen war, fragte er nach Saul, dem Sohn des Rabbi Juda. Als dieser vor den Fürsten trat und von ihm als sehr weise befunden wurde, zog der Fürst ihn auf alle mögliche Weise an sich, erwies ihm allerlei Wohlthaten und rühmte ihn sehr vor allen Edelleuten, bis er ihn sehr groß machte und ihn sehr liebte. Saul war so sehr der Liebling des hohen Adels und fand soviel Gunst in den Augen desselben, daß die Edelleute am Tage der Königswahl, als sie sich nicht einigen konnten und damit der festgesetzte Tag nicht ohne Erfolg vorübergehe, übereinstimmten, die Königswürde dem Saul einstweilen zu übergeben, und sie nannten ihn Saul Wahl, um anzudeuten, daß er zum König gewählt sei. Alles dieses hörte ich von meinem Vater.“

Es ist klar, daß ein fester geschichtlicher Kern diesem wunderlichen Sagengespinnste in der That zu Grunde liegen muß. Denn so erfindsam ist auch die lebhafteste Phantasie nicht, um in Ansbach nach einem Zwischenraume von hunderteinunddreißig Jahren ein Märchen auszudenken, das einst ein litthauischer Magnat als eigenes Erlebniß seinen Zeitgenossen erzählte. Der deutsche Urenkel Rabbi Sauls hatte doch schwerlich die „Peregrinatio Hierosolymitana“ Christoph Nicolaus Radziwyls gelesen. Wenn dennoch die historische Kritik, soweit sie der Sache ihre Aufmerksamkeit geschenkt hat, sich an Einzelheiten klammerte, um die Glaubhaftigkeit dieser Sage zu bestreiten, so that sie es, weil es allerdings einem tollen Scherze der Weltgeschichte gleichzukommen scheint, daß ein armer Hebräer, wenngleich nur für eine einzige Nacht, seinen Kaftan mit dem polnischen Königsmantel vertauschte. Was ist nun eigentlich gegen die Ueberlieferung eingewendet worden? Für's Erste, daß Nicolaus Christoph Radziwyl nicht Vicekönig von Polen war, wie die Oxforder Handschrift behauptet; für's Zweite, daß die „Peregrinatio Hierosoly-

mitana“ bei dem Handel mit dem Juden nirgends die Stadt Padua erwähnt; für's Dritte, daß Radziwyl bei der Königswahl des Jahres 1587 keine hervorragende Rolle spielte, und für's Vierte endlich die Unwahrscheinlichkeit der Erzählung überhaupt.

Sind diese Gründe zureichend, um die Sage von Rabbi Saul dem König ganz und gar ihres historischen Rahmens zu entkleiden? Schwerlich. Es ist ein mißliches Ding, das feine Gewebe einer Sage mit dem kritischen Secirmesser zu zerlegen, anstatt behutsam der Verschlingung seiner Fäden nachzuspüren. Aus dem Herzog Nicolaus Christoph Radziwyl kann die mündliche Tradition ohne irgend eine Absicht der Fälschung einen „Vicekönig“ gemacht haben und die Verschweigung der Stadt Padua in der „Peregrinatio“ ist nebensächlich, zumal Rabbi Juda nicht blos in Padua, sondern auch in Venedig auf dem „Thron der Lehre“ saß. Von Venedig aber redet Radziwyl in der Leidenschronik seiner Geldverlegenheiten zu wiederholten Malen. Daß der Castellan bei den Wahlkämpfen im August 1587 nicht in den Vordergrund trat, ist eine willkürliche Behauptung. Aber wäre dies auch der Fall gewesen, so bleibt zu erwägen, daß es sich nach dem Eingeständniß der Sage um einen Nothact handelte, zu welchem Radziwyl blos den Anstoß gab, weil eben Rabbi Saul sein „Hausjude“ war, und die übrigen Landboten gern ihre Hand boten, da sie kein anderes Mittel wußten, um aus der Calamität eines zwecklosen Wahltages herauszukommen. Insbesondere ist zu bedenken, daß Johann Zamojski, der Kanzler, von altem Wohlwollen gegen die Familie des Rabbi Saul erfüllt sein mochte, da auch er einst in Padua gelebt hatte und sogar infolge seiner Dissertationsschrift „über den römischen Senat“ zum Rector der dortigen Hochschule erwählt worden war. Widerspricht es der Möglichkeit, daß Zamojski in jenen Tagen mit Sauls Vater, dem Rabbi Juda, verkehrt und ihm ein freundliches Andenken bewahrt hatte, welches sich nun auf Radziwyls Hausfactor übertrug?

Man staunt, daß es ein Jude gewesen, um dessen Schultern die polnischen Großen den Purpurmantel auch nur für eine einzige Stunde geduldet hätten. Aber gerade in diesem Umstande finde ich ein Zeugniß der Wahrheit. Einen Polen hätten die erregten Land=

boten nimmer, nicht einmal für eine Secunde, auf dem Throne gelitten. Woher sollte er auch genommen werden, wenn nicht aus den Parteien, die eifersüchtig und mit den Waffen in der Hand einander beobachteten? Und wäre es in der That blos ein „Kutscher“ gewesen, so gehörte er einem Herrn und dieser Herr wiederum zu einer der Parteien. Da war der Jude am Ende der harmloseste Lückenbüßer. Nirgends sonst freilich wäre der seltsame Casus möglich gewesen; aber gerade in jenen Tagen übte die polnische Republik gegen die Juden eine Duldsamkeit, die anderswo kaum in den Anfängen unseres gegenwärtigen Jahrhunderts zum Durchbruche kam. Das freundliche Statut des vierten Kasimir, welches zum erstenmale den Mord an Juden mit der Todesstrafe ahndete, wirkte noch fort; ein jüdischer Leibarzt war es, dessen diplomatischer Hilfe sowohl Heinrich von Valois als Stephan Bathory die polnische Königskrone verdankten; ein Vorsteher der Posener Judengemeinde, Simon Günzburg mit Namen, sprach mit im Rathe der Könige, und Bona, die welsche Prinzessin auf dem polnischen Throne, umgab sich gerne mit klugäugigen Hebräern. Der päpstliche Legat Commendoni berichtete mit widerwilliger Bewunderung von der Blüthe der polnischen Juden, die ungehindert Viehzucht und Ackerbau trieben, als Handwerker alle ihre christlichen Zunftgenossen überflügelten, als Kaufleute bis nach Danzig im Norden und bis nach Byzanz im Süden lebhafte Handelsbeziehungen pflegten, vor allen Dingen aber Geld besaßen, dieses klingende Universalmittel, dessen Wirkung König wie Starost mit gleicher Wollust verspürten.

Diese Zustände muß man im Auge behalten, wenn man die Sage von dem nächtigen Königthume Rabbi Sauls in ein historisches Licht rücken will. Zu gewaltsamer Auskunft ist keine Veranlassung. Und doch haben ernste Forscher zu geschraubten Deutungen ihre Zuflucht genommen. Radziwyl, meinte der Eine, hätte gewettet, daß er bis zum Abende des ersten Wahltages einen König herschaffen würde, und als die Sonne sich neigte über dem ergebnißlosen Wirrsal, da sei er mit seinem „Hausjuden“ herangeschritten und spottend wäre der Ruf ertönt: „Ist das dein König? Her mit ihm! Es lebe Saul, der König von Polen!“ Ein Anderer dachte sich die

erregten Parteimänner bei Trunk und Gelage, scherzend und lachend, im Rausche des armen Juden höhnend, indem sie mit ihm einen Mummenschanz aufführten und ihn in ihrer Ausgelassenheit zum Herrscher ausriefen. So sei die wunderliche Familienmähr entstanden. Wozu dies Alles? Und warum der scharfsinnige Apparat, wenn die simple Sage mit einfacheren Mitteln auf die Wahrheit zurückgeführt werden kann? Radziwyl sendete, als der Tag sich fruchtlos neigte, den klugen Saul, die spröden Stimmen zu bearbeiten. Aber die Parteien rührten sich nicht vom Fleck; nicht für den Schweden noch für die Oesterreicher oder den Russen war eine Mehrheit zu erzielen; ein polnischer Bewerber hätte den Widerstand Aller hervorgerufen, denn wer stand dafür ein, daß er bei dem Grauen des nächsten Tages von dem Throne herabsteigen, und wenn er es thäte, ob er inzwischen seine Macht nicht nützen würde, um seiner Partei den Sieg vorzubereiten? Da tauchte der Gedanke auf, einstweilen eine Puppe in den Purpurmantel zu stecken, den Factor Radziwyls, bis aus neuerlicher Wahl der wirkliche König hervorgegangen. Was war damit verloren? Nichts. Der Jude mochte dreist einige Toleranzedicte für seine Glaubensgenossen erlassen; die Duldung war ohnehin in den Gesetzen verbürgt. Dagegen war, wenn auch blos für etliche Stunden, eine Frist gewonnen und darüber noch die Dankbarkeit der unerhört geschmeichelten Hebräer, in deren Truhen mancher Starost die Bedingungen seiner Wohlfahrt geborgen wußte. Radziwyl sträubte sich nicht und auch Zamojski ließ sich bestimmen; die Brüder Zborowski aber mochten knirschen und mit den Füßen stampfen; sie waren ohnmächtig im Angesichte der Mehrheit. So ward der Jude Saul aus Brzesc-Litewsk, der Sohn des Rabbiners von Padua, zum „Nachtkönige", zu einem „gemalten Könige in abstracto", wie einst Stephan Bathory seine Vorgänger im versammelten Reichstage genannt hatte. Am Abend des 18. August 1587 begann seine Herrlichkeit, am Morgen des 19. August ging sie zu Ende, um noch desselbigen Tages dem Schwedenprinzen Sigismund anheimzufallen.

In Israel aber herrschte Staunen und demüthige Freude. Anderthalb Jahrtausende währte nun die Wanderschaft und Bedrückung, der Tod an der Landstraße. Die Krone der Lehre hatten

sich unzählige der Ahasveriden erworben; zum erstenmale war auch diejenige der Herrschaft wieder auf ein jüdisches Haupt gesetzt worden. Glückliche Nachkommen Rabbi Sauls, die in die Jahrhunderte den Traum mit sich hinaustragen durften von Einem, der ihres Blutes gewesen und einer Krone gewürdigt worden war! Waren es Söhne, Enkel, Urenkel, so drängte man sich auf tausend Meilen an sie heran, um ihnen die reichsten Mädchen in Israel zur Ehe anzubieten; waren es Töchter und Enkelinnen, so galt keine Gelehrsamkeit zu groß, kein Ruhm zu glänzend, um ihnen zu Füßen gelegt zu werden. Denn was war ehrwürdiger als das „königliche Geblüt"? Und was verdienstlicher, im Segen fortwirkender als die Gottesgunst, welche sich über Rabbi Saul's gebenedeites Haupt in jener Nacht ergossen?

Man forscht nach der geheimnißvollen Ursache, welche den Zusammenhang unter den Juden so sturm- und wetterfest gemacht hat, daß kein Leid und kein Unheil ihn zu lockern vermochte. Ich weiß deren zwei: die Ehrfurcht vor dem Talmud und den Familiensinn. Der Reichthum und Alles, was ihn förderte, war dem strenggläubigen Juden niemals Zweck, sondern Mittel. Besaß er Schätze, so wußte er ihnen keine bessere Verwendung, als diejenige zum Besten der Lehre; da wanderte er hinaus, nach einem weltkundigen Jünger derselben zu suchen, und wenn er ihn gefunden, so bot er ihm demüthig seine Tochter und mit ihr seinen Reichthum. Die Familie, welche unter ihren Mitgliedern die zahlreichsten Rabbiner aufwies, war auch die vornehmste. Hatte er aber Söhne, so spähte er unter den Töchtern der Talmudlehrer umher, um sie für jene als Gattinnen zu gewinnen, denn auch so übertrug sich der Ruhm auf sein Haus. Und nun gar die Kinder eines Königs, eines jüdischen Königs in der Zerstreuung! Wo war in Israel ein Uebermaß des Stolzes, das nicht vor diesem Glanze scheu verblich?

In England, Polen und Deutschland wandelt durch manches Judenhaus noch heute das Andenken Rabbi Saul's, des Königs, gehütet und sauber gehalten wie ein Heiligthum. Man zeigt dir mit strahlendem Angesichte die Ahnentafel und an deren Spitze in

schimmernden Lettern die Namen Saul's, des Factors von Brzesc-Litewsk, und seines Weibes, der beneideten Tochter des gesegneten David Drucker. Und das Auge wird dir feucht vor so kindlich stolzer Pietät und du möchtest sie im Gedichte feiern, wenn nicht schon ein Besserer als du, der wackere Bernstein, ein herrliches Poem ersonnen hätte auf die schöne Familiensage von Rabbi Saul, dem König, ein dichterisches Cabinetsstück, genannt „Mendel Gibbor".

Ein Messias des 18. Jahrhunderts.

Den Gemeinplatz von den Gegensätzen, welche einander berühren, verwendet man nicht gern mehr als Maßstab geschichtlicher Beurtheilung. Er erklärt die mechanischen Beziehungen zwischen Menschen und Ereignissen, nicht den inneren Zusammenhang der Dinge. Dennoch wird man nicht umhin können, in Zeiten, wo sich eine bestimmte geistige Richtung scharf und anspruchsvoll zur Geltung bringt, auch deren Widerspiel in's Auge zu fassen und der Betrachtung zu unterziehen. Daß maßloser Luxus und nackteste Armuth, feinste Bildung und barbarische Rohheit, wilder Fanatismus und schleichende Heuchelei oft neben- und miteinander gehen, ist eine Wahrnehmung, die nicht mehr ausgesprochen zu werden braucht, und daß es besonders die Culminations- und Wendepunkte in der Entwickelung der Weltgeschichte sind, wo die Gegensätze chaotisch wie in einem Hexenkessel durch einander wirbeln, beweist Griechenlands und Roms Verfall, beweisen die italienischen Städterepubliken des Mittelalters und vorzugsweise das 18. Jahrhundert, jene krampfhafte Krise im Wandelproceß des Weltgeistes, die aus einer jahrtausendlangen Vergangenheit mächtig hinüberleitet in eine neue Zeit.

Die Aufklärungsepoche nennen die Historiker dieses 18. Jahrhundert und mit Vorliebe wenden sich ihr neuerdings Geschichtsschreibung und Romanticismus zu, um hinter die Werdegeheimnisse dieser fiebernden, schwerverständlichen Zeit zu gelangen. Dieselbe Zeit, die mit Göthe-Werther winselt, mit Voltaire kichert, mit Lessing forscht und mit Kant speculirt, in der Frau Pompadour mit

Maria Theresia Briefe wechselt, Friedrich der Große und Joseph II. über Staatsidealen wunderlichster Verschiedenheit brüten: dieselbe Zeit läßt sich von Cagliostro und Philadelphia betrügen und von Mesmer magnetisiren. Jeder Dummkopf — sagt Diderot im Gefängniß zu Rousseau — kann beweisen, daß die Cultur der Menschheit glückbringend ist; aber zu begründen, daß sie schädlich sei, das ist lohnend. Und Rousseau geht und stößt in den Bekenntnissen Schmerzensseufzer über die Civilisation aus. Bauerndirnen beherrschen Könige, und Königinnen steigen auf's Schaffot; der Jesuitenorden wird aufgehoben und die Juden werden den steuerpflichtigen Thieren gleich nach ihrem Gewichte gewogen: Waffenlärm rast durch die deutschen Gauen, ohne daß auch nur eine Ahnung eines nationalen Gedankens aufkommt; begabte Dichter werden mit einer Art Nothwendigkeit Tollhäusler und Selbstmörder — in der That! überblickt man diese fast zu inhaltsreiche zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo ist der Faden durch diese seltsam wunderlichen Sprünge eines Zeitgeistes, der in hastig kecker Ueberstürzung Alles auf den Kopf stellt, bis — ein blutrother Streifen am Horizont — wie in ernster Mahnung ein Königshaupt vom Schaffot in den Staub rollt.

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn nicht auch das Judenthum, das, eben damals durch Moses Mendelssohn in den Kreis der allgemeinen Entwickelung eingeführt, sich in der Folge durch Börne und Heine, Gans nnd Riesser, Rothschild und Montefiore als mitentscheidenden Factor bei der Gestaltung des Weltstandes manifestirte, Schaumblasen aufgeworfen hätte, die im Zerplatzen den Wirbel andeuteten, der in mächtigen Kreisen vom Grund zur Oberfläche drängte.

Zwar schon im 17. Jahrhundert und früher hatten überspannte Schwärmer in die erhabene Idee der Messiashoffnung das dem Judenthum mindestens fremde Gottmenschthum hineingetragen und sich als dessen Bethätigung ausgerufen, aber es waren zumeist geblendete Opfer einer argen Selbsttäuschung und hirnlosen Wahnwitzes, „betrogene Betrüger". Selbst der 1625 in Smyrna geborene Sabatai Zwi, der im Triumph als der erschienene Messias wunderthätig ganz Osteuropa und die Levante durchzog, scheint den Wahn

seiner Mission wirklich in sich getragen und sich in Wahrheit für den herabgesandten Messias gehalten zu haben.

Zur gemeinen Speculation aber wird dieses Pseudomessiasthum erst im 18. Jahrhundert. Die Kabbala, dieser jüdische Mysticismus, der nicht wie beispielsweise die deutsche Mystik Heinrich Suso's, Johann Scheffler's und Jacob Böhme's, ein drangvolles Ueberströmen entarteter Empfindung, sondern eine zu jeder möglichen Spiegelfechterei verwendbare Zahlen= und Buchstabenspielerei ist, kam dem Humbug zu Statten, und so konnten denn Menschen, in denen ruhige historische Forschung die ordinärsten Motive des Schwindels und der Gewinnsucht entdeckt, eine lange Zeit staunende Verehrung bei ihren Zeitgenossen erwecken. Zu diesen Abenteurern gehört der „Sectenhäuptling" Jakob Frank, den vor nicht langer Zeit ein vielgelesener deutscher Roman sehr mit Unrecht unter das Licht der Poesie gerückt hat.

In der Türkei werden bekanntlich alle Westeuropäer Franken genannt, daher auch der von ihnen bewohnte Stadttheil Pera in Constantinopel das Frankenviertel heißt. So kam unser Held von seinem Aufenthalte in der Türkei zu dem Namen Frank. Eigentlich hieß er Jakob Lebowicz, d. i. Jakob, Sohn des Leb, und war ein Rabbinerssohn aus dem südlichen Galizien. Ueber sein Geburtsjahr schwanken die Angaben zwischen 1712 und 1727. Mystisch wie sein Ende sind auch seine Anfänge; nicht ein einziges festes Datum haftet an ihnen, wohl aber Ammenmährchen in Fülle, zum Theil von ihm selbst erfunden und von seinen Anhängern eifrig verbreitet. Hexen umkreisen in seiner Geburtsstunde sein Vaterhaus; die alte Großmutter, die sich auf den Exorcismus versteht, verscheucht sie und prognosticirt dem Enkel eine große und ruhmreiche Zukunft. Indeß ergiebt seine Erziehung schlechte Resultate; für die Absicht seines Vaters, ihn zum Rabbiner heranzubilden, war er ein unfruchtbarer Boden, denn der Talmud blieb ihm seiner Lebtage ein unbekanntes Land. Wohl aber war er — wie er selbst naiv erzählt — virtuos in Lug und Trug, wo es galt, dem armen Vater etwas abzulocken. Was ein Häkchen werden soll, krümmt sich bei Zeiten. Dreizehn Jahre alt ging er hinaus in die Fremde, sein Glück zu erjagen, ausgestattet mit allen Eigenschaften, entweder ein Schurke oder ein Charlatan

zu werden. Er wurde beides, nur ist es schwer zu ermitteln, ob er mehr ein Schurke oder mehr ein Charlatan war.

Als Diener eines polnischen Handelsjuden — wie noch heute jeder reiche polnische Jude auf Reisen ein solches Factotum um sich hat, das er „mein Mensch" nennt — wanderte er in die Türkei. Aber „selbst ist der Mann"; er machte sich unabhängig, heirathete 1752 in Nikopolis ein vierzehnjähriges Mädchen, Hanna, und wurde reich. Auf welche Weise? Er „machte" in Allem, in Juwelen, Teppichen, Pferden, Weinbergen — sein industrielles Genie schlug aus Allem Geld. Und als er dann ein vermögender Mann geworden, da erfaßte ihn eine Art „Größenwahnsinn". Er wollte Etwas bedeuten in der Welt, seiner Großmutter prophetischen Blick zu Ehren zu bringen.

Zu diesem Zwecke schloß er sich an die in Salonichi befindlichen Ueberreste der sabbatianischen Secte an. Diese waren zwar zum Muhammedanismus übergetreten; das aber hinderte unsern Helden keineswegs. In anderer Beziehung paßten ihm diese Sabbatianer ganz vortrefflich. Zunächst verwarfen sie Bibel und Talmud; bei dem intellectuellen Schiffbruch seiner Erziehung konnte er also nur unter ihnen Bedeutung erlangen. Daß sie das Hohelied Salomoni's ausnahmsweise in ihren Ritus aufgenommen, um mit üppiger Phantasie ihre schlüpfrigen Deutungen nach Herzenslust in dasselbe hineinzutragen, entsprach seinen Privatneigungen, und daß endlich das Alpha und das Omega ihres Glaubens und ihrer Gelehrsamkeit der Sohar, das „um 1300 entstandene Lügenbuch des Mose de Leon", war, jenes Buch, das kein vernünftiger Mensch versteht, das konnte ihn nur anziehen; denn an dieser dunklen Weisheit mochte des Ignoranten geistige Unfähigkeit sich weidlich ausleben und mit Wollust im Trüben fischen.

So ward er denn selbst Muhammedaner und der erste Schritt in die Zukunft war gethan; aber „in Reihe und Glied" zu stehen, Einer so gut wie Alle, das behagte ihm nicht. Eitelkeit und Gewinnsucht trieben weiter. An den Gräbern sabbatianischer Propheten wälzte er sich heulend im Staube; in heuchlerischem Gebet erfüllte er sich künstlich mit dem Lügeninhalt seiner Sendung. Unzählige Visionen, Gespräche mit Dämonen, ein Tête-à-tête mit Sabbatai Zwi's

Geiste, ein Conversationsstündlein mit dem Propheten Elia, ein Rencontre mit dem Antichrist — und der Messias war fertig; der Geist war über ihn gekommen, der Enthusiasmus der Mission war da. Aber Enthusiasmus ist bekanntlich keine Waare, die für einen Dritten feil ist. Die türkischen Juden, die schon lange mit Mißtrauen sein Unwesen verfolgt hatten, ließen ihn in bedenklicher Weise ihren Haß verspüren, und so floh er denn, von einem Straßenräuber geleitet, nach Podolien. Der Prophet versuchte sein Glück in seinem Vaterlande.

Von hier ab beginnt seine Messiaswanderung und es empfiehlt sich nunmehr, eine kleine Schilderung seiner Persönlichkeit nach den Quellen voranzuschicken, wie wenig schmeichelhaft auch das Portrait ist, das seine Zeitgenossen von ihm entwerfen. „Er war häßlich von Gesicht und pockennarbig; nahmen die strengen, kalten Züge einen freudigen Ausdruck an, so erregten sie Furcht und Schrecken. Auch seine Sprache war weder herzgewinnend, noch schön; er sprach leise, kaum vernehmbar den sogenannten fränkischen Jargon (ein buntes Gemisch von romanisch, deutsch und hebräisch), doch verstand er deutsch, französisch, italienisch, türkisch und russisch. Ein Dolmetscher war stets in seiner Begleitung." Die Mittel, mit denen er wirkte, waren keineswegs sympathischer Natur; aber es muß eine Art dämonischer Energie in diesem Gaukler gesteckt haben, vermöge deren er große Anhängermassen förmlich terrorisirte; Geld und List unterstützten seine Operationen.

In Podolien angelangt, zog er von Stadt zu Stadt, Kabbala lehrend und Kabalen stiftend, und geheimnißvoll raunte er Jedem in's Ohr, daß er der Gottmensch, der erschienene Messias sei. Faullenzer und Unzufriedene, Phantasten und Schwindler, Ignoranten und Bankerottiers in großer Anzahl schaarten sich um ihn und kolportirten seinen Ruhm. Das war zu allen Zeiten so und ist auch heut nicht anders. Ein Hefensatz ist immerdar in jeder Bevölkerung vorhanden, der sich von der erzgestirnten Verwegenheit imponiren läßt und ihr sich in Dienst gibt. Und Frank wußte sie an sich zu fesseln.

Ueber seinem Haupte stand stets ein lichter, feuriger Stern; zeitgenössische Spötter sagen, daß er das Kunststückchen durch den

Reflex eines Spiegels hervorgebracht. Seinen Anhängern weissagte er die Zukunft, und um ihnen auch einen handgreiflichen Vortheil seiner Gemeinschaft als Köder vorzuwerfen, predigte er ihnen Communismus und Weibergemeinschaft. Als Fundament seiner Glaubenslehre hatte er sich eine Art Trinität zugeschnitten, die aus dem „uralten Heiligen", dem „Gott Israel" und der „Schechina" (weibliche Ergänzung des Gottesbegriffs) bestand — den vacanten Posten dieser „Schechina" besetzte er später mit seiner Tochter — und als er auf einem Jahrmarkt bei einer gottesdienstlichen Orgie überrascht, von den talmudischen Juden entlarvt, in den Bann gethan und in's Gefängniß geworfen wurde, bewies er dem damaligen Erzbischof von Kamieniec durch diese Trinitätslehre, daß er mit seinem Anhange thatsächlich römisch-katholisch sei, auch, wenn es gefordert würde, zum Katholicismus übertreten wolle. Mit den Juden habe er keine Gemeinschaft; ihren Bedarf von Christenblut theile er nicht, und an den Wiederaufbau Jerusalems habe er nie geglaubt. Vorläufig blieb er bei dieser Willenserklärung, aber man sieht: in Glaubenssachen war Frank nicht eben scrupulös; den stereotypen, albernen Gründeapparat der Judenverfolger hatte auch er sich angeeignet, und es war nun schon die dritte Confession, die er durch seine Mitgliedschaft beglücken wollte.

Aus dem Kerker entlassen, bewirkte er die Veranstaltung einer öffentlichen Disputation zwischen seinen Anhängern und polnischen Rabbinern und veröffentlichte zum erstenmal sein Programm in bestimmter Form, indem er unter Anderem folgende Thesen zur Besprechung vorlegte: die Bibel und der Talmud seien voll von Dunkelheiten und Abgeschmacktheiten, der Sohar allein eröffne die Mysterien Gottes. Es sei ein einziger Gott, aber er bestehe aus drei Personen; er sei in einen Leib eingegangen, esse und trinke, schlafe gleich allen übrigen Menschen, aber Alles ohne Sünde u. s. w.

Die armen verzweifelten Rabbiner, die, ihr Lebenlang über dem Talmud brütend, die Gabe der freien Rede vernachlässigt hatten und weder polnisch, noch deutsch, noch hebräisch sprechen konnten, unterlagen. Dafür ward nun über sie neben schweren Geldstrafen auch die Verbrennung des Talmud verhängt und in wilder Hetzjagd fahndeten Frank's Jünger in allen Ecken und Winkeln nach Talmud-

exemplaren und veranstalteten im October 1757, dem Jahre von Roßbach, ein Auto da fé, das mit grellem Scheine in eine dunkle, trübselige Zeit des Hasses und der Unduldsamkeit zurückwies. Wenn man aber meint, Frank wäre ein zweiter Dr. Eck, der Hauptsprecher in diesem dialektischen Turnier gewesen, so irrt man. Er war unterdeß weit weg bei seinem Weib gewesen und kam erst nach der Disputation in Lemberg an. Hier aber hatte inzwischen ein neuer Kirchenfürst die erzbischöflichen Functionen übernommen und tolerantere Grundsätze seiner Wirksamkeit verkündigt. Da wechselten die Rollen, Frankisten wanderten vogelfrei umher, mit halbrasirtem Bart, geplündert und gequält von beutelustigen Bauern und Landedelleuten.

Mit fünfzig bewaffneten Männern eilte Frank herbei. Wieder verhieß er seinen Uebertritt zum Christenthum, wieder ward, trotz des Widerstrebens des päpstlichen Nuntius, Nikolaus Serra in Warschau, das Schauspiel einer Disputation in der Lemberger Cathedrale aufgeführt. Aber diesmal war der Erfolg zweifelhaft. Frank, der natürlich auch diesmal nicht zugegen gewesen war, — was hätte er auch dabei machen sollen? — kam post festum in einem sechsspännigen Gallawagen in der Tracht eines orientalischen Fürsten mit zahlreichem Gefolge in Lemberg an, und nun ward ernstlich an ihn das Verlangen des Uebertritts gestellt. Keine Ausflucht verfing; er machte gute Miene zum bösen Spiel. Aber nur in Warschau wollte er sich der Taufe unterziehen und unter keiner geringeren Bedingung, als daß der König von Polen sein Pathe sei. Seine Forderung ward gewährt. Mit großem Glanze trat er in Warschau auf, von den Behörden aufs Zuvorkommendste empfangen, und mit tausend Anhängern trat er zum Christenthum über. In der Capelle des sächsischen Palais ging die feierliche Handlung vor sich; König Karl August III. erschien in Person, der Bischof von Warschau las die Messe und vollzog den Taufakt, und die Gemahlin des Ministers Brühl, geborene Gräfin Horst, übernahm Mutterstelle bei dem Täufling.

Aber „der Götter Neid" ruht nicht. Gerade im Zenith seines Glückes ereilte ihn der erste Schlag der Nemesis. Zahlreiche Denunciationen, daß es ihm mit seiner Taufe nicht Ernst gewesen, ver-

doppelten das Mißtrauen gegen ihn bei Geistlichkeit und Behörde. Er hatte geäußert, daß er den Mangel an waffengewohnten Männern beklage, weil er sich sonst einen Wohnsitz erkämpft haben würde. Das war staatsgefährlich. Und am 26. Januar 1760 wurde Frank in Haft gebracht, machte unter der Folter umfassende Geständnisse und ward als „öffentlicher Betrüger" verurtheilt. Die Todesstrafe konnte über das Pathenkind des Königs nicht gut verhängt werden; man führte ihn daher in die Festung Czenstochau ab und hielt ihn dort in strenger Haft. So schien er mehrere Jahre für die Außenwelt verschollen. Aber trotz der strengen Einschließung conspirirte und plante er unermüdlich. Das Gerücht von seinen unsäglichen Leiden drang hinaus unter die Menge und verlieh ihm den Nimbus eines Märtyriums, das mit seiner Messianität sehr wohl in Einklang zu stehen schien. Der Wirrwarr, der der zweiten Theilung Polens voranging, begünstigte die Wühlereien seiner Anhänger und als Suwarow im Herbst 1772 Czenstochau einnahm, setzte er Frank, der ihm den Uebertritt zur griechisch-katholischen Kirche versprach, in Freiheit.

Dreizehn Jahre hatte er als Sträfling verbracht. In Polen war seines Bleibens nicht mehr, seine Autorität war erschüttert; er mußte sich nach einem neuen Wirkungsorte umsehn.

Oesterreich und insbesondere Mähren hatte schon früher seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Wühlereien und Zwistigkeiten zwischen den dortigen Rabbinern hatten die religiösen Anschauungen der mährischen Juden gelockert. Hier konnte er seine Rolle wieder aufnehmen. Zunächst begab er sich nach Brünn, von einer Menge seiner Anhänger gefolgt. Er nahm den Titel „heiliger Herr" an und umgab sich mit einer Leibwache, um sich den Anschein eines orientalischen Fürsten zu geben.

Hier tritt auch ein Stück erotischer Romantik in sein Leben herein, aber nicht um mit mildem Glanz etwaige Wandlungen seines Herzens zu verklären, sondern als ein feingesponnener Calcül, um seinem erschütterten Ansehen den Charakter reinerer Menschlichkeit und seinen Operationen den Nachdruck sinnlich betäubender Wirkung zu verleihen. Sein Töchterchen Eva war herangewachsen und eine

Jungfrau von bestrickendem Liebreiz und überwältigender Schönheit geworden. Während des Vaters Gefangenschaft in polnischen Adelsfamilien erzogen, hatte sie sich jene feinen koketten Manieren angeeignet, welche die Schönen des unterdrückten Polenvolkes auszeichnen. Eine weiche Melancholie lag auf ihrem lieblichen, blassen Gesichte, so daß der eigene Vater bei ihrem Anschauen in eine ihm ungewohnte poetische Verzückung gerieth. Geschmeidig und klug wie die Schlangen, ward sie sehr bald ihres Vaters wirksame Bundesgenossin. Er war nicht lange in Verlegenheit, wie er sie in das Gefüge seines Religionssystems einreihen sollte: die Incarnation des Glaubens, die Seele seines Gottesbegriffs sollte sie sein, und sie fand sich vortrefflich in die ihr zugetheilte Rolle. Wie einen Engel schauten Frank's junge Anhänger sie an; ihre schlauen Kunststückchen zogen zahlreiche Jünglinge herbei, die ihr mit Leib und Seele bis in den Tod ergeben waren. So wußte sie mit einer Vielseitigkeit der Koketterie, die aus einer innigen Verbindung des orientalischen mit dem polnischen Elemente in ihr hervorging, Jeden zu fesseln, Jedem seine Huldigungen liebreizend zu belohnen. Und so entstand um Frank herum jene Leibwache von Ulanen und Husaren, deren Disciplin und straffe Haltung die Bewunderung der Zeitgenossen erregte.

Eva war mit einem polnischen Edelmann, Martin Lubomirski, verlobt. Dunkel ist, warum dieses Verhältniß nicht zur Ehe geführt. Fürchtete der alte Schlaukopf, ihr Vater, sie von sich zu geben in einem Augenblicke, da sie der alleinige Pfeiler seiner Machinationen geworden war? Zweimal unternahm er mit ihr Reisen nach Wien. Das erstemal ward er vom Wiener Hofe nicht gerade abgewiesen; Maria Theresia schien den räthselhaften, glänzend auftretenden „Polenfürsten", den frommen Renegaten, sogar leise zu protegiren. Das zweitemal aber erlitt er ein schmähliches Fiasco. Die Sage geht, Josef II. habe, bewältigt von Eva's Schönheit, sogar um ihre Hand angehalten, habe aber dann den Gaukler sammt seiner Tochter durchschaut und des Landes verwiesen. In Kaiser Josef's Landen schien für sectirende Schwindler allerdings kein Raum; des edlen Herrschers lichtverbreitende Ideen mußten natürlich Frank's dunkel schleichende Bestrebungen zu nichte machen. Da sah sich Frank in seiner Verlegenheit nach einem neuen Aufenthaltsorte um. Schon in Polen hatte

er auf den Besitz eines isolirten Landstriches speculirt; jetzt war er ein hoher Sechsziger; das Bedürfniß nach einem festen Unterkommen trat dringend an ihn heran, und so ergriff er denn freudig die erste Gelegenheit, sich eine Art Solitüde zu erwerben.

Der regierende Fürst Wolfgang Ernst von Isenburg-Birstein brauchte Geld, um seine Schulden zu bezahlen, und der eingefleischte Aristokrat entschloß sich, dem räthselhaften Fremden sein Schloß in Offenbach zu verkaufen. Eigene Gerichtsbarkeit und Polizei über seine Leute, sowie die Unabhängigkeit eines Souveräns hatte sich Frank contractlich ausbedungen. Mit maßlosem Luxus richtete er sich in Offenbach ein; in ganzen Schaaren pilgerten seine Anhänger zu ihm; ein Gefolge von tausend jungen Polen umgab ihn, und Eva überhäufte die Armen jener Gegend mit milden Gaben, um ihre Anhänglichkeit zu gewinnen. Aber der religiöse Nimbus Frank's war etwas fadenscheinig geworden. Es galt jetzt, sich seiner zu entäußern und auf politischem Gebiet die Welt zu mystificiren. Aus dem „Polenfürsten" wurde ein Baron von Frank, und dieser wieder war — geheimnißvollen Andeutungen zufolge, die natürlich von ihm selbst ausgingen — das durch politische Wechselfälle nothwendig gewordene Incognito des vom russischen Throne gestoßenen und für todt ausgegebenen Peter III. Eva zeichnete nur: Eva Romanowna, und das Geschirr des Hauses trug in zierlicher Gravirung eine Krone. Alle Welt glaubte an dieses schlau erfundene Mährchen, und einige äußere Aehnlichkeit Frank's mit Peter III. mag die Bedenken auch der Behörden beseitigt haben.

Man bleibt staunend vor der Frage stehen, woher Frank die enormen Mittel beschafft habe, die seine kostspielige Lebensweise erforderte. Wahr ist, daß seine Anhänger ihm große Geldsummen freudig herzubrachten. Aber das konnte nicht genügen. Seine Zeitgenossen behaupten, er sei vom Petersburger Hofe als Spion benutzt und für seine Dienste reichlich belohnt worden. Aber man fragt, wozu denn eigentlich Rußland eines so theuren Spions im fernen Deutschland bedurft habe? Die politischen Verhältnisse jener Zeit scheinen eine solche Annahme nicht zu rechtfertigen, so wenig, als man Grund hat anzunehmen, daß die Drohbriefe, die er von Zeit zu Zeit an die jüdischen Gemeinden erließ und in denen er Er-

pressungen im großen Styl versuchte, ihm erkleckliche Summen eingetragen. Man fürchtete sich nicht mehr vor seinen Denunciationen. Ein Biograph Frank's erzählt, er habe außer in den Betstunden sich Niemandem gezeigt, sondern eingeschlossen in seinen Zimmern geheimnißvoller Beschäftigung obgelegen. Dasselbe berichtete oft das erst kürzlich verstorbene Haupt eines angesehenen Handelshauses in Prag, welches selbst in seiner Jugend an Frank's Hofe gelebt hatte. In einem Vorderzimmer saßen drei greise Männer über kabbalistischen Folianten; an der Wand hing Evas Portrait in der Form eines Muttergottesbildes und eine Tafel mit dunklen kabbalistischen Zeichen; den Herrn und Meister aber bekam man nicht zu sehen. Was trieb er die langen Tage hindurch in seiner Abgeschiedenheit? Die Alchymie genügt zur Aufklärung des Räthsels nicht; sie konnte die Anhänger wohl blenden, doch Frank's Vermögensstand steigern? Schwerlich. Aber möglich ist's, und Frank's Lebenslauf bietet nicht das leiseste Hinderniß, anzunehmen, daß ein klein wenig Falschmünzerei seinen Finanzen von Zeit zu Zeit eine heilsame Erfrischung, einen wünschenswerthen Zufluß gebracht habe. Erfinderisch genug war er, und wer in Glaubenssachen so elastisch war wie er, den mag in Geldangelegenheiten das Gewissen nicht sonderlich beschwert haben.

Dennoch trat hin und wieder empfindliche Ebbe in seiner Kasse ein. Als er sich dem Ende nahe fühlte, erließ er ein Rundschreiben an seine polnischen Anhänger mit der Einladung, ihn vor seinem Tode noch einmal zu besuchen. Sie kamen in großer Zahl und mit vollen Händen. Ein Theil von ihnen wurde an dieser Massenauswanderung von der polnischen Regierung gehindert und um die 40,000 Ducaten erleichtert, die sie mitgenommen hatten. Zwanzigmal soviel sollen Diejenigen Frank überbracht haben, die glücklich Offenbach erreichten. In einem rothen, bis an die Kniee herabreichenden, hermelinbesetzten seidenen Leibrock empfing er seine Gäste. Es war seine letzte Cour. Bald darauf im December 1791 starb er, und mit fürstlichem Pomp wurde er zur Erde gebracht in einem Sarge, auf dessen Kopfende eine Krone prangte. In den Zeitungen ward viel von seinem Leichenbegängnisse gesprochen; hinter die nackten Thatsachen seines Lebens ist indeß Niemand gekommen.

Seine Tochter trieb im Offenbacher Schlosse mit demselben

Luxus den räthselhaften Spuk fort. Noch 1813 bei seinem Durchzuge durch Frankfurt gewährte ihr Kaiser Alexander I. von Rußland eine mehrstündige Audienz und eine bedeutende Geldunterstützung. Als aber die zahlreichen Gläubiger sie mit Personalhaft bedrohten, verschwand sie plötzlich und für immer, ohne je wieder aufzutauchen. Wohin? Einzelne Zeitgenossen behaupten, sie sei in die „dunklen Häuser" von Berlin entschlüpft. Die Quellen schweigen.

Beim „guten Jüd“.

Was eine blutschwitzende Hostie ist oder ein augenrollendes Marienbild, davon ward mir in meinem katholischen Heimathlande schon früh die Kunde. Aber was ein „guter Jüd“ bedeute, das ist mir ein Räthsel geblieben, bis ich vor etlicher Zeit von dem Rabbi in Sadagóra, dem besten aller „guten Jüden“, persönlichen Augenschein nahm.

Ich trug keine Wunde im Herzen, wie der Jüngling in dem Heine'schen Gedicht. Aber Neugierde ist auch ein Uebel, und zwar nicht blos, wie man insgemein wähnt, ein weibliches. Sie überkam mich, so oft ich auf dem Ringplatze von Czernowitz stand und über die Lembergergasse hinweg tief unten im Pruththale das Häusernest des jüdischen Kevlaar erblickte; sie zerrte an mir, wenn vom Cäcina der abendliche Dämmerschein in die flinke Welle des blauen Hierasos tauchte, und sie hörte nicht auf, mich mit dem Phantasiebilde des Wundermannes zu necken, der in halbstündiger Nachbarschaft die Lahmen in Schnellläufer, die Blinden in Sterndeuter, und die Stummen in Volksredner verwandelt. Ja, sie brachte, um mich unrettbar in ihre Fesseln zu schlagen, allerhand absonderliche Legenden und Reminiscenzen in ihrem Gefolge mit sich. Der hohe Rabbi Löb von Prag stieg vor mir auf und ich schaute ihn, wie er seinem Gönner und Freunde, dem Kaiser Rudolf, an erstaunlichen Experimenten die Geheimnisse der Kabbala erschloß. Maimonides, der Aristoteliker, bohrte mir seine tiefen Augen in die Seele, dieselben Augen, mit welchen er die Mysterien des Todes erspäht und die Kunst der Wiederbelebung an gestorbenen Menschenkindern geübt hatte.

Kurzum, die Wunder aller Zeiten zogen an mir vorüber, und keines, selbst dasjenige nicht, welches die Erzmutter Sarah noch als Neunzigjährige an sich erfahren hatte, blieb ebenbürtig bestehen neben der Zauberkraft des „guten Jüd" von Sadagóra.

Da überwand ich denn die Scham der Aufklärung, verabschiedete auf eine Weile mein modernes Ich und pilgerte fürbaß, den Hexenmeister zu schauen.

Ich habe es schwer bereut, denn Fratzenbilder brachte ich von jener Wallfahrt heim, so demüthigend für jegliches Menschenbewußtsein, so beweiskräftig für die Affentheorie, daß es mir seitdem zu Sinne ist, als müßte ich mit Sack und Pack zu den blutigen Verächtern des Bipedengeschlechtes, zu Arthur Schopenhauer und seinem mißvergnügten Heerbanne flüchten. Der religiöse Wahnsinn ist mir in so widerwärtiger Gestalt noch niemals begegnet, noch niemals habe ich die Dummheit so schmutzig und abstoßend, so ungenügsam und frech einherschreiten gesehen.

Und es ward mir nicht etwa leicht, zu der Person des Heiligen vorzudringen. Ein Banknotenbündel als Visitkarte oder ein güldenes Geschmeide als Ehrengeschenk vorauszusenden, erschien mir zu kostspielig, und mit talmudischen Phrasen, welche ich reichlich verausgabte, war wenig auszurichten. Denn die Sekte, welche den „guten Jüd" verehrt, mißachtet den Talmud wie auch sonstiges Wissen, weil sie darin das Verderben der Frömmigkeit erblickt. Ein rechter „Chassid" bedarf keiner Gesetzeskunde und keiner geistigen Erbauung, er empfindet oder heuchelt nichts als das Bedürfniß nach göttlicher Gnade, und deren Mittler ist ihm der „gute Jüd".

Mir war's um Gnade nicht zu thun. Ich brauchte nicht des Rabbis Segen zu einer gewagten Handelsspekulation, noch seine gynäkologischen oder therapeutischen Wundermittel. Und deshalb starrten mich die Hunderte verwahrloster Gesellen, welche sich in seidenen und Orleanskitteln, mit verwilderten Bärten und rasirten Nacken vor seiner Thür drängten, so mißtrauisch an, als ich Einlaß begehrte. Denn sie haben es ungern, daß ein „Unheiliger" ihre Cirkel störe. Zumal am Tage vor dem Neujahrsfeste, da der Rabbi im geheimen Kämmerlein mit dem Geiste Jehovah's Zwiesprache hält und die getreuesten seiner Bekenner, deren Taschen mit Rubeln

und Ducaten gespickt sind, sich mit einem einzigen Wörtlein aus seinem Munde, mit dem Friedensgruße „Salem“ begnügen müssen. Ich werde diese glotzenden Augen, in denen heimtückischer Fanatismus glimmte, niemals vergessen. Noch weniger freilich die rathlose Ueberraschung, als wider alles Herkommen mein Eintritt gestattet wurde.

Ich erwartete nicht, von einem Ben Akiba empfangen zu werden. Die greisen Priestergestalten, welche dem Feuereifer des Forschungsdranges mit beschwichtigendem Spruche und gütiger Milde wehrten, sind ausgestorben. Der fluchende Zelotismus hat sich mehr, als gut ist, der Diener Gottes bemächtigt, und er hält sie umfangen im Judenthum wie im Christenthum. Auch einen jener vorzeitigen aszetischen Büßer träumte ich mir nicht, deren frömmstem der Talmud nachrühmt, daß er durch vierzig Jahre tagtäglich nur eine einzige Feige als Nahrung zu sich genommen, um ein Beispiel menschlicher Bedürfnißlosigkeit zu geben. Aber auf einen geriebenen Schlaukopf war ich gefaßt, der die Leichtgläubigkeit der Menge ausnützte und seine angebliche Kenntniß kabbalistischer Mysterien im schwunghaften Großhandel verwerthete.

Anstatt dessen erhob sich aus einem tiefen Lehnsessel eine dünne, ausgemergelte Gestalt, das fahle Gesicht von einem kargen weißlichen Barte umgrenzt, die farblosen Augen müde, fast todt, und die Oberlippe unschön emporgewulstet. Ein schwarzer Tuchrock schlotterte bis zu den Knöcheln, den Schädel bedeckte ein Käppchen von dunklem Sammt, und in der rechten Hand baumelte ein mächtiger Pfeifenstock mit einem riesigen Mundstück von Bernstein.

Einen Augenblick stand ich verdutzt. Was imponirt an dieser Figur den Hunderten, welche jahraus jahrein tief aus dem Lande des Czars und weit von dem Strande des Pontus herbeipilgern, um draußen vor der Schwelle wie vor einem Königspfosten zu kauern?

„Ihr seid ein weitberühmter Mann, Rabbi,“ begann ich das Gespräch. Ein selbstgefälliges Grinsen war die Antwort. „Ihr könnt, sagt man, Kranke heilen und Unglückliche von ihrem Leid befreien.“

„Man sagt.“

„So seid Ihr Euch dessen nicht bewußt?“

„Ich habs von meinem Vater."

„Und wem schuldet Euer Vater sein Wissen?"

„Wir sind von königlichem Geschlecht."

„Von David her, nicht wahr?"

„In gerader Linie."

„Doch sagt mir, Rabbi, weß Geschlechtes sind all' die andern „guten Jüden", die wie Ihr der Wunder kundig sind?"

„Geschwisterkinder, Herr. Als Titus, der Tyrann, mit Feuer und Schwert das heilige Zion zerstört hatte, da kam nur Einer unsers Geschlechtes, Rabbi Jochanan, mit seinem Leben davon. Vier kräftige Männer stahlen ihn in einem Sarge durch die Reihen der Feinde. Und da er glücklich geborgen war, trat ein Engel zu ihm und lehrte ihn die Geheimnisse des Daseins. Er vererbte sie weiter durch zahlreiche Geschlechter und schließlich wählte die Gnade Jehovahs einen wohlgefälligen Lehrer, Rabbi Simon ben Jochai, auf daß er, was ihm aus der Quelle des Lebens zugeströmt war, niederschreibe in einem heiligen Buche, dem Sohar. Von ihm stammen wir und sein Buch ist unser Erbe."

„Aber der Sohar, sagt man, sei erst um Vieles später, wahrscheinlich in Spanien entstanden?"

„Wer sagt? Die Rabbaniten (Talmudjuden), die sich ärgern, daß unser Buch älter und heiliger ist, als das ihre, die uns hassen, weil die Kabbala ihnen unverständlich bleiben wird bis zur Ankunft des Messias."

„Und ist es wahr, Rabbi, daß jeder Kabbalist weiß, wie groß Jehovah von Gestalt, wie lang sein Arm, wie schwer sein Gewicht ist?"

„Ja. Als Moses ben Maimon, unser Aeltervater, nach Afrika flüchten und in einer Höhle sich verbergen mußte, da rechnete er und rechnete, denn er hatte von einem Engel das Buch der Schöpfung und des Lebens. Und wie er sieben Jahre gerechnet hatte, da wußte er, wie groß Jehovah ist von Körper und wie schwer von Gewicht. Aber er wußte noch mehr. Er konnte einen Menschen bilden mit seiner Hand und ihm Athem einhauchen in seinen Körper. Die Bücher hat er verbrannt, in denen seine Weisheit sich barg. Aber

ein Theil des Geheimnisses ist ihm im Gedächtniß verblieben und übergegangen auf seine Enkel.“

„Wer war der Nächste nach Moses ben Maimon, der in den Besitz der göttlichen Geheimnisse gelangte?“

„Viele behaupteten es von sich, und Jeder von ihnen bekam seinen Theil. Aber das Ganze, Herr, verpflanzte sich nur auf Einen, auf meinen Urgroßvater Beer aus Meseritsch, um den sich — es sind hundert Jahre — alle Kinder Israels sammelten, welche im Lande der Jewanim (Griechen) ihr Exil hatten.“

‚Und seitdem?“

„Seitdem pflanzt der Besitz sich fort in gerader Linie auf alle Enkel meines Urgroßvaters; ich bin der fünfte in der Reihe.“

Ich hatte just genug an dieser Probe. Der Mann spricht und handelt nicht aus eigenem Antriebe so, dachte ich im Fortgehen, sondern ist blos ein Werkzeug in Anderer Hand. Doch weß ist diese Hand? Wer versteht so schlau eine Tradition, die Gott weiß woher ihren Ursprung nahm, aufrecht zu erhalten und auszubeuten? Ich sann und sann und kam nicht auf die Fährte. Da rief mir lächelnd ein Freund, der den Inhalt meines Sinnens ahnte, die Lösung zu: „Suche die Frau.“

Und als ich Umfrag' hielt, bald hier bald da, so blieb die Auskunft gar nicht spröde. Eine robuste Frau, diese „gute Jüdin“ von Sadagóra! Dick von Figur wie alle Judenfrauen im Osten, doch von entschlossener Physiognomie, wie wenige ihresgleichen. Sie führt die weltlichen Geschäfte ihres Heiligen, wie weiland Pythia jene des delphischen Apoll. Denn der Rabbi selbst ist zag und scheu, seitdem ein häßlicher Verdacht ihn seinen Gläubigen entzog und zu ungestörtem Nachdenken über die Allmacht der weltlichen Gesetze verdammte. Dreizehn Monde währte diese Episode. Und kein Rabbi Jochanan noch Moses ben Maimon, kein Sohar noch ein Buch der Schöpfung vermochten sie abzukürzen. Das war die eine Schmach in diesem Zweige des Hauses David. Aber es kam noch eine zweite, unseligere. Des Rabbi Bruder, gleich wie er ein „guter Jüd“, entbrannte von Liebe zu einem Christenweibe, ja, aß am Passahfeste gesäuertes Brot und noch sonst streng verbotene Speisen, Milch und Fleisch durcheinander, und Fleisch, das nicht einem Wiederkäuer an=

gehört hatte. Unter den „Chassidim" von Stanislau bis Kiew und von Ismael bis Dubno war Jammer und kein Ende. Denn Alles, was geboten war vom Berge Sinai, verhöhnte ein davidischer Enkel; die Gefahr schien groß für die Tradition des Hauses von Sadagóra. Da nahm das Weib des Rabbi die Zügel in die Hand. Sie internirte den Abtrünnigen hart unter ihren Augen und bewachte ihn, eine andere „eiserne Maske", bis zum heutigen Tage; sie lispelte dem Gatten die Orakelsprüche, um welche die Menge bettelte, ins Ohr; sie hielt die Handfläche hin, daß jegliches Geschenk eine gute Stätte finde, und sorgte klüglich für den Ruf ihrer Dynastie. Agenten wandern seitdem zwischen Sadagóra und den Juwelierläden in Lemberg, Wien und Paris unermüdlich hin und her. Denn gewaltig sind an Gold und Silber und Edelgestein die Gaben, welche von seinen Bekennern dem Rabbi gespendet werden, und kluge Oeconomie macht derlei Tand zu baarer Münze.

Daß aber hinwiederum das Kapital nicht unproduktiv roste, ist der Heilige von Sadagóra ein Grundherr geworden, Herrscher eines Areals, um das ihn mancher rumänische Grande beneidet. Nun schnaubt die Frau Rabbi gar oft in vierspänniger Carosse querfeldein, über ihren eigenen Acker. Und zu ihrer Seite lehnen Töchter und Schwiegertöchter, mit zierlicher Hand Cigaretten drehend und nach neuestem Pariser Schnitt adjustirt, wie nur irgend ein Dämchen aus dem autochthonen Adel des Landes. „Der Segen Gottes ruht auf dem Hause Davids" murmelt andächtig der „Chassid", wenn er an diesem Anblick sich erlabt.

Derweil befriedigt der Rabbi daheim die Kundschaft. Ein ganzes Bataillon von Kammerherren, von wohlgestalteten für die consultirenden Frauen, von minder gefälligen für andere Bedürftige, versieht die Honneurs. Karg und dunkel sind die Rathschläge des Wundermannes. „Wenn du über den Halys gehst, wirst du ein Reich zerstören." In Dodona und Delphi kam sie auf, diese famose Unzweideutigkeit der Rede, und zu Sadagóra hat sie sich erhalten.

Da kommt ein verzweifelnder Gatte, reich beladen mit Prätiosen oder Goldfüchsen, und fragt: „Die Aerzte wünschen, daß mein Weib sich in Wien einer Operation unterziehe; soll ich den Rath befolgen, Rabbi?" — „Wenn die Doctoren in Wien," so lautet der Bescheid,

„die Operation vornehmen wollen, so ist es gut; wenn nicht, nicht.“ Oder es schleicht tief betrübt der Vater eines kranken Kindes herbei. „Rabbi, betet für mein armes Kind!“ — „Ich werde beten, Gott wird helfen.“ Des Oeftern hilft Gott nicht, — was thut's? So war die Hilfe der Tod und der Rabbi sah ihn voraus.

Nicht wahr, die Arznei ist einfach, welche der Rabbi zur Anwendung bringt? So einfach, daß er für sich und seine eigene Familie eine complicirtere vorzieht. Und zwar diejenige eines rite promovirten Czernowitzer Arztes. Vielleicht findet sich auch im Sohar, dem Geheimbuche der „guten Jüden“, der Grundsatz: Medicus medicum non sanat? Im Talmud steht ganz sicher das Princip, daß Niemand sich selber ein guter Arzt sei; aber was versteht der Rabbi vom Talmud? Also einfach bis zum Einfältigen ist die Weisheit des Hexenmeisters, und nichtsdestoweniger hat sie ihn zum reichsten Manne des Buchenlandes gemacht.

Aber nicht blos zum reichsten, sondern auch zum mächtigsten. Wenn er im Stillen die Parole austheilt: „Der Mann da ist mein Feind; sein Kukurutz bringt Unglück, sein Korn und Schnaps nicht minder,“ so hat er um ein Menschenkind wie um einen Pestkranken eine Quarantaine gezogen, denn welche unter seinen Creaturen würde sich unterfangen, seinen Wink zu mißachten? Er flucht nicht und schleudert keinen Bannblitz, um mit dem Gesetze des Staates nicht in unsanfte Berührung zu kommen. Wozu auch, wenn ein väterlicher Rath die nämliche Wirkung thut? Und er thut sie ganz gewiß. Der Grundherr von Sadagóra, ein stattlicher rumänischer Cavalier, weiß davon eine erbauliche Geschichte zu erzählen. Vor geraumer Weile beschloß derselbe, auf einem Platze unweit des israelitischen Friedhofes auf eigene Kosten eine Kirche aufzurichten. Plan und Zeichnung wurden vollendet, und insbesondere das Kreuzlein auf dem Kirchthurme versprach, einen trefflichen Anblick darzubieten. Da kommt plötzlich vom Rabbi ein Bote: „Ihr dürft nicht bauen, Herr, der Rabbi wehrt's Euch. Der Schatten Eures Kreuzes soll nicht fallen auf das Grab seines Vaters.“ Im ersten Augenblick springt der Cavalier vor Zorn in die Höhe; dann, nachdem die Erregung ein wenig gewichen, bemüht er sich selbst zu dem frommen Nachbar, um ihm seinen Einspruch gütlich auszureden; schließlich

verzichtet er auf das liebgewordene Project. Er muß wohl; denn er hat Kukurutz und Vieh und eine Propination, und der Jude ist sein bester, sein einziger Kunde.

Solches vermag in dem schönen Buchenlande der „gute Jüd" von Sadagóra.

Der Dummheit kann man nicht zürnen, weil man sie bemitleiden muß. Das ist ihr Glück. Deswegen wird sie bestehen bis an der Welt Ende, wachsend und zunehmend, anstatt sich zu mindern, denn die Cultur ist duldsam auch gegen sie. Seitdem ich dem Unfug von Sadagóra an Ort und Stelle zugeschaut, ist mir das Lächeln näher als der Groll. Ein geistig beschränkter Greis beherrscht die Menge; er lehrt nicht, predigt nicht und kasteit sich nicht. Und dennoch pilgern Hunderte ekelhaft vernachlässigter Gesellen und nicht minder unvernünftige Frauen oft über enorme Entfernungen und zu Fuße in seine Nähe, um mit ihm die nämliche Luft einzuathmen. Sie lagern sich, wenn ihrer zu viele sind, auf offener Gasse, schlafen hinter Dachluken, an Gartenzäunen und in Schweinskobern, geben den letzten Kreuzer hin, den ihre Tasche birgt, blos um den Enkel des Königs David zu sehen, sein Wort zu vernehmen oder seinen Schicksalsspruch zu erfragen. Und man zeigt ihnen nicht einmal, oder doch nur selten, den Wunsch ihres Herzens, denn „das Geheimniß ist die Bürgschaft des Erfolgs". Um die Person des Rabbi soll die Legende ihre Schleier weben, damit sie nicht alltäglich werde. Es könnte ja ein schlauer „Chassid" auf die Idee kommen, daß er nicht weniger als diese Jammergestalt von Sadagóra zum „guten Jüd" qualificirt sei. Mit Ahnen ist man bald versehen; alle Messias-Schwindler von ehedem bewiesen ihre directe Abstammung von Isai, dem Vater David's. Und ist erst der Stammbaum vorhanden, so versteht sich die Wunderthätigkeit von selbst. Denn diese ist nur ein Ausfluß, nicht eine individuelle Fähigkeit, und sie erbt vom Vater auf den Sohn, gleichviel, ob die übrige Beschaffenheit des Inhabers einem „guten Jüd" zur Zierde oder Unzierde gereicht.

Ja, so mächtig ist dieses Fluidum, daß es trotz des Subjects, in welchem es strömt, den gewöhnlichen Vorgängen in der Natur Einhalt zu thun vermag. Der hohe Rabbi Löb von Prag bildete

aus Lehm eine Menschenfigur und hauchte ihr Athem ein; da rumorte sie, als er sie eines Tages aus den Augen ließ, so lange und verheerend in den Gassen der Moldaustadt, bis ihr Meister sie gewaltsam zertrümmern mußte. Ein anderer „guter Jüd" gab einem Patienten ein Mittel wider den „bösen Geist", der in jenen gefahren war; unglücklicherweise gerieth das Mittel an einen andern, und zwar gesunden Menschen, und der gute reagirte nun gegen den bösen Geist so heftig, daß der Aermste elendiglich starb. Irrig ist ein Ausspruch, welchen der Rabbi thut, niemals; wohl aber bisweilen die Deutung, welche demselben zu Theil wird. In Sadagóra brach vor nicht langer Zeit ein Feuer aus, und der Rabbi bannte es indem er sagte: „Das Feuer wird nicht weiter brennen." Nun sprang aber die Flamme, anstatt sich in der ursprünglichen Richtung fortzupflanzen, in Folge des wechselnden Windes um; sie raffte zwar noch ein halbes Dutzend von Häusern fort, das Zauberwort war jedoch gleichwohl erwahrt worden, wie die Bekenner des Rabbi behaupteten, denn „weiter" hatte das Element in der That nicht gegriffen.

Es ist nicht leicht, den Doppelsinn der Rede so gleichsam „auf der Schneide des Scheermessers" dialectisch zu führen. Wahrsagen und prophezeien darf der „gute Jüd" nicht, denn diese Gaben fielen nach dem Hingange des Propheten wieder zurück an ihre Quelle, an Jehovah. Aber seine Fürsprache wird erhört, denn David's Geschlecht hat einen besonderen Sachwalter an dem Throne Gottes. Hier wie überall zeigt der Pöbel das nämliche Gesicht; seine Dummheit macht ihn zum Sclaven des Vorurtheils, des historischen wie des religiösen. Es auszunützen verstehen hinwiederum nur die Priester, der Adel hat es verlernt. Den Nimbus uralter Aristokratie wahrt sich der „gute Jüd" mit peinlicher Sorgfalt. Er verkehrt nicht mit der Menge, ja, betet nicht einmal mit ihr. In dem zierlichen Synagogen-Rohbau, den er neben seinem herrschaftlichen Wohnhause aufgerichtet, ist abseits, durch eine Thür getrennt, ein stilles Gemach. Ueber Parquetten gleitet der Fuß, Mahagoni, Gold und Edelgesteine sind mit schreiender Prunksucht verschwendet. Ein silberner Tisch, eine Thoradecke voll köstlicher Perlen werden als besondere Merkwürdigkeiten unter allerhand frommen Lügen und Aufschneidereien dem

Fremden präsentirt. Auch baden darf der Rabbi nur allein, ja nicht einmal seine Spaziergänge soll er in Gesellschaft eines gewöhnlichen „Chassid" machen. Zu diesem Zweck ergeht er sich bisweilen in einem Garten, der zwar ein abschreckendes Beispiel horticoler Verwilderung ist, aber dennoch zwischen dem mannshohen Unkraut eiserne Sessel modernster Construction und farbige Glaskugeln enthält, welche, wenn man sie putzte, gewiß den Sonnenstrahl blitzend reflectiren würden. Aber was soll der Sonnenstrahl in dieser Finsterniß?

Nach mehrstündigem Aufenthalte verließ ich die Residenz des Rabbi. Gelbes Laubwerk raschelte unter den Rädern meines schmalen Gefährtes und geheimnißvolle Melancholie wob, der Jahreszeit entsprechend, über der Landschaft. Vornher funkelten vom Hügel wie leuchtende Feuerkörper die vergoldeten Kuppeln des Czernowitzer Bischofspalastes, rückwärts lagerte dunstgrauer Nebel über den sanften Berglehnen, an welche links die podolische Steppe und rechts das Wellenland der Moldau sich anschmiegt. Abseits glitt verdrossen der Pruth zwischen waldigem Ufersumpf gen Süd, dem Pontus die schwermüthigen Grüße der Karpathenriesen zu entbieten. Der Contrast war seltsam. Auf dem schönen Landschaftsbilde lag die von Moder und Unflath starrende Nesthöhle des religiösen Schwindels wie ein dicker, garstiger Klecks, doppelt widerwärtig zu schauen, da gerade die Mittagssonne unbarmherzig auf ihn herniederstrahlte.

Auch eine Ghetto-Geschichte.

(Eine Erinnerung.)

Mein armer Benjamin!

Als ich ihn zum letztenmale sah, war er bleich und abgezehrt wie ein Schatten. Von Zeit zu Zeit schüttelte ihn ein schwerer, mißtönender Husten und die magere Hand fuhr krampfhaft nach dem Herzen. Die Augen schwammen in unheimlicher Feuchtigkeit, und da, wo im Antlitz des Menschen der Tod am ehesten sich kündet, um Ober- und Unterlippe, lagerte ein Zug von unsäglicher Müdigkeit. „Weil du mir nachgingst in die Wüste, das unfruchtbare Land" — murmelte er wiederholt vor sich hin, als ob er Jemand anzuklagen hätte, und er wüßte nicht wen.

Seitdem sind reichlich zwei Jahrzehnte entschwunden, und er liegt draußen, auf dem „guten Ort" meines Heimathsnestes, in einem vergessenen Grabe. Ein verwitterter Sandstein besagt, daß er gewesen; der eingetretene Hügel, ohne Blumenschmuck oder sonstige Spuren nachlebender Erinnerung, würde auch das neugierigste Auge nicht auf sich lenken, wenn es nicht die überschwengliche Inschrift thäte, in welche der Localpoet für jüdische Trauer- und Freudenfeste, der schnurrige Rabbi Nathan — Gott habe ihn selig! — seinen ganzen Bilder- und Phrasenschatz hineingewoben. Es war kein Geld dabei zu verdienen; kein lachender Erbe bezahlte den armen Poeten. Aber die Barmherzigkeit forderte ein Uebriges, und wo diese ins Spiel kam, ließ sich Rabbi Nathan, der Poet, niemals lumpen. „Der Reiche hat das Paradies, der Arme hat mich", pflegte er zu

declamiren, und nun humpelte, just wie er selbst, ein Gesätz von Versen aus der „Grotte" seiner Phantasie, welches von Jedermann bewundert wurde, der die Feinheiten hebräischer Poesie auch nur oberflächlich zu würdigen verstand.

Ein wilder Hauch blies aus den hellen Funken,
Noch eh' als Flamme er gen Himmel stieg.
Ein Stern in Israel ist jäh versunken,
Der Nacht verblieb und nicht dem Tag der Sieg.
O Benjamin, du Jüngster, unser Beten
Wird als dein Anwalt vor Jehovah treten,
Und was du freveltest in frühen Tagen,
„Es sei verziehn!" wird dir ein Engel sagen.

Und was du freveltest in jungen Tagen ... Ich hätte nicht geglaubt, daß du jemals freveln konntest, mein armer Benjamin, der du schon als Knabe in den heiligen Büchern bewandert warst wie der Jägersmann in seinem Walde. Und deshalb stutzte ich auch so schreckhaft, als ich neulich die Meisterstrophe Rabbi Nathans über deinem Grabe las. Aber jetzt weiß ich es, denn der Todtengräber, das „schwarze Meierche", hat mir die trübselige Geschichte erzählt, und das „schwarze Meierche" ist glaubhaft, denn es spielt selbst darin eine Rolle.

Du hast also geliebt mein Benjamin, und geliebt wie ein „Goj", sagt der Todtengräber, so wild und hastig und so ungestüm? Und wen geliebt? Die Tochter eines Christen, unseliger Ketzer? Ja, das ist Frevel und Abtrünnigkeit, und schier ein Wunder dünkt es mich, daß sie dir überhaupt einen Stein gesetzt haben, wenn auch so ärmlich und unscheinbar, wie der, auf dem ich Rabbi Nathans blühende Inschrift las.

Geliebt — und eine Christin! Jeder Arendator, der dicke, weißt du, mit der kupferrothen Nase und der mächtigen Geldkatze, von der er niemals seine breite Hand ließ, und auch der hagere mit den wilden Augen, vor dem sich der stärkste Bauer fürchtete, hätte dir mit Freuden sein Töchterlein zur Frau gegeben, weil du ein aufgehender Stern warst, auf dem die Blicke des Rabbi mit Wohlgefallen ruhten. Ja der Rabbi selbst hätte dich zum Eidam genommen und dir das Zeugniß ausgestellt, daß die Gelehrtesten der Vorzeit, nicht Rabbenu Tam noch Rabbi Akiba von Posen — seine Seele

steht vor Gottes Thron! — sich deiner zu schämen brauchten. Du aber geriethst auf Abwege, schlichst heimlich hinaus, den Bach entlang, an dem die dürstenden Weiden stehen, und als man dir endlich nachspürte, da war es zu spät; der „böse Geist" hatte dich ganz in seiner Macht.

Maria hieß sie, nicht wahr? Und ihr Vater war der kleine, versoffene Schuldiener, der am Sabbath die Lichter in der Synagoge anzündete? Ich weiß, ich weiß. Und ach! sie war wirklich schön wie der junge Tag, die blonde Christenmagd. Aber daß sie dich erhörte! Du warst klug und gelehrt, das ist gewiß, doch davon verstand sie nichts. Dein Antlitz war blaß und eckig, von braunen Löckchen eingerahmt, die der Wind dir über die Wangen schaukelte; dein Kinn war spitz und deine Stirne niedrig; um den schmächtigen Leib schlotterte dir der Kaftan, als wäre er von deinem robusten Vater ererbt. Du warst nicht schön, mein lieber Benjamin. Und dennoch hat sie dich erhört und dich geküßt, sagt das „schwarze Meierche", als ob du der Herr Heiland selber gewesen wärest, derselbe, der draußen vor dem kleinen Wallfahrtskirchlein vom Kreuze herab die fremden Pilger grüßt? Dennoch? Du lieber Gott, daß ich so thöricht frage. Als ob das Alles die Liebe sähe, wenn sie in ein junges Menschenkind gefahren ist und sein armes Herz angezündet hat, daß das Feuer die beiden Augen blendet wie durch Zauber und das Hirn versengt wie welkes Holz.

„Ich werde nicht mehr leben, denn ich habe schon gelebt", sagtest du mir, als ich dich zum letztenmale sah, und ich verstand dich damals nicht.

Aber an deinem Grabstein ist mir dieses Wort plötzlich durch das Gedächtniß geflogen, als hätte ein Wind es mir zugetragen, und nun verstehe ich auch, warum du damals mit dem knöchernen Finger auf das Lied vom Fichtenbaum und der Palme wiesest, das aufgeschlagen vor dir lag. Wer war der Fichtenbaum? wer die Palme?

Das „schwarze Meierche" sagte, sie wäre schlank und stolz gewesen wie eine Ceder vom Libanon, doch das ist nicht wahr. Denn sie hatte ein strenges, kaltes Auge, ein nordisches Auge, meine ich. Du aber bogst dich wie ein Rohr im Winde, dein Blick war scheu und weich wie ein Lied Sulamiths, dein Gemüth trunken und zart

wie das eines Mägdleins. Und das war dein Unglück, unseliger Freund, daß sie so stark war und du so unsäglich schwach.

Woher hätte ich die Kraft nehmen sollen? fragt mich dein abgeschiedener Geist. Etwa aus dem Talmud, der das Herz so brach und öde läßt wie ein Feld, von dem sie die Ernte weggeholt? Oder aus dem Andenken meiner Kindertage, in denen ich den Vater taumelnd die Frachten der Reichen auf- und abladen sah, dieweil die Mutter, verhärmt und zerlumpt, als „Klageweib" die Todten einsang oder um kargen Lohn die Leichen der Weiber wusch, damit sie sauber in das Jenseits hinüberfuhren? Hätte ich Kraft schöpfen sollen aus dem blöden Blick des Rabbi, der mir die Locken streichelte, weil ich erfolgreich einen graden Gedanken verkrümmt hatte, oder aus der mitleidigen Bewunderung der Satten, an deren Tische ich tagaus tagein die Brosamen, die der Ueberfluß zurückließ, verzehrte?

„Aber er hat gelernt, wie ein Epikores," eiferte das „schwarze Meierche." „Bei mir hat er die Bücher versteckt, worin die „Gojim" lesen, und ich habe sie hinter mein Kopfkissen gelegt, damit keiner sie entdecke. Und wenn er herausgekommen ist, hat er sie still und hastig von ihrem Platz genommen und ist hinausgeschlichen zwischen die Gräber, um zu lesen und zu lesen, bis es finster geworden und der Wind wie ein Gespenst über die Bäume gefahren ist."

Was waren es für Bücher, mein Benjamin?

Es waren zuerst die Lieder von Heinrich Heine, der selbst einmal als Bube im Talmud gelesen hat und dann abtrünnig geworden ist. Ich glaube wohl, daß sie dir eine ganz, ganz neue Welt erschlossen, in welche du dich schmerzlich hinwegsehntest aus dem schmutzigen Dunkel des Beth-Hamidrasch. Dann kamen „Werthers Leiden", und der Tod von eigener Hand breitete seine Schauer um dich aus. Und so, immer höher und höher hinauf, bis zu Kants „Kritik der reinen Vernunft" verstieg sich dein armer ungeschulter Geist, bis du entwurzelt dastandest und schwank wie das Gesträuch auf dem Felde, das grausam der Sturm zerzaust.

Ach Gott, auf diesem regellosen Pfade führte noch immer den armen Talmudjünger die Sehnsucht aus dem modrigen Lehrhause hinaus! Einen Ast kann man abhauen und dann ist er auf einmal todt; aber wenn man ihn niederbeugt zur Erde, sei's auch mit dem

schwersten Gewichte, so schnellt er doch immer wieder empor, oft freilich jäh und ungestüm, daß er auch so kläglich entzweibricht.

„Am Ende," schwatzte Meierche weiter, „ist ein großer Schreck über mich gekommen. Ich bin hinter einem Stein gestanden und hab' gehört, wie er den Namen des Christengottes ausrief, und gesehen, wie er zum Himmel hinaufdrohte. Da lief ich in meine Stube und wühlte in seinen Büchern, bis ich in dem einen ein Bild fand mit dem Kreuz, woran der fremde Gott blutet. Und in der Nacht kam mein Vater — er ruht im Gan Eden! — aus seinem Grabe zu mir und sagte: Geh hin zum Rabbi und erzähl' ihm, daß eine Seele verloren ist und abgefallen von Jehovah, unserem einigen Gott! Seht, Herr, da hab' ich nicht mehr schweigen dürfen, sonst hätte mein Vater keine Ruh' mehr gehabt und keinen Kadisch von mir angenommen, der ich sein einziger Sohn war. Und ich bin hineingegangen zum Rabbi und hab' gestottert: Benjamin, der Bocher, ist ein Abgefallener; legt den Bann auf ihn, damit er nicht die Anderen ansteckt, von welchen ausgehen soll die Lehre für Israel."

Tropf von einem Denuncianten! fuhr ich wild dazwischen.

Er aber setzte hastig seine Erzählung fort. „Dann haben sich die Drei vom Beth-Din (Rabbinatscollegium) niedergesetzt, der Rabbi in der Mitte, Reb Jekutiel, der Dajan, zu seiner Rechten und Reb Zacharja, der Dajan, zu seiner Linken. Um sie herum versammelte sich die ganze Gemeinde. Und als die sieben Lichter angezündet waren, wurde der gottlose Bocher hereingeführt. Das Antlitz des Rabbi war trüb und niedergeschlagen, aber Reb Jekutiels Augen funkelten wie zwei flackernde Kerzen.

„Du bist ein Epikores, Benjamin," sagte der Rabbi, von seinem Sitze aufstehend.

„Ich weiß nicht," lautete die dumpfe Antwort.

„Du hast Bücher gelesen, worin der Name Jehovahs gelästert wird."

„Ja."

„Und in einem derselben steht ein Zelem (Kreuz) mit dem Bildnisse des Nazareners."

„Ja."

„So sei verflucht!" donnerte Reb Jekutiel dazwischen, und seine

Stimme zitterte vor Wuth. Dann aber erhob sich der Rabbi und sagte dem Ketzer, daß seine Mutter verflucht sei, die ihn geboren hat, sein Vater und seine Geschwister und Alle, denen er blutsverwandt, bis in das vierte Glied. Amen! Amen! sprach dazu die Gemeinde. Ich bin kein krankes Weib, Herr, und ich habe mancher Mutter die Kleider auf dem Leibe zerrissen, weil ihr Sohn unseren Glauben abgeschworen hatte, manches Grab gegraben für Einen, der von uns abgefallen war. Aber als sie den Benjamin aus dem Lehrhause hinausstießen in die Verschollenheit, da wurden mir beide Augen feucht, als wären Regentropfen darauf gefallen. Der Verstoßene aber hatte keine Thränen. Die beiden Lippen fest zusammengekniffen, wie zwei Klingen eines Federmessers, ging er von dannen.

„Und das Elend kam, Herr, wie es nicht anders möglich war. Denn wer nicht mehr des Morgens sich in den Gebetmantel einhüllt, wer Milch und Fleisch untereinander ißt, den Sabbath verunheiligt, wer herumirrt auf den Feldern wie ein Landstreicher, bei den Bauern übernachtet und am Wege über fremden Büchern hockt, der ist nicht mehr Einer von den Unseren, wenn er sonst auch noch so gottgefällig gewesen, und wir scheuen seine Berührung wie einen Aussatz. Gott wird mir verzeihen, daß ich ihn gemassert (denuncirt) habe, denn er wäre uns doch nicht zur Ehre ausgeschlagen. Ihr hättet ihn sehen müssen, Herr. Das Gesicht wurde immer spitzer, das Auge immer wilder. Die Locken waren fort, aber die Haare fielen ihm wirr und wüst bis auf die Wangen. Das Gewand hing ihm in Fetzen vom Leibe.“

„Und wovon lebte er?“

„Wovon? Vom Holzhacken. Der alte Schuldiener draußen am Bach nahm ihn auf, gab ihm eine Säge und eine Hacke in die Hand und sagte: Bocher, die Klaftern da gehören Denen, welche dich ausgestoßen haben; schneide und schlag' sie klein, so kannst du denken, es sind deine Widersacher, die du zertrümmerst. Und Benjamin, voll Grimm im Herzen, that, wie ihm der versoffene Schuldiener geheißen. Der Schweiß rann ihm von den Stirne, denn er war schwach und zum Holzhacker nicht geboren. Aber jedesmal, wenn er ein Scheit gespaltet hatte, leuchteten seine Augen und ein feindseliges Lächeln ging über den struppigen Bart, als wäre er ein Scharf-

richter und das gespaltete Scheit ein Mitglied unserer frommen Gemeinde."

„Und weiter, weiter, Meierche?" drängte ich den Erzähler.

„Weiter, Herr, weiß ich nichts. Man sagt, er sei ein Christ geworden."

„Das ist nicht wahr, denn du selbst hast ihm auf dem „guten Ort" ein Grab gegraben, und das wäre nicht möglich, wenn er ein Christ gewesen."

„Warum nicht, Herr? Wenn er zuletzt zu uns zurückgekehrt in die Gemeinde? Eines Tages ging Reb Jekutiel zu ihm hinaus in die Hütte des Schuldieners und Gott lieh dem frommen Manne seinen Mund. Du bist ein Acher, sagte er zu dem Ketzer, und deine Mutter hat keine Ruhe im Grabe. Jede Nacht hört man sie wimmern und stöhnen auf dem „guten Ort". Gestern ist der Stein umgesunken, unter dem dein Vater liegt. Zwei „Jahrzeiten" sind schon vorübergegangen, und sie haben umsonst darauf gewartet, daß ein Kadisch über sie gesagt und ein Licht für sie angezündet wird. Zuerst lachte er dem Reb Jekutiel ins Gesicht und schrie, als säße ihm der „böse Geist" im Gehirn. Aber dann begann er jämmerlich zu weinen, trat seine gottlosen Bücher mit den Füßen und taumelte hinter dem Rabbi her bis in das Beth-Hamidrasch, als wie ein Lamm, das hinter der Glocke herschwankt. Er war aber so gut wie todt von jetzt an. Man reichte ihm zu essen; er schüttelte den Kopf und wehrte es von sich ab. Man sprach zu ihm; er gab keine Antwort. Man schlug ihm den Talmud auf; er wendete die Augen fort. Er murmelte nur immer den Kadisch vor sich hin oder wenn der Husten ihn losließ, so stöhnte er: Weil du mir nachgingst in die Wüste, das unfruchtbare Land."

„Und als er starb, kam kein anderes Wort von seinen Lippen?"

„Man soll davon nicht reden, Herr," flüsterte Meierche und wurde leichenfahl, „denn er ist doch ein Epikores geblieben bis zum letzten Athem, und wenn er ein Ristotles (Aristoteles) gewesen wie der Rambam (Maimonides), so wird es ihm doch nicht geschenkt werden, daß er gestorben ist mit einem goischen Namen im Munde, mit dem Namen: Maria."

Mein armer Benjamin!

Sie wähnen, die Reue habe dich getödtet. Aber das ist nicht wahr. Die Liebe hat dich verrathen, und daran gingst du zu Schanden.

Maria war schön wie der junge Tag. Ich weiß es, denn ich habe sie selbst gekannt. Doch sie war auch eitel und hart, von der Armuth entweiht, die oft wie ein Reif auf junge Pflanzen wirkt. Die Mutter lang schon todt, der Vater ein Säufer, der knirschend von den Juden kargen Erwerb einstrich. Das ist das Klima nicht, in dem die schöne Frucht dem Wurm entgeht.

Als der arme Bocher verstört dahergewankt war, verstoßen und geächtet, von Heimath und Jugend losgelöst wie ein Junges, das der Sturm aus dem Neste geschleudert, und als der Vater ihm höhnisch Säge und Hacke in die Hand gab, da hatte sie ohne eine Spur von Erbarmen vor sich hingekichert, als gälte es einem heiteren Scherz. Aber der sonderbare Gast hatte ausgeholt wie ein Riese, und das Scheit war, hart durch die Mitte getroffen, auseinandergesprungen, als hätte es der Blitz gespaltet. Da war sie buchstäblich erschrocken, und mit dem Schreck kam die Scham. Sie wollte des Spottes ledig werden, der sie zur Unzeit angewandelt hatte. Deshalb zeigte sie dem Fremden eine zarte Theilnahme. Sie reichte ihm Trank und Speise, wenn er müde zusammenbrach, rückte ihm den Sessel hin, wenn er von seinen unsteten Wanderungen aus Feld und Wald zurückkam, und sang lustige Liedchen, wenn seine Augen finster auf die Wände starrten. Dann war ein Tag, da ging es plötzlich wie ein Sonnenstrahl über seine umdüsterten Züge; er folgte jedem ihrer Tritte mit gespanntem Auge, nickte still-lächelnd vor sich hin und begann, wie abwesend, mit weicher Stimme:

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und weinend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Sie horchte hin. Es klang ihr so süß an das Herz, daß sie, als er geendet hatte, zu ihm hinüberschlich und mit der Hand über seine heiße Stirne fuhr. Weiter, weiter! drängte sie, und er, wie verloren, sprach fort und fort, bald lauter und bald leiser, aber immer in demselben wehmüthig klagenden Tone.

Und so von jetzt ab verlief manche Stunde. Er las aus seinen Büchern, und sie, das blonde Haupt in ihre Hand gestützt, lauschte, als hörte sie weit aus der Ferne lockenden Gesang. Liebte sie ihn? Sie leugnete es sich, denn er war ein Jude, wenn auch ein anderer als die Anderen. Aber sie that, als ob sie ihn liebte, denn das Herz wollte ihr springen vor Stolz, wenn sie bedachte, es könne Einer um ihretwillen, um der Tochter des Lichtanzünders willen, sich losschwören von Vater und Mutter, von Jugend und Vergangenheit. Um dieses Bekenntniß aus ihm herauszulocken, war sie bald herrisch und bald demüthig, bald weich und bald rauh.

Armer Benjamin! Die Weiber sind niemals gefährlicher, als wenn sie uns mit weicher Hand über die Stirne fahren, um im nächsten Augenblicke uns mit ihren Sternen feindselig anzublitzen. Und du warst so unerfahren im Verkehr mit Frauen.

Der Alte beobachtete die beiden jungen Herzen.

„Laßt mir mein Kind in Ruh," sagte er eines Tages zu Benjamin, „es ist nicht für Euch."

„Warum nicht?"

„Weil Ihr ein Jud' seid."

„Und wenn ich aufhörte, es zu sein?"

„Auch nicht. Ihr habt kein Brot."

„Ich will Lehrer werden."

„Taugt nichts für mein lustiges Kind."

„So fragt sie erst um ihren Willen."

„Ist nicht nöthig. Bald kommt der Joseph, der Tischlergeselle, von der Wanderschaft heim, den nimmt sie; ich weiß es aus ihrem Munde."

Benjamin sprach kein Wort weiter. Er fuhr sich nur über die Stirne und starrte minutenlang ins Weite. Er hatte diesen zerlumpten Lichtanzünder einst so tief verachtet. Nun war er von den Seinigen geächtet und von den Fremden verrathen; was war schmerzlicher?

Unterdessen ging der pfiffige Alte zum Rabbi. „Der Benjamin, der Epikores, will ein Christ werden; er hat mirs selbst verrathen, und wenn Ihr nicht eilt, Rabbi, um ihn daran zu hindern, so erlebt Jehovah eine große Schande."

Das wars, weshalb Reb Jekutiel hinausging und Benjamin ins Gewissen redete. Als der Bocher fort war, wurde es Marien noch manchmal bange nach seinen schönen Reden und seinen tiefsinnigen Büchern. Aber bald entschlug sie sich der Bangigkeit, denn der Joseph, ihr Gespiele, kam heim und brachte ihr ein güldenes Kreuzlein, damit sie es auf dem Busen trage, bis seine Werkstatt aufgethan sei und er sie als Frau Meisterin zum Altar führen könne. Der Benjamin, den die Juden haßten und verfluchten, war ihr ein Gegenstand stiller Sehnsucht gewesen; dem Benjamin, der zu ihnen zurückgekehrt war, fühlte sie sich fremd.

Das ist die Geschichte meines Freundes Benjamin. Was man eine Novelle nennt, davon trägt sie nur wenige Züge. Aber sie ist wahr, und dies ist, wenn auch kein künstlerischer, so doch ein psychologischer Vorzug. Auch eine Ghetto-Geschichte ist es nicht eigentlich, wenigstens nicht eine von denen, die voll von seltsamen Conflicten und noch seltsameren Lösungen sind. Doch was sinne ich noch lange über einen Namen? Eine Erinnerung ist, nichts weiter, in mir aufgetaucht, als ich jüngst an Benjamins Grabe in meiner fernen Vaterstadt ein paar Minuten Rast hielt. Ich denke, Manchem, der seine Jugendzeit in den Judenvierteln des deutschen Ostens verbrachte, werden ähnliche Geschichten erinnerlich sein, denn die Benjamins sind typisch für den Uebergang, der den polnischen zum deutschen Juden machte und vom Talmud zur modernen Bildung führte. Viele brachen mitten auf dem Wege zusammen.

Die Civil-Ehe im Judenviertel.

Ueber ein Jahrzehnt ist's her, da begegnete ich in der „Gasse", nicht in einer böhmischen, wo Leopold Kompert's reizende Judengeschichten spielen, sondern in einer polnischen, einem alten, hinfälligen Trödler, der mir mit demüthiger Aufdringlichkeit seine Waaren feilbot. Kämme, Handspiegel, Zahnbürsten, Federmesser kramte er mit fieberhafter Geschwindigkeit vor mir aus, und als ich achselzuckend seine Schätze verschmähte, murmelte er mit schneidender Bitterkeit: „Mit Stecknadeln soll man handeln, aber der Einzige muß man sein."

Das wunderliche Lebenssprüchlein aus der „Gasse", das einen so herben Protest gegen die vielgepriesene freie Concurrenz enthielt, war mir längst aus dem Gedächtniß entschwunden. Als ich aber die Lectüre der Kompert'schen Erzählung: „Zwischen Ruinen" beendigt hatte, drängte es sich mir wieder ungerufen in die Erinnerung. Und da ich der anscheinend seltsamen Ideenverbindung nachsann, da dünkte sie mir allgemach nichts weniger als willkürlich oder erkünstelt. Leopold Kompert handelt mit Stecknadeln, aber er ist der Einzige; kein anderer unter Deutschlands Erzählern vermöchte mit ihm auf dem schmalen Gebiete, das er seiner Muse erobert, zu wetteifern. Oder doch, es gibt einen, der in der psychologischen Kenntniß der „Gasse" ihn erreicht, einen Einzigen, und das ist Aron Bernstein. Aber Bernstein hat sich in zwei Novellen, zu denen er sich mit wundersamem Tiefblick den Stoff aus der polnischen „Gasse" herausholte, in „Vögele der Maggid" und „Mendel Gibbor" erschöpft,

während Kompert in seiner böhmischen „Gasse" unermüdlich nach neuen Figuren und Problemen umherspäht und von seinen Entdeckungsreisen niemals mit leeren Händen heimkehrt.

Ist die polnische „Gasse" an seelischen Conflicten und poetisch verwerthbaren Typen ärmer als die böhmische? Oder ist Kompert erfindsamer, stimmungsvoller, schöpferischer als sein norddeutscher Rivale? Ich stehe nicht an, beide Fragen zu bejahen. Die polnische „Gasse" verhält sich zur böhmischen etwa wie der Talmud zur Bibel, wie der Verstand zum Gemüthe, wie die Dialektik zur Phantasie. Dort herrscht neben dem spitzfindigen, haarspaltenden Witze die starre, ascetische Entsagung; hier flattert ein gutmüthiger, versöhnlicher Humor um heitere, lebensfreudige Seelen. Die polnische „Gasse" verschließt ihre Pforten trotzig gegen jeden fremden Hauch, und mystische Nebel brauen über ihren Bewohnern, während der böhmische Jude willig dem Geiste einer neuen Zeit sich ergibt. Mit Sarkasmen und spitzigen Pointen — sie nennen es „gleiche Wörtchen" — wird dort Alles feindselig abgewehrt, was der Talmud und seine Commentatoren nicht als erlaubt und zuträglich erklärt haben, wohingegen hier eine weiche elegische Resignation den Uebergang zu neuen socialen Formen erleichtert.

Wenn es verstattet wäre, Einzelne zum Beispiele heranzuziehen, so würde ich wohl Eduard Lasker, den Sohn der polnischen „Gasse", dem Sohn der böhmischen, Moritz Hartmann, gegenüberstellen. Jener kämpft mitten im Staubwirbel der Zeit mit den geschliffenen Waffen der Beredtsamkeit, während dieser, träumerisch und goldener Ideale voll, im Gefolge der Musen einherschritt; Jener wühlt in den „Bekenntnissen einer Mannesseele" mit sichtlichem Behagen die schmerzlichen Erfahrungen seines Lebens auf, während dieser heitern Auges dem Dasein seine unnennbaren Freuden abfordert. Ein Virtuos der Eine, ein Poet der Andere.

Und der nämliche Unterschied besteht auch zwischen Bernstein und Kompert. Schärfer, energischer sind die Figuren, härter die Conflicte, welche Bernstein in der „Gasse" vorfindet; aber der Tod liegt auf ihnen, denn der brausende Strom der Zeit wälzt sich an ihnen vorbei, ohne sie zu benetzen. Kompert aber rückt seine Gestalten mitten in die Gegenwart hinein; er läßt sie theilnehmen und

sich blutig ätzen an den Räthselfragen, deren Lösung die umgebende Welt anstrebt.

Was ist die „Gasse", wenn nach wie vor eine Kette sie von den übrigen Menschen trennt? Ein modernes Stück Vergangenheit, das kein Sonnenstrahl bescheint, eine Mumie, an der die Neugier selber achtlos vorüberschreitet. Aber wenn ihre Eingangspforten allmälig zerbröckeln, um dem Lichte den Zutritt zu gestatten, dann ist die „Gasse" ein lehrreiches culturgeschichtliches Capitel, ein interessanter Commentar zu dem Dichterworte, daß aus den Ruinen neues Leben blüht. Und indem Kompert mit künstlerischem Auge diesen Zerbröckelungsproceß verfolgt, indem er liebevoll jeden Lichtschimmer auffängt, der durch die Bresche in die Finsterniß der „Gasse" hineinschlüpft, wandelt er, ein rückwärts gekehrter Prophet, freilich „zwischen Ruinen", aber er ist zugleich ein Priester des modernen Geistes, dessen siegreiche Gewalt er verkündet, der vermuthlich letzte Prophet einer sterbenden Welt.

Wie diese Welt stirbt, unter welchen erschütternden Seelenkämpfen und Beängstigungen, davon entwirft Kompert ergreifende Bilder. Als der Dichter vor etwa zwei Jahrzehnten seine meisterhafte Novelle „Christian und Lea" schuf, da stand die Umfassungsmauer der „Gasse" noch aufrecht, und für die Liebe zwischen Christ und Jüdin gab es nur einen einzigen, einen tragischen Abschluß. Aber seitdem ist Stein um Stein aus dem Mörtel gefallen; der Weg aus und zu der „Gasse" ist nicht mehr versperrt, und das mächtigste sociale Bindemittel, die Ehe, führt die vordem gewaltsam Getrennten zusammen, gleicht die Besonderheiten, welche das Vorurtheil aufgerichtet, freundlich aus und fördert ein neues Geschlecht zu Tage, dem der mißverstandene Glaube nimmermehr als brutale Schranke im Wege stehen wird.

Es ist freilich in der böhmischen „Gasse" vorerst noch eine armselige Freiheit, dieser Behelf der Noth-Civil-Ehe, und der sittliche Mensch sträubt sich dagegen, daß man ihn nöthigt, vor alle Welt hinzutreten und in den Markt hinauszuschreien: Seht her! Ich gebe mein Bekenntniß hin, um mir dafür ein Weib einzutauschen! „Das Eine steht hier und das Andere steht dort, und zwischen Beiden fließt seit undenklichen Zeiten ein breiter Strom. Wer hat ihn hierher gesetzt? Woher kommt die Welle, die ihn benetzt? Das

wußten sie so wenig, daß sie annehmen mußten, die Natur selbst habe aus Abneigung gegen ihr eigenes Werk diese Scheidung festgestellt. Nun aber sahen sie mit einer Art dumpfen Erstaunens, wie sich über diesen Strom mit einem Male ein Nothsteg baute, schmal und schwankend zwar, aber bei einigem Muthe doch zu betreten. Und der Steg war kein Luftgebilde. Hie und da hatten ihn schon einige betreten . . . Es ging eine tiefe Verstimmung durch die Welt und in den verschiedensten Tonarten brauste der Groll auf. Es gab also zu allen Zeiten ein Mittel, um über den Strom zu kommen? Warum dann nur diesen schwächlichen Nothsteg? Warum überbrückt ihr diesen Strom nicht von allen Punkten, wo es nur immer angeht? Warum setzt ihr das Werk der Lüge und Täuschung fort?"

Aber am Ende kommt dem „Fabrikanten" Jonathan Falk, der zu den Honorationen der „Gasse" gehört und bis zur drohendsten Lebensgefahr für das Deutschthum gegen die czechischen Agitationen eintritt, auch dieser schwächliche Nothsteg zu statten, auf dem er die blonde christliche Weberstochter Maria Dorothea Lang als Herrin in sein reiches Haus hinüberleitet.

Dorothea ist ein Tauschkind; ihr Vater wechselte sie gegen den Sohn des Schmiedes Jaroslaw Patek aus, damit sie czechisch und der Bube deutsch sprechen lerne. Aber sie weinte bitterlich auf der Bank vor Jaroslaw's rußiger Werkstätte, und das erbarmte den weichen Jonathan, der nachdenklich zur Synagoge schritt. Und er nahm sie in sein Haus, wo sie sich wundersam zu seinem kleinen stummen Söhnlein hingezogen fühlte. Bald hat sich zwischen ihr und ihrem Pfleglinge ein unzertrennliches Verhältniß gebildet, bei dem selbst die Mutter des Knaben in den Hintergrund tritt.

Drei volle Jahre ist das schöne, inzwischen zur Jungfrau herangereifte Christenmädchen in dem Hause der „Gasse" gewesen; sie war nicht Dienstmagd und nicht Familienmitglied, sie wandelte als guter Genius durch Jonathans Räume. Da überfallen plötzlich zur Nachtzeit czechische Unholde das Haus des „Fabrikanten", bedrohen ihm sein Leben und setzen ihn den rothen Hahn auf das Dach, weil er ihrem Landtagscandidaten seine Stimme verweigerte. Der Schreck tödtet sein Weib, aber er gibt auch seinem Söhnlein die Sprache. Und

nun waltet Dorothea an Stelle der Hausfrau, und leise regt sich in ihrem wie in des Wittwers Busen die Liebe. Ach! eine schmerzhafte, trostlose Liebe; denn nicht minder als Dorothea in den Satzungen ihrer Kirche, ist Jonathan in den Traditionen der „Gasse“ und in der pietätvollen Erinnerung an seine frommen Eltern befangen, die längst auf dem „guten Orte“ im ewigen Schlafe ruhen.

Der Strom, der Strom! Und sie steht hüben und er drüben, und sie können den Steg nicht betreten, weil sie sich nicht loszureißen vermögen von den Gewohnheiten und den Vorurtheilen ihrer Jugend. Es kommen Augenblicke, da ermannen sie sich und Jedes setzt auf seiner Seite den Fuß auf das schwanke Brett, um einander entgegen zu eilen. Aber da läutet ein Kirchenglöcklein über den Rain herüber und Dorothea weicht erschrocken zurück, oder die Sabbathlichter erstrahlen im milden Glanze und dem armen Jonathan sinkt das zaghafte Herz. Auch ist ein finsterer Gast im Hause des „Fabrikanten“ eingekehrt, ein verlorener Sohn, der als dreizehnjähriger Knabe die Heimath verlassen hat und nach einem wüsten Leben in Polen unter die „Chassidim“ gerathen ist. Der unselige Bursch steht wie ein zweischneidiges Messer zwischen dem liebenden Paar, und sein dämonisches Treiben, das in dem Nimbus der Buße verhüllt ist, scheucht alle Heiterkeit aus Jonathans Hause. Und doch muß die Liebe siegen, sollte sie sich selbst als ihrer Sachwalterin, der greisen Veile Oberländer, der resoluten Lehrerswittwe, bedienen müssen, die, weil sie kein anderes Ende des Verhältnisses zwischen ihrem Lieblinge Jonathan und dem herzigen Christenmädchen absieht sich zuerst von der Satzung emancipirt und die Liebenden ermuthigt. Das ist ein Ringen und ein Kämpfen, unsäglich schmerzhaft und doch wieder süß ohnemaßen.

Und eines Tages hat es ein schönes freudiges Ende; da steht auf einem weißen Papier auf der Mauer des Rathhauses zu lesen: „Es wird hiermit zur allgemeinen Kenntniß gebracht, daß Herr Jonathan Falk, gebürtig von hier, Fabrikant wohnhaft hier, und die Jungfrau Maria Dorothea Lang, gebürtig aus Holzendorf in Deutsch-Böhmen, Weberstochter, eine Ehe unter sich zu schließen beabsichtigen. Jedermann, dem ein gesetzliches Hinderniß dieser Ehe bekannt ist, wird aufgefordert u. s. w.“

Die erste Noth-Civilehe im Städtchen! Der Steg war schwank und gebrechlich, aber sie haben ihn doch überschritten, trotz der finsteren Blicke, welche die „Gasse" ihnen zuwarf, und des knirschenden Grolles, welcher das feiste Antlitz des Caplans verzerrte! „Confessionslos!" Als ob man, was man glaubt, so ohne Weiteres abstreifen könnte, wie ein Gewand! Aber der Reichsrath und die Regierung in Wien meinen, daß dies so gehe, und deshalb thun Jonathan Falk und Dorothea Lang, als ob sie keinen Glauben mehr besäßen. Es ist eine Nothlüge, welche der Staat verlangt! Und der Staat sollte doch vor allem Andern seine Angehörigen zur Wahrhaftigkeit anhalten! Glücklicherweise sind der jüdische „Fabrikant" und das christliche „Tauschkind" zwei treffliche, festgefugte Menschenkinder, welche trotz des Nothsteges, den sie wandeln müssen, sich selbst und ihrem Gewissen treu bleiben. Aber sind denn auch Alle so geartet, welche mit einer Lüge auf den Lippen in die eheliche Gemeinschaft eintreten?

In diesem skeptischen Fragezeichen gipfelt die Tendenz dieser für das Ghetto bezeichnendsten Dichtung, und es ist eine tiefsittliche Tendenz. Sie braucht freilich nicht an den Conflicten der „Gasse" erhärtet zu werden, denn mehr als diese liefern ihr die großen Städte, die Pulsadern des öffentlichen Lebens, ein reichhaltiges Material. Aber Kompert wandelt nun einmal seine eigenen, weltentlegenen Pfade, und er hat den Vortheil, daß in dem engumgrenzten Bereiche seines dichterischen Schaffens die Gegensätze schroffer einander befehden und die confessionellen Disharmonien durch nationale Zerklüftungen verschärft werden. Der fanatische Caplan, der das deutsche Christenmädchen aus der Kirche weist, weil es sein Herz an einen Andersgläubigen verloren, und der biedere czechische Schmied Jaroslaw Patek, den ein Hammerschlag seines Gesellen zu Boden streckt, weil er den deutschgesinnten Juden gegen die Mißhandlungen seiner eigenen Stammesgenossen schützt, sind die Figuren, welche den Riß darstellen, der „hoch oben in dem nördlichen Böhmen", zwischen Mensch und Mensch klafft.

Ich habe es versucht, das vielverschlungene Seelengemälde, welches Kompert in seiner zweifellos reifsten Dichtung von der „Gasse" mit Meisterhand geschaffen, in kargen Strichen nachzuzeichnen. Es

kann gelingen, die Vorzüge einer poetischen Composition und die Gestaltungskraft eines Dichters einigermaßen erkennbar zu machen. Die Poesie der Sprache aber und das besondere Colorit einer entlegenen Weltanschauung vermag eine gedrängte Wiedergabe nicht zu reflectiren.

„Zwischen Ruinen“ vermeint Kompert zu wandeln, indem er in die „Gasse“ hinabsteigt und ihr innerstes Leben, ihre Wiederauferstehung im Lichte der neuen Zeit belauscht. Aber es sind keine Ruinen, denn es keimt und sproßt in der „Gasse“, als wolle die Frühlingssonne auch sie endlich mit Glanz und Wärme durchdringen. Die arme „Gasse“! Wie lange hat sie warten müssen, bis der erste Lichtstrahl befreiender Cultur sich in ihren dumpfen Moder hineinstahl!

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.